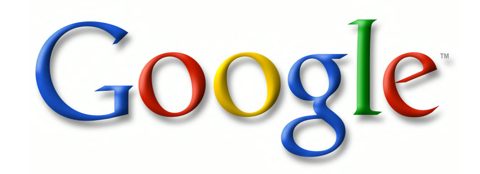
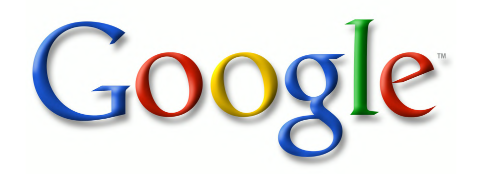
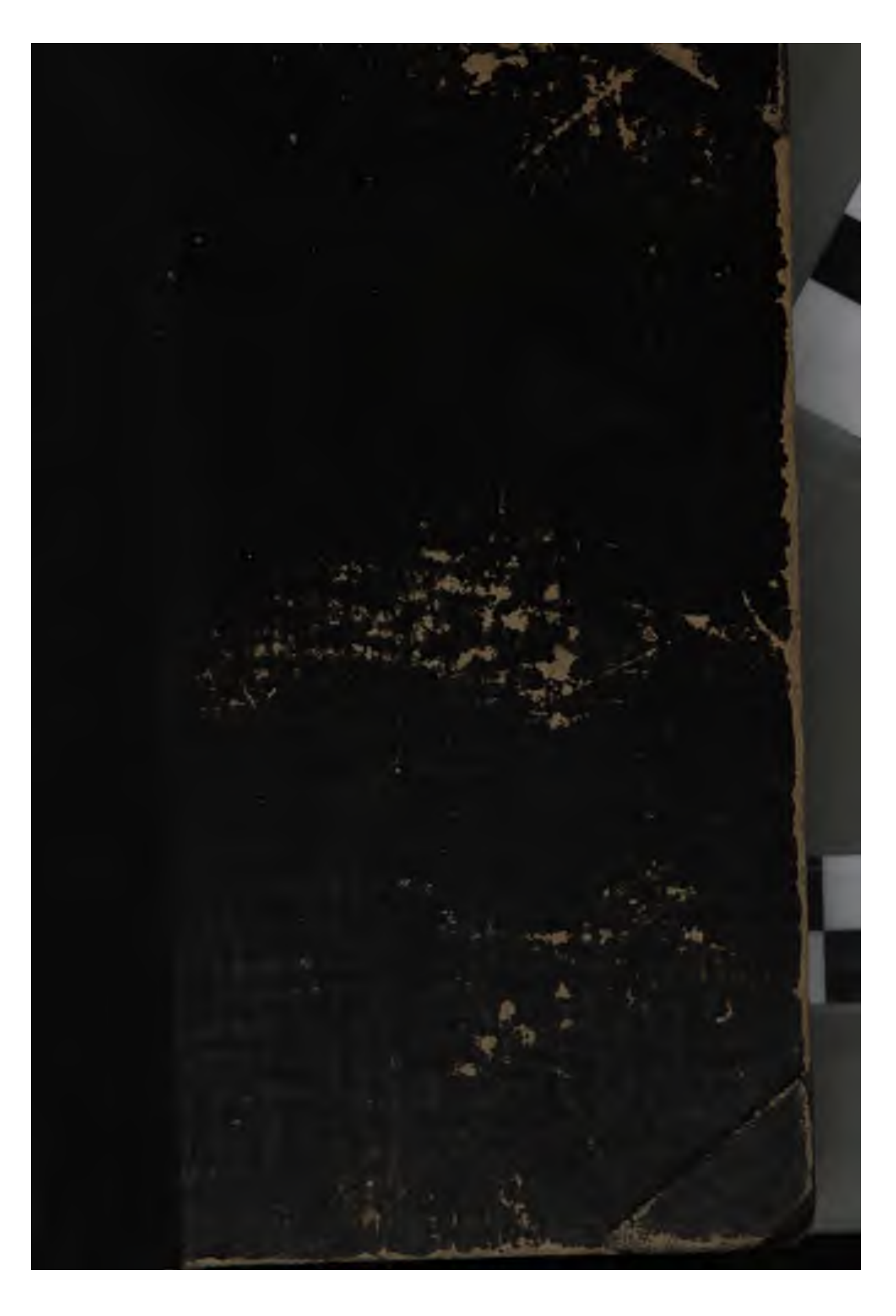







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY



Goethe's Gedichte

erläutert von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Band.

Goethe's Gedichte

erläutert und

auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder

zurückgeführt

nebst

Variantensammlung

von

Heinrich Viehoff,

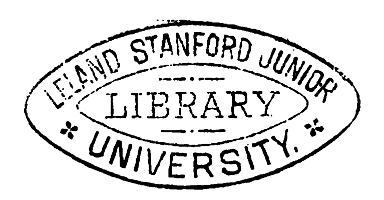
Professor und Director der Realschule erster Ordnung und der Provinzial-Gewerbeschule zu Trier.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage in zwei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Verlag von Carl Conradi.
1870.

S



Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Sonette.

1807.

Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die südliche, ursprünglich provençalische Dichtform des Sonetts durch Opitz, Weckherlin und Flemming in die deutsche Literatur eingeführt und sodann von der zweiten schlesischen Dichterschule bis zum Uebermaß geübt. Durch ihre tändelnde, oft ganz unwürdige Behandlungsweise in Mißcredit gerathen, verstummte diese Gesangesart auf einige Zeit wieder ganz, bis Bürger ihr von Neuem den Beifall der Nation gewann. Hierauf versuchten sich einige andere Göttinger, wie Boie, besonders aber die Romantiker (Schlegel, Tieck, Novalis) mit Glück in dieser Dichtgattung. Doch fehlte es auch nicht an Unberufenen, die über dem Bestreben, dem Sonette möglichst viel Wohlklang und Tonfülle zu verschaffen, in allerlei Abgeschmacktheiten verfielen. Namentlich haschten sie nach vollklingenden Fremdwörtern und schwertönenden Endreimen und hofften dadurch den Weltkampf mit den klangreichern italienischen, spanischen und portugiesischen Idiomen zu bestehen. Diesem Unwesen trat Voß in Verbindung mit Baggesen in dem „Karfunkel- und Klingklingel-Almanach" entgegen, wo er das Sonett mit folgendem Spottgedicht verhöhnte:

Was singelt ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' im Flug euch 'grade von Toskanana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart wie Amoretto?

Auf, Klingler, hört von mir ein andres Detto!
Klangvoll entsteigt mir ächtem Sohn von Mana
Geläut der pomphaft hallenden Campana,
Das summend wallt zum Elfenmenuetto!

Mein Haupt, des Siegers, krönt mit Ros' und Lilie
Des Rhythmus und des Wohlklangs holde Charis,
Achtlos, o Kindlein, eures Larifaris!

Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Petersilie!
Von schwülem Anhauch ward euch das Gemüth heiß
Und fiebert ach! in unheilbarem Südschweiß.

Auch Goethe, wie viel Theilnahme er sonst neuen Dichtarten zu schenken pflegt, stand längere Zeit an, sich im Sonett zu versuchen, und sprach sein Bedenken gegen diese Form in einem Gedicht aus, das wir jetzt unter der Ueberschrift „Sonett" an der Spitze der Abtheilung Epigrammatisch finden. Es schließt:

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten;
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Indeß verharrte Goethe nicht in der Opposition, und gab schon in dem Vorspiel „Was wir bringen" aus dem Jahr 1802 seine Bekehrung zum Sonett durch ein Gedicht

in dieser Form kund, welches in der Gedichtsammlung unter dem Titel „Natur und Kunst“ als Gegenstück unmittelbar auf das letzterwähnte folgt. Er bekennt darin, daß ihm der Widerwille gegen diese beschränkende Form geschwunden sei, und urtheilt nunmehr:

Wer Großes will, muß sich zusammen raffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

In eine wahre Leidenschaft für das Sonett aber gerieth Goethe im Spätjahr 1807 während eines Aufenthaltes zu Jena (vom 11. November bis zum 18. December). „Es wurden damals“, so berichtet Riemer, „in den abendlichen Lesezirkeln bei Frommann, Knebel u. A. besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries, und zuletzt von Zacharias Werner, der persönlich (am 3. December) in diese Kreise getreten war, vorgelesen, und im Stillen auch von Goethe versucht, — wie es denn seine Art war, sich von berühmten Mustern und Vorbildern anregen zu lassen, — und zwar gleich in einer gewissen Anzahl.“ Hiervon wurde nun alsbald an Freund Zelter Meldung gethan, und Goethe versprach in einem Briefe vom 16. December, ihm gelegentlich ein Dutzend der neuentstandenen Gedichte zu schicken. Nach Riemer betrug die Gesammtzahl der damals vollendeten Sonette zwanzig; wir finden ihrer jetzt nur siebenzehn zusammengestellt.

Voß konnte unserm Dichter seine Bekehrung zum Sonett nicht verzeihen und gab seinem Unmuth in folgendem Gedichte Lauf.

An Goethe.

Auch Du, der, sinnreich durch Athenens Schenkung,
Sein Flügelroß, wenn's unfügsam sich bäumet

Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zur freien Lenkung,

Du hast, nicht abhold künstlicher Verschränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stümmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Truvaduren,
Die einst vor Barbarn, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingendes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit frohem Sang und Klingklang afterchristisch
Als Lumpenpilgrim' wallen nach Loretto!

Goethe ließ sich aber nicht irre machen; er schrieb im nächsten Jahre (den 22. Juni 1808) an Zelter: „Wenn Ihnen das Voßische Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Punkte völlig überein .... Was soll es heißen, eine einzelne rhythmische Form mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das Jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag? Wie lächerlich ist's, mein Sonett, in dem ich einigermaßen zu Ungunsten der Sonette gesprochen, immer wiederzukäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen, und mich auch als Parteigesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deßwegen zu verachten oder zu verwerfen." Später hatte er die Freude, seine Sinnesänderung von einem jüngern Dichter (Platen) in folgender Zuschrift gefeiert zu sehen:

Das Sonett an Goethe.

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.

Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen;
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß den Meister göttlich offenbaren.

Wenn Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze.

Soviel in Betreff der Gattung, welcher diese neue Gruppe von Poesien angehört, die ziemlich unerwartet in der Reihe der Goethe'schen Dichtungsformen hervortrat. Was nun aber den Inhalt derselben anlangt, so galt dieser eine geraume Zeit für fingirt, bis 1835 der Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde von Bettine von Arnim, geb. Brentano erschien. Bettina, die Tochter der einst von Goethe geliebten, in die Wertherdichtung verflochtenen Maximiliane Brentano, geb. La Roche, hegte von Kind auf eine schwärmerische Liebe und Verehrung für Goethe. Wie enthusiastisch sich diese bei ihrem ersten Besuche des Dichters zu Weimar im J. 1807 kundgegeben, stellt jener Briefwechsel mit der größten Naivität dar. Bald nachher eröffnete sich eine Correspondenz mit Goethe, die ihrerseits schnell in den Ton einer leidenschaftlichen Zu-

neigung überging. Unter ihren Briefen an Goethe finden sich nun mehrere, theilweise unten näher bezeichnete Partien, welche, die Authenticität der Briefe vorausgesetzt, offenbar zu einigen der Sonette als Anregung gedient und zu andern sogar den ganzen Stoff hergegeben haben müßten. Es ist aber seither durch mehrseitige Untersuchungen dargethan worden, daß Bettina's Schrift an vielen Stellen der Glaubwürdigkeit entbehrt, und aus einer Mischung von Wahrheit und Dichtung besteht, worin letztere sogar das überwiegende Ingrediens bildet. Dies berechtigt uns jedoch nicht, allen genetischen Zusammenhang der Sonette mit Bettina's Correspondenz ganz wegzuläugnen, oder mit Riemer zu behaupten, jene Briefpartien seien umgekehrt durch die Goethe'schen Sonette angeregt und theilweise durch Auflösung derselben in Prosa entstanden. Wir gehen, damit der Leser sich selbst über diese Frage ein Urtheil bilden möge, auf seine Beweisführung etwas näher ein.

Riemer erzählt, Bettina habe sich schon 1807 „im zweiten Stadium ihres zwischen Mignon und Philine einschillernden, übrigens noch durch ein eigen Brentano'sches Ingrediens nüancirten Attachements" eines Morgens gegen ihn beklagt, daß Goethe sich so wunderlich und sonderbar, was in Goethe's Sprache geheißen haben würde, eben nur passiv gegen sie verhalte. „Wie ist nun zu glauben," fährt er fort, „daß nachher in der Entfernung eine größere poetisirende Zuneigung auf seiner Seite sich eingefunden habe, wenn sie sich gleichwohl noch über seine kalten, steifen Briefe so bitter beschweren kann? Wie stimmen jene leidenschaftlichen Sonette, jene feurigen Lieder, die er an sie gerichtet haben soll, zu den gleichzeitigen steifen und kalten Briefen?" Darauf läßt sich entgegnen, daß es ganz wohl

in Einklang zu bringen sei, wenn Goethe in den Briefen sich gehaltener und gemessener zeigt, und in den Gedichten einen leidenschaftlichern Ton anschlägt. In den Briefen gab er sich wahr und seinen wirklichen Empfindungen entsprechend, in den Sonetten ging er spielend in die glühendern Gefühle Bettinens ein. Es war natürlich, daß der beinahe Sechszigjährige die romantische Liebesgluth der jungen Verehrerin nicht in gleichem Maße erwiederte; und wenn er auch dabei weniger kalt geblieben sein mag, als Riemer uns glauben machen will, so mußte er doch Bedenken tragen, seine Gefühle brieflich in nackter Prosa auszusprechen, oder sie gar den Freunden und Bekannten in seiner Nähe zu gestehen. Und so beweist es denn auch nichts gegen seine Zuneigung für Bettine, wenn er am 11. December 1807 im Gespräche mit Riemer sich über sie „nicht eben als leidenschaftlicher Liebhaber, sondern nur als Bewunderer ihres geistreichen und barocken Wesens" erklärte. Aber sehr willkommen mußte es ihm jedenfalls sein, daß gerade zu der Zeit, wo die südliche Dichtform, in der ein Petrarca seine tiefen Liebesempfindungen ausgesprochen, ihm so lebhafte Theilnahme abgewann, sich in Bettinens begeisterter Neigung ein so angemessener Gehalt zur Ausfüllung jenes poetischen Gefäßes darbot.

Gegen diese Annahme sträubt sich Riemer als gegen eine die Würde des Dichters verletzende Ansicht. „So arm", sagt er, „konnte Goethe's Phantasie und Herz auch im sechszigsten Jahre nicht sein, daß er Empfindungen von Bettinen erst entlehnen mußte, um sie nur, wie ein griechischer Hypophetes die begeisterten Naturlaute der somnambülen Pythia, in Verse zu bringen." Allein wir wissen aus anderweitigen Beispielen genugsam, daß Goethe selbst

in jüngern Jahren, wo die Quelle seiner Erfindungskraft reich sprudelte, es nicht verschmäht hat, manches fremde Bächlein in den Strom seiner Poesie zu leiten. Seine begeistertsten Verehrer, seine einsichtigsten Beurtheiler erkennen dies an und besorgen keineswegs, dadurch dem großen Dichter zu nahe zu treten.

Riemer meint, man könne von einigen der Briefe Bettina's dreist sagen, sie seien nur das in Prosa aufgedröselte meta- und paraphrasirte Poem Goethe's; denn man höre noch das Sylbenmaß hindurch mit der Wort- und Satzfolge. Wir werden unten mit einigen Sonetten die entsprechenden Partien aus dem Briefwechsel zusammenstellen, und zweifeln, ob der Leser, der ohne vorgefaßte Meinung an die Vergleichung geht, dieselbe Entdeckung wie Riemer machen wird. Jene Partien unterscheiden sich in Ton und Ausdrucksweise nicht von Bettinen's übriger Correspondenz. Daß hier und da Goethe's Poesie mit ihrer Prosa nahe zusammenfällt, darf nicht befremden, da Bettinen's Styl sich durchgehends in einer gewissen dichterischen Höhe hält; dafür ist an andern Stellen die Abweichung um so bedeutender.

Scheint hiernach Riemer in Beziehung auf Bettine zu viel zu verneinen, so möchte J. W. Schaefer in seinem Leben Goethe's etwas zu viel behaupten, wenn er unbedenklich als die Muse der Sonette die liebenswürdige Minna (Wilhelmine) Herzlieb, geb. den 22. Mai 1789, Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, Tochter eines Oberpfarrers zu Züllichau, nachmals mit dem Professor Walch verheirathet, bezeichnet. „Wie Petrarka's Brust der Charfreitag (Nr. 16)“, sagt er, „so ist dem Herzen unsers Dichters der Advent von 1807 (der 29. November) als

ein ewiger Maitag eingegraben, wo ihm die schon als Kind Geliebte nun als blühende Jungfrau wieder erschien und mit allen Banden zärtlicher Liebe an sich fesselte. Schöne Tage reihen sich an einander, von freundlichem Begegnen und herzlichem Gespräch beseligt, bis die Poesie den Schmerz des Scheidens und die Sehnsucht der getrennten Liebenden zu versüßen unternimmt; innige Liebesworte begleiten ein kleines Christgeschenk an die Geliebte (Nr. 12). Das ist der leichte Faden, von dem der Sonettenkranz zusammengehalten wird." Es unterliegt keinem Zweifel, daß einige der Sonette in Beziehung zu Minna Herzlieb stehen; briefliche Mittheilungen, die Varnhagen von Ense mir für meine Arbeiten über Goethe zukommen ließ, so wie mündliche, die Schaefer von Eckermann erhielt, bestätigen dies. Auch erwachte Goethe's Neigung zu ihr auf's Neue*) gerade in den Tagen, wo die Sonette entstanden; am Advent 1807 war der Dichter Mittagsgast im Frommann'schen Hause. Desgleichen bezieht sich unzweifelhaft auf sie, was Goethe über seine nächstfolgenden größern Dichtungen, Pandora und die Wahlverwandtschaften, sagt, daß in beiden sich das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrückt, und Niemand an dem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schließen scheue. Aber in den Tagen, wo die Sonette sich bildeten, war diese Leidenschaft wohl erst im Keimen begriffen; und Gedichte, wie die Nummern 8, 9 und 10, wo die Liebende schreibt, sind nicht im Charakter der Minna Herzlieb, die das Vorbild seiner Ottilie

*) Goethe hatte Minna Herzlieb schon als Kind oft in Jena gesehen, wo sie nach dem frühen Tode ihres Vaters wohnte. Am 22. Mai 1817 schickte er ihr mit seinen kleinen Gedichten die Verse „Zum Geburtstag" überschrieben, die unter den Zuschriften und Erinnerungsblättern (Bnd. 6, S. 113 der Ausg. in 40 B.) stehen und bis zu ihrem Tode (10. Juli 1865) in ihrem Besitz blieben.

in den Wahlverwandtschaften war, gehalten. Die richtige Annahme, wodurch sich der Knoten dieser vielfach besprochenen Frage am einfachsten löst, dürfte die sein, daß Goethe Bettinen's schwärmerische Liebe zu ihm und seine eigene aufkeimende Neigung zu Minna Herzlieb in den Sonetten in ähnlicher Weise verwoben habe, wie einst in Werther's Leiden die Verhältnisse zu Maximiliane und Lotte. Hieraus erklärt es sich denn auch, warum in der faktischen Unterlage dieses Sonetten-Cyklus sich keine rechte Congruenz und Einheit zeigt, und die Geliebte hier als abwesend, dort als gegenwärtig, hier als schwärmerisch zugethan, dort als zurückhaltend erscheint.

---

1. Mächtiges Ueberraschen.

Auf einer Rückreise von Weimar im J. 1807 will Bettine von der Wartburg aus über einen Sturm, der in der Nacht vom 1. auf den 2. August gewüthet, Folgendes an den Dichter geschrieben haben: „Heute Morgen hat mich die Sonne schon um halb fünf Uhr geweckt; ich glaub', ich habe keine zwei Stund geschlafen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln; die goldene Ruhe breitete sich aus am blauen Morgenhimmel, ich sah die Wasser sich sammeln und ihren Weg zwischen den Felskanten suchen hinab in die Fluth; gestürzte Tannen brachen den brausenden Wassersturz, und Felssteine spalteten seinen Lauf; er war unaufhaltsam, er riß mit sich, was nicht widerstehen konnte. — Da überkam mich eine so gewaltige Lust — ich konnte auch nicht widerstehen: ich schürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum;

ich stützte beide Hände in die Seite, um mich im Gleichgewicht zu halten, und sprang hinab in kühnen Sätzen, von einem Felsstück zum andern; bald hüben, bald drüben, das brausende Wasser mit mir, kam ich unten an. Da lag, als wenn ein Keil sie gespalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde quer über den sich sammelnden Wassern."

Vorausgesetzt, daß diese Briefstelle dem Dichter wirklich zugegangen (von der willkürlichen Datirung der Briefe läßt sich absehen), so könnte sie ihm den Anstoß zum vorliegenden Sonett gegeben haben, indem er in dem geschilderten Naturereigniß ein Bild dessen sah, was er in der Liebe erfuhr. Einem unaufhaltsam thalwärts wandelnden Strome gleichend, der sich dem Ocean zu verbinden eilt, nähert sich unser Dichter bereits mit starken Schritten dem Alter, als er plötzlich von der Liebe eines kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchens überrascht wird. Gehemmt ist nun auf einmal des Stromes Lauf zum Vater Ocean;

> Die Welle sprüht und staunt zurück und weichet
> Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken.

In der zum See zurückgedeichten Fluth spiegeln sich wieder himmlische Gestirne; die tiefen Jugendfühle erwachen wieder in des Dichters Brust; es beginnt für ihn ein neues Leben.

Goethe hätte demgemäß den überkommenen Stoff zwar vielfach modificirt und einen eigenthümlichen neuen Sinn hineingelegt, jedoch so, daß in dem neuen Gedichte noch manche Töne der Briefpartie anklingen, und die in kühnen Sätzen von Fels zu Fels hinabspringende Bettine als ein Vorbild der dämonischen Oreade des Gedichts erscheint. Nach dem Briefwechsel hätte Goethe es auch selbst gestanden, daß er von Bettine die Anregung zu dieser Production

empfangen. „Deine fliegenden Blätter, liebste Bettine," fügte er dem übersandten Gedichte bei, „kamen gerade zu rechter Zeit, um den Verdruß über Dein Verschwinden in etwas zu steuern. Beiliegend gebe ich Dir einen Theil derselben zurück." Worauf denn Bettine aus Kassel am 13. August antwortete: „Auf der Bibliothek hier konnte ich nicht umhin, mich zu Deiner jungen Büste aufzuschwingen, und meinen Schnabel wie eine Nachtigall daran zu wetzen. Du breiter voller Strom, wie Du damals durch die üppige Gegend der Jugend braustest, und jetzt eben ganz still durch Deine Wiesen jagst; ach! und ich stürzte die Felssteine vor, und wie Du Dich wieder aufthürmtest; wahrlich es war nicht zu verwundern, denn ich hatte mich tief eingewühlt." (Vgl. ihren vom 17. September datirten Brief.)

Die Gestalt, worin sich das Sonett im Briefwechsel findet, stimmt mit der in der Gedichtsammlung bis auf folgende Verse (5—7) überein:

> Doch stürzt sich Oreas mit einemmale —
> Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden —
> Herab zur Fluth, Behagen dort zu finden.

---

2. Freundliches Begegnen.

Dasselbe Thema, wie im vorigen Gedichte, nur auf andere Weise behandelt. Der Dichter schreitet, „im weiten Mantel bis an's Kinn verhüllt" (wie er nach Bettinens jedenfalls phantastisch ausgeschmückter Erzählung ihr einen mitternächtlichen Besuch im Elephanten zu Weimar abstattete), den schroffen, grauen Felsenweg der spätern Lebensjahre hernieder zu den winterhaften Auen des Alters, zur nahen Flucht bereit, wohin? etwa aus dem Leben? Da

tritt ihm ein himmlisches Mädchen in den Weg, und ein neuer Lenz scheint sein Dasein zu erhellen. Er versucht umsonst, sein Herz dem Zauber ihres Wesens zu verschließen; willenlos folgt er ihr, und da sie freundlich seiner harrt, wirft er auf einmal die winterliche Hülle weg und hält sie mit Jünglingsfeuer umschlungen. — Das Gedicht verhält sich zum vorhergehenden fast, wie die Erklärung zum Bilde. Beide stimmen nicht bloß in der ganzen Anlage, sondern bis in die Einzelnheiten überein, wovon der Leser sich durch Vergleichung der correspondirenden Strophen leicht überzeugen wird.

---

3. Kurz und gut.

Der Dichter will den Versuch machen, ob er die Gegenwart der Geliebten entbehren könne, und beschwichtigt sein Herz durch ein Liebeslied. Aber nun bedient sich die Sophistik der Leidenschaft eben dieses Liedes, um ihn zur Geliebten zurückzuführen; es geht ihm ungefähr — wenn es erlaubt ist, bei dem schönen Gedichte an eine Eckensteher-Anekdote zu erinnern, wie jenem Bachusverehrer, der den Entschluß gefaßt hatte, heute an dem verführerischen Wirthshause standhaft vorüberzugehen, auch glücklich schon vorbei war, als er plötzlich umkehrte, um sich für seine Selbstüberwindung sogleich durch einen kräftigen Trunk zu belohnen.

---

4. Das Mädchen spricht.

Es muß dahin gestellt bleiben, was von Bettinen's späterer Erzählung (1849) über die Anregung zu diesem Sonett zu halten sei. Sie sei einst, gibt sie an, mit den

Herrschaften und Andern in der Bibliothek zu Weimar gewesen, und während die Uebrigen die Treppe hinauf nach der Galerie gingen, sei sie mit Goethe gefolgt. Als sie ein paar Stufen hinaufgestiegen, habe Goethe sie unter die Arme gefaßt, herabgehoben, zu seiner kürzlich angelangten Büste geführt und gefragt: „Wie gefällt Dir, Bettina, diese?" Ihre Antwort sei gewesen: „Das muß einmal ein schöner Mann gewesen sein." Ernst und grollend sei Goethe hierauf zurückgetreten und habe sie, die ihn zu begütigen suchte, kalt und schweigend abgewehrt. „Nun denn, so will ich den kalten Stein küssen und umarmen," habe sie ausgerufen und den Marmor zärtlich umschlungen und geküßt.

---

5. Wachsthum.

Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde I, 199 f.: „Bettine an Goethe. Jede Lebenszeit geht mir in Dir auf; ich denke mir die Kinderzeit, als ob ich sie mit Dir verspiele, und wachs' empor und wähne mich geborgen in Deinem Schutz, und fühle stolz mich in Deinem Vertrauen; und da regte sich's im Herzen vor heißer Liebe; da such' ich Dich — wie soll ich Ruhe finden? an Deiner Brust nur, umschränkt von Deinen Armen! — Und wärst Du es nicht, so wäre ich bei Dir; aber so muß ich mich fürchten vor Aller Augen, die sind auf mich gerichtet, ach! und vor dem stechenden Blick, der unter Deinem Kranz hervorleuchtet!"

Angenommen, daß Bettine so wirklich an den Dichter geschrieben, so könnte diese Briefstelle gar wohl das anregende Vorbild zu unserm Sonette gewesen sein, wenn gleich dieses dann nicht in dem Sinne, wie unten die Nummern 7, 8,

9 und 10 als metrische Reproduction des Briefinhalts betrachtet werden kann. Der Dichter hätte dann, was ihm die Liebende geschrieben, auf sie zurückgewandt, und demgemäß das Einzelne geändert, während Folge und Steigerung der Gedanken dieselben blieben. Jedoch ist die Beziehung des Gedichts auf Minna Herzlieb, die Goethe schon als Kind oft gesehen, wahrscheinlicher.

Das Sonett ist im Briefwechsel abgedruckt und stimmt mit der Form, die es in der Gedichtsammlung hat, bis auf „deinem Blick" (statt des offenbar unrichtigen „einem Blick") im Schlußverse, überein.

---

6. Reisezehrung.

Bettine will dem Dichter am 17. September 1807 von schönen Träumen geschrieben haben, die sie in der Nacht umschwebten: „Du sitzest mit mir auf grünem Rasen und trinkst dunkeln Wein aus goldenem Becher und gießest die Neige auf meine Stirn." — „Und wenn ich dann," fährt der Brief fort, „zum gewöhnlichen Tage erwache, dann ist mir Alles so gleichgültig; und was mir auch geboten wird, — ich entbehre es gerne; ja, ich möchte von Allem geschieden sein, was man Glück nennt u. s. w." Den letzten Gedanken führt unser Gedicht in V. 5 bis V. 14 weiter aus.

---

7. Abschied.

Vgl. Goethe's Briefw. mit einem Kinde I, 146 f.: „Bettina an Goethe. Freund, ich bin allein; Alles schläft und mich hält's wach, daß es kaum ist, wo ich noch mit Dir zusammen war. Vielleicht, Goethe, war dies das

höchste Ereigniß meines Lebens; vielleicht war es der reichste, der seligste Augenblick; schönere Tage sollen mir nicht kommen, ich würde sie abweisen. — Es war freilich ein letzter Kuß, mit dem ich scheiden mußte, da ich glaubte, ich müsse ewig an Deinen Lippen hängen (V. 1 f.); und wie ich so dahin fuhr durch die Gänge unter den Bäumen, unter denen wir zusammen gegangen waren, da glaubte ich, an jedem Stamme müsse ich mich festhalten; — aber sie verschwanden, die grünen, wohlbekannten Räume, sie wichen in die Ferne; die geliebten Auen und Deine Wohnung waren längst hinabgesunken, und die blaue Ferne schien allein mir meines Lebens Räthsel zu bewachen (V. 3 bis V. 8); — doch die mußt' auch noch scheiden, und nun hatt' ich nichts mehr, als mein heiß Verlangen (V. 9 f.), und meine Thränen flossen diesem Scheiden. Ach! da besann ich mich auf Alles, wie Du mit mir gewandelt bist in nächtlichen Stunden, und hast mir gelächelt, daß ich Dir die Wolkengebilde auslegte und meine Liebe und meine schönen Träume, und hast mit mir gelauscht dem Geflüster der Blätter im Nachtwind, der Stille der fernen weiterverbreiteten Nacht. — Und hast mich geliebt, das weiß ich. Wie Du mich an der Hand führtest durch die Straßen, da hab' ich's an Deinem Athem empfunden, am Ton Deiner Stimme, an etwas (wie soll ich's bezeichnen) das mich umwehte, daß Du mich aufnahmst in ein inneres, geheimes Leben, und hattest Dich in diesem Augenblick mir allein zugewendet und begehrtest nichts, als mit mir zu sein. Und dies alles, wer wird mir's rauben? Was ist mir verloren? Mein Freund, ich habe Alles, was ich je genossen (V. 12 ff.); und wo ich auch hingehe, mein Glück ist meine Heimath.

In dem Briefwechsel hat das Gedicht dieselbe Gestalt

wie in der Gedichtsammlung, mit Ausnahme der Verse 3 und 10:

Bei solcher Trennung herb empfundnem Leiden ...
Fiel mir's zurück in's Herz, mein heiß Verlangen.

8. Die Liebende schreibt.

Vgl. Briefwechsel I, 187 f.: „Bettine an Goethe. Ein Blick von Deinen Augen in die meinen, ein Kuß von Dir auf meinen Mund belehrt mich über Alles; was könnte dem auch wohl noch erfreulich scheinen zu lernen, der wie ich hiervon Erfahrung hat? (V. 1 bis V. 4). — Ich bin entfernt von Dir, die Meinen sind mir fremd geworden; da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunden zurückkehren, wo Du mich in den sanften Schlingen Deiner Arme hieltest; da fange ich an zu weinen (V. 5 bis V. 8). Aber die Thränen trocknen mir unversehens wieder. Er liebt ja herüber in diese verborgene Stille, denke ich, und sollte ich mit meinem ewigen ungestillten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? (V. 9 ff.) Ach! vernimm es doch, was Dir mein Herz zu sagen hat; es fließt über von leisen Seufzern, und alle flüstern Dir zu: mein einzig Glück auf Erden sei Dein freundlicher Wille zu mir! O lieber Freund, gib mir doch ein Zeichen, Du seist meiner gewärtig!" (V. 12 ff).

9. Die Liebende abermals.

Briefwechsel I, 174 f.: „Bettine an Goethe. Ach, frage nicht, warum ich schon wieder ein neues Blatt vornehme (V. 1 f.), da ich Dir doch eigentlich nichts zu sagen habe (V. 3). Ich weiß freilich noch nicht, womit ich's

ausfüllen soll; aber das weiß ich, daß es doch zuletzt in Deine lieben Hände kommt (V. 4). Drum hauch's ich an mit Allem, was ich aussprechen würde, stände ich selbst vor Dir. Ich kann nicht kommen, drum soll der Brief mein ungetheiltes Herz zu Dir hinübertragen (V. 5 f.), erfüllt mit Genuß vergangener Tage, mit Hoffnung auf neue, mit Sehnsucht und Schmerz um Dich (V. 7); da weiß ich nun keinen Anfang und kein Ende (V. 8). — Von Heute mag ich Dir nun gar nichts vertrauen; wie soll ich loskommen von Wünschen, Sinnen und Wähnen? Wie soll ich Dir mein treues Herz, das sich von Allem zu Dir allein hinüberwendet, ausſprechen? (V. 9 bis V. 11). — Ich muß schweigen, wie damals, als ich vor Dir stand, um Dich anzusehn. Ach, was hätte ich auch sagen sollen? Ich hatte nichts mehr zu verlangen." (V. 12 ff.)

---

10. Sie kann nicht enden.

Briefw. I, 190: „Bettine an Goethe. Was soll ich Dir denn schreiben, da ich traurig bin und nichts Freundliches zu sagen weiß? Lieber möcht' ich Dir gleich das weiße Blatt schicken, statt daß ich's erst mit Buchstaben beschreibe, die doch immer nicht sagen, was ich will, und Du füllteſt es zu Deinem Zeitvertreib aus, und machteſt mich überglücklich und schickteſt es an mich zurück (V. 1 bis V. 4). Und wenn ich dann den blauen Umschlag sähe und riß ihn auf, neugierig eilig, wie die Sehnsucht immer der Seligkeit gewärtig ist, und ich läse nun, was mich aus Deinem Mund einst entzückte (V. 5 bis V. 8): Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen,

klein Mäuschen, die süßen Worte, mit denen Du mich verwöhntest, so freundlich mich beschwichtigend (V. 9 ff.): ach! mehr wollt' ich nicht, Alles hätt' ich wieder, sogar Dein Lispeln würd' ich mitlesen, mit dem Du mir leise das Lieblichste in die Seele ergossen und mich auf ewig vor mir selbst verherrlicht hast (V. 12 ff.)"

11. Nemesis.

Der Dichter wundert sich selbst, wie er sich der Sonettenwuth so habe hingeben können. Er habe vor so manchen herrschenden Zeitkrankheiten durch „Zaudern und Verpassen" sich bewahrt; und so habe er auch damals gegen die Sucht künstlicher Reimverschlingungen sich verhalten, als sie zu wüthen begann. Dafür folgt aber die Strafe dem Verächter. Zwar fehlt es nicht an Bedenken und Selbstvorwürfen über sein jetziges Beginnen; er fühlt, daß es neckende, spottende Genien sind, die ihn treiben; aber Liebesraserei und die poetische Seuche, die ihn befallen, lassen ihn nicht zur Besinnung kommen. — Das Gedicht zeichnet sich durch Neuheit der Gleichklänge aus. „Lacrimaßen" in V. 7 deutet auf die 1802 durch A. W. Schlegel herausgegebene dramatische Dichtung Lacrimas von Wilhelm v. Schütz, worin der Versuch gemacht wurde, die künstlichen südlichen Reimformen auf die deutsche Bühne zu verpflanzen.

12. Christgeschenk.

Der Dichter schickt seinem Liebchen allerlei Süßigkeiten als Weihnachtsgeschenk (Str. 1). Gern möchte er zierliche

und süße Verse beifügen, doch er will nicht die Freundin durch Schmeicheleien blenden (Str. 2). Das Beste aber, was er der Gabe zur Begleitung wünscht, läßt sich weder in Schachteln verpacken, noch in Worte kleiden; es kann nur „hinüber wehen", es „spricht vom Innern zum Innern" und ist auch „genießbar in der Ferne"; es ist das Bewußtsein treuer gegenseitiger Herzensneigung, das auch der kleinen Gabe Werth und Würze gibt (Str. 3 f.). — Goethe schickte das Sonett zu Weihnachten 1807 an Minna Herzlieb.

13. Warnung.

Der Dichter gibt seiner Geliebten zu bedenken, was sie für Unheil anrichte, indem sie seine Bewerbungen um ihre Gunst an ihrem Ohre verhallen lasse. Denn da man am jüngsten Tage von jedem unnützen Worte Rechenschaft zu geben habe, so werde ihm allein schon, wegen all seiner verlorenen Worte, der jüngste Tag zum vollen Jahre werden, worüber denn natürlich die Welt zu kurz kommen müsse.

14. Die Zweifelnden. 15. Mädchen.

Beide Gedichte beschäftigen sich wieder (wie Nr. 11) mit der Gattung der Sonette. In dem ersten erheben die Zweifelnden das Bedenken, ob sich in einer so künstlichen, beschränkenden Form die Fülle des Herzens aussprechen lasse, die ja selbst in ungebundener Rede kaum ihren vollen und reinen Ausdruck finde. Dagegen meinen die Liebenden, gerade im Sonette feiere die Liebe ihren schönsten Triumph, indem sich hier zeige, wie durch ihre

Gluth auch das starrste Element in leichten Fluß gerathe. — Im zweiten Sonett drückt das Mädchen seinen Zweifel an dem Ernst von Empfindungen aus, die sich in so künstlichen Maßen kund geben. Sie meint, der Dichter wühle geflissentlich sein Innerstes von Grund auf, um nicht Langeweile zu empfinden; er rechne darauf, daß er die selbstgeschlagenen Wunden mit dem Balsam der Poesie auszukühlen und zu heilen verstehe. Dagegen fürchtet der Dichter nur zu bald in den Fall des Feuerwerkers zu kommen, der, obwohl ausgelernt „nach Maßen zu wettern", doch unversehens von dem gewaltigen Element, womit er spielt, in die Lüfte geschleudert wird.

16. Epoche.

Wie schon erwähnt, sah Goethe am Advent 1807 als Mittagsgast im Frommann'schen Hause Minna Herzlieb wieder. So war, wie für Petrarca der Charfreitag (s. dessen Sonette I, 3 und 48), für unsere Dichter Adventus Domini ein epochemachender Tag. Indeß begann nicht an diesem Tage bei Goethe die Liebe, wie an jenem bei Petrarca. Unser Dichter wurde derjenigen „wieder an's Herz getrieben, die er früh im Herzen schon getragen." Dann lag auch in jenen beiden Tagen schon ein Prognostikon für den verschiedenen Charakter des Liebesverhältnisses beider Dichter. Petrarca's Liebe war unbelohnt, und traurig wie ein Charfreitag, während unserm Dichter der Herrin Ankunft (Adventus dominae) wie ein Maitag erschien.

17. Charade.

Am 16. December 1807 las Zacharias Werner unserm Dichter eine Charade auf Minna Herzlieb vor, die er in Sonettform verfaßt hatte. Goethe versuchte alsbald ein Parallelstück zu dichten und theilte schon am nächsten Tage das vorliegende Sonett seinem Begleiter Riemer mit. Man kann nicht behaupten, daß es in allen Beziehungen den Erfordernissen einer guten Charade entspricht. Im Bettina-Goethe'schen Briefwechsel lauten die Verse 3 und 5:

Doch keineswegs die Wesen deutlich kennen ...
Es thut gar wohl, an schön beschlossnen Tagen ...

Vermischte Gedichte.

18. Deutscher Parnaß.

1798 (?).

Den gegenwärtigen Titel „Deutscher Parnaß" erhielt das Stück durch Riemer. Als dieser bei den neuen Ausgaben von 1806 und 1807 beauftragt wurde, Ueberschriften zu erdenken, taufte er das Gedicht zuerst Dithyrambe. In der Folge aber wandelte ihn das Bedenken an, ob nicht die Philologen dagegen gegründete Einwendungen machen würden; und so änderte er die Ueberschrift in die jetzige, „damit man gleich von vornherein wisse, wo es so zugehe, wie in dem Gedichte beschrieben wird." Goethe selbst benannte das Stück in seinem Tagebuch (unter dem 15. Juni 1798) Wächter auf dem Parnaß.

Aber noch einen vierten Titel hat einst das Gedicht gehabt. Unter der Ueberschrift Sängerwürde findet es sich zuerst im Musen-Almanach für 1799, und ist, wie die beiden darin gleichfalls zuerst erschienenen Gedichte „Am Flusse“ und die „Musageten“, pseudonym mit Justus Ammann unterzeichnet. Schiller schrieb über dasselbe am 23. Juli 1798 an Goethe: „Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen ist, Ihr Poetengedicht taufen müssen, und finde gerade keinen passendern Titel als Sängerwürde, der die Ironie versteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt.“ Goethe antwortete: „Der Titel Sängerwürde übertrifft an Vortrefflichkeit alle meine Hoffnungen. Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehen! Ich habe Niemanden weiter etwas davon gesagt.“

Scheint es nun hiernach, daß Goethe den Gesichtspunkt, aus dem sein Freund das Stück ansah, vollkommen billigte: so erregt doch die nähere Betrachtung des Gedichtes Bedenken gegen die Richtigkeit dieser Auffassung. Wer dasselbe ohne Kenntniß der darüber gepflogenen Correspondenz und ohne Rücksicht auf die Zeit seiner Veröffentlichung betrachtet, der wird meines Erachtens, eben so wenig als Riemer, Ironie und Satyre entdecken: dazu däucht mir das Gedicht zu edel und ernst gehalten. Sehen wir uns den ganzen Ideengang und die Farbe des Ausdruckes etwas näher an!

Der Dichter schildert zuerst in treffenden Zügen seine früheste Erziehung für den Dichterberuf. Schon als Knabe labte er sich, wie wir wissen, gern an den Quellen deutscher Poesie, weilte gern an den schönsten Stellen des deutschen Parnaßes und genoß dort seine glücklichsten Stunden:

Unter diesen
Lorbeerbüschen
Auf den Wiesen,
An den frischen
Wasserfällen
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und so haben
Mich im Stillen
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Musen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnassus mich erquicket,
Und das keusche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Aber nicht bloß die Lectüre der Dichter, auch ein früher gemüthlicher Verkehr des Knaben mit der schönen Natur erregte bei Zeiten in ihm Vorahnungen mächtiger Gefühle. Als Hauptorgan aber des ahnungsreich Liebevollen in der Natur ist hier wieder, wie im „Ganymed“ die Nachtigall hervorgehoben:

Und die Nachtigall umkreiset
Mich mit dem bescheidnen Flügel.
Hier in Büschen, dort auf Bäumen
Ruft sie die verwandte Menge,
Und die himmlischen Gesänge
Lehren mich von Liebe träumen.

So wächst der Knabe heran, und in ihm wachsen alle edeln Triebe, besonders die „gesellig edlen; Freundschaft nährt sich, Liebe keimet“. Und schon beginnt er, was ihn bewegt, in Gedichten auszusprechen, und es schließen sich

ihm jugendliche Gesellen, denen Apoll gleichsfalls gewogen ist, zu einem Bunde an:

Und ein Edler folgt dem andern.

Ihre mannigfachen Charaktere, ihre verschiedenartigen Gefühle sprechen sich in verschiedenen Weisen aus:

Dieser kommt mit munterm Wesen
Und mit offnem, heiterm Blicke;
Diesen seh' ich ernster wandeln;
Und ein Andrer, kaum genesen,
Ruft die alte Kraft zurücke; —

Unter dem „Andern“ denken wir uns am besten den jungen Dichter selbst, zur Zeit, wo er die Laune des Verliebten, die ersten Liederbüchlein, den Werther, den Götz, den Clavigo schrieb, um durch die Zauberkraft der Poesie die stürmenden Herzenswogen zu beschwören;

Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme;
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben:
Ruh' und Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

In dankbarer Anerkennung des Segens, den ihm die Poesie gebracht, preist er nun ihren Werth, setzt die Lieder den guten Thaten gleich und fordert seine Genossen auf, in solchem Sinne die Kunst zu gebrauchen. Zu seiner Freude gewahrt er, daß es geschieht. Hier sieht er Dichter im Dienste des Guten, Rechten und Edelmenschlichen thätig:

Mit gewalt'gen Götterschlagen
Rufen sie zu Recht und Pflichten,
Und bewegen,
Wie sie singen, wie sie dichten,

Zum erhabensten Geschäfte:
Zu der Bildung aller Kräfte.

Dort verschließen Andere mit dem Zauberstab der Poesie ein romantisch wunderbares Reich des Schönen, das die dürftige, beschränkte Wirklichkeit vergessen läßt:

Auch die holden Phantasien
Blühen
Ringsumher auf allen Zweigen u. s. w.

Die bessern der Frauen beginnen an dem erhöhten Geistesleben der Männer Theil zu nehmen. Sie leihen den Worten der Dichter melodische Töne. In immer weitern Kreisen verbreitet sich unten ihnen Liebe zu Poesie und Gesang,

Und es singt die schöne Kette
Zart und zärter um die Wette.

Einzelnen derselben, denen Amor im stillen „Morgenhaine“*) schalkisch den Frieden des Herzens entwendet hat, gereicht die Lectüre der Dichter im einsamen Wald und Felde zur Wiederberuhigung.

Aber, wie wir schon aus den diesem Werke eingestreuten Andeutungen über Goethe's Bildungsgang wissen, erhob sich bald, nachdem der Morgen ächter Poesie unserm Vaterlande angebrochen war, ein bacchantischer Sturm wilder, unheiliger Begeisterung, der die Pflanzungen des deutschen Parnasses mit Verderben bedrohte. Es sind die lärmenden Gesellen der Sturm- und Drang-Periode, die in den Dichterhain hereinbrechen:

*) Im Musen-Almanach besser: „Myrtenhaine“.

Ach, die Büsche sind geknickt,
Ach, die Blumen sind erstickt
Von den Solen dieser Brut!
Wer begegnet ihrer Wuth?

Der Dichter fordert seine Kunstgenossen auf, die verwegnen Eindringlinge mit Waffen, die ihnen Apoll bietet (mit Steinen vom Gipfel des Parnasses) aus den himmelreinen „Luftgefilden“*) zu verscheuchen. Er nennt sie diese Fremden, diese Wilden“, weil sie keinen ächten Dichterberuf haben, weil sie die trübe Gährung wilder Leidenschaft („Liebeswuth, Weinesgluth“) mit der poetischen Begeisterung verwechseln. Aber zu seinem Schmerz gewahrt er, daß selbst wahre Dichter dem bacchantischen Chor sich anschließen, ja ihm die Wege zeigen. Da hält er Widerstand für vergebens; doch ein kräftiges Mahnwort glaubt er ihnen entgegenrufen zu müssen. Ihr vergeßt die göttliche Würde des Sängers, so lautet sein Strafwort; der rohe Thyrsusstab ziemt nicht der Hand, die auf zarten Saiten gleiten soll; „Silen's abscheulich Thier“**) darf nicht die Dichterquelle mit seinen rohen, breiten Lippen entweihn. Der Hain der Poesie ist ein keusches, heiliges Gebiet, worin nur „der Liebe süßer Wahn“, nicht rohe Genußsucht wohnen, nicht der Faun „in wüthendem Erglühen“***) die Nymphe festhalten darf. Euer frevelhaftes Beginnen wird sich an euch rächen; die Dichtkunst selbst, die ihr mißbraucht, wird euch zur verderblichen Flamme werden. Könnt ihr eure Leidenschaft nicht zähmen, so

---

*) Im M. A. besser: „Lustgefilden“.

**) Im M. A. „Silenens häßlich Thier? Es entweihet Aganippen u. s. w.

***) Im M. A. „in wüthenden Orgien“.

Eilt aus „unsern Grenzen" *) fort!
Daß sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde,
Und unheiligen genug.

Aber mit dem zürnenden Worte kann der Dichter nicht von ihnen scheiden. Er gibt nicht die Hoffnung auf, daß sie einst als reuige Brüder, „als gute Pilger" zurückkehren. Dann soll ein neuer Kranz ihre Schläfe feierlich umwinden;

Alles eilet euch entgegen,
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen,
Ihr gehört uns doppelt an.

Solche Gedanken, in solcher Sprache ausgedrückt, müssen allerdings, wenn man sie als ernstlich gemeint auffaßt, im J. 1798 bei Goethe befremden; und so erklärt es sich, wie Schiller darin Ironie sah. Das Gedicht erschien ihm ohne Zweifel als eine Satyre auf die überzarten und übersittlichen Poeten, die von allem Derben und Leidenschaftlichen eine Verletzung ihrer Sängerwürde, eine Entheiligung der Poesie fürchten. So mußte er nach Goethe's damaliger Sinnesweise das Gedicht ansehen, wenn ihn gleich die Zahmheit der Ironie befremdet haben mag. Ich kann mich jedoch bei jeder Lesung des Stücks des Eindrucks nicht erwehren, daß es ursprünglich ganz im Ernste gewesen sei, und möchte daher die Entstehung desselben einer weit frühern Zeit, namentlich der Epoche, wo er sich von dem kraftgenialischen Treiben entschieden abwandte, etwa dem

*) Im M. A. „unsrer Grenze".

J. 1779 zuschreiben. Darauf deutet der Ton der Darstellung, wie der Inhalt hin. Und da wir auch bei einem der oben genannten zwei Gedichte, die er gleichzeitig in den Musen-Almanach gab, aus andern Gründen auf die Vermuthung geführt werden, daß es einer frühern Periode angehöre, so würde sich daraus erklären, warum er gerade diese Stücke gegen seine Gewohnheit pseudonym (als Justus Ammann) mittheilte. Er hatte das Publikum so sehr daran gewöhnt, in seinen Liedern Ausflüsse seines augenblicklichen Lebens, seiner gegenwärtigen Entwickelungsepoche zu sehen, daß er sich nicht entschliessen konnte, solche Denkmäler einer hinter ihm liegenden Periode unter seinem Namen den jetzt von ihm erscheinenden Gedichten einzureihen. Goethe mochte im J. 1798 selbst über diese Apostrophe lächeln, womit er einst den wilden Poeten der Geniezeit hatte entgegentreten wollen, und ging daher wohl um so williger in Schiller's Auffassungsweise des Gedichtes ein.

---

19. Gellert's Monument von Oeser.

1774.

Es sind vielleicht bei keines Dichters Tode so viele und so aufrichtige Thränen geflossen, als bei Gellert's Hinscheiden (den 18. December 1769). Eine Fluth von Gedichten erschien, die seinen Verlust beklagten und seine Verdienste feierten; die besten sind die von Denis, Mastalier, Weiße und Cramer. Einige seiner Zuhörer und Freunde setzten ihm ein Denkmal in der Johanniskirche zu Leipzig, auf deren Kirchhofe er seinem Verlangen gemäß war begraben worden. Ein anderes Monument, von weißem

sächsischen Marmor, ersann für ihn Goethe's Freund und Lehrer, der Maler und Bildhauer Oeser und vollendete es im J. 1774. Es ward eine Hauptzierde für den Garten des Buchhändlers Wendler zu Leipzig, des Verlegers von Gellert's Fabeln.

---

20. Ilmenau,

am 3. September 1783.

Ilmenau mit dem anmuthigen Thale am Fuß des Thüringerwaldes, dem lieblichen Flüßchen, dem schönen Tannenwalde (V. 1 und V. 25), den sanften Anhöhen und dem „erhabenen Berg" (V. 8), dem Gickelhahn, war einer von Goethe's Lieblingsörtern, wohin er sich damals aus dem Drange der Geschäfte zurückzuziehen pflegte, wenn er Ruhe und Sammlung suchte. In spätern Jahren wurde hier auch mancher dichterische Gedanke concipirt, selbst Manches ausgeführt, wie z. B. ein Theil von Hermann und Dorothea. Was ihm aber in jener Zeit (1783) die trauliche Einsamkeit dieser schönen Gegend häufiger zum Bedürfniß machte, waren vorzüglich die Regierungssorgen, von denen ihm sein fürstlicher Freund einen starken Antheil aufgebürdet hatte. Wie redlich sich Beide bemühten, den Zustand des Volks, zumal der untern Classen zu verbessern, der Erfolg entsprach doch manchmal nicht ihren Wünschen. Fühlte sich Goethe nun zuweilen durch diesen Gedanken gedrückt, so machte er gern einen Ausflug nach Ilmenau, dessen gesegnetes Thal ihn auf einen Augenblick die Bedrängnisse, womit so viele Weimarische Unterthanen noch zu kämpfen hatten, vergessen ließ und ihm frischen Muth zum Weiterstreben auf der amtlichen Laufbahn einflößte.

Heute aber hätte er besonders gern Heiterkeit und Vertrauen in die Zukunft aus diesen stillen Thalgründen schöpfen mögen; denn es war der Geburtstag seines Freundes, des Herzogs Carl August (geb. den 3. Sept. 1757). Das Ideal eines glücklichen Landes, das er im Busen trug, und für dessen Verwirklichkeit er schon so manche Stunde thätig gewesen war, hätte er heute gern zu innerer Erquickung anticipirend im Ilmenauer Thale außer sich vollendet gesehen:

O laß mich heut an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn! ...
Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdenfesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut u. s. w.

Unter solchen Gedanken ist der Dichter in den Tannenwald gekommen. Dieser entzieht ihm den Anblick der sonnig erhellten Landschaft; Dämmerung umgibt ihn und beschränkt seinen Geist mehr auf sich selbst; der Duft der Bäume, das Rauschen des nahen Wasserfalls wiegt ihn sanft in einen Traum ein, und so glaubt er sich auf einmal bei sternenheller Nacht im finstern Walde verirrt und hört in der Ferne seltsame Stimmen erschallen. Neugierig nähert er sich und erblickt am Fuß einer Felsenwand ein nächtliches Gelage:

Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestreckt;
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal u. s. w.

Wer ist die muntre Schaar? Es sind die lustigen Gesellen Goethe's und des Herzogs aus den Jahren 1775 und 1776. Der Dichter, der eben noch seine Gedanken

ganz auf die Zukunft, auf ein neues, mit dem heutigen Tage zu beginnendes Leben richten zu wollen schien, ist dennoch, oder vielmehr ebendeßhalb auf einmal im Geiste in die Vergangenheit zurückgeführt, in jene Zeit, wo er eben mit dem Herzog den Geisterbund geschlossen hatte, und mit ihm in brausender Ausgelassenheit das Jugendfeuer austobte. Um mit Muth und Vertrauen in die Zukunft blicken zu können, vergegenwärtigt er sich die Vergangenheit und die Fortschritte zum Bessern, die man seitdem gemacht, und dieser Blick in die frühere Zeit stellt sich unter der Form eines Traumgesichts, einer rückschauenden Vision dar. Wie überhaupt bei den abenteuerlichen Lustpartien jener Zeit Etikette und Herkommen bei Seite gelassen und der genialen Laune der freieste Spielraum gegönnt war, so setzte man sich auch im Kostüm über Sitte und Mode hinweg; und so mochte wohl das phantastische Aeußere einer solchen Gesellschaft, wie sie in sternenheller Nacht an der Felswand im Walde gelagert war, die Fragen rechtfertigen:

Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flücht'ger Fürst, wie im Ardennenwald?

„Aegyptier“ sind hier nach französischer Sprachweise die Zigeuner genannt, wie Schiller in der Jungfrau von Orleans, gleichfalls nach französischem Gebrauch, eine Zigeunerin durch Bohemerweib bezeichnet. Der letztcitirte Vers spielt auf Shakspeare's „Wie es euch gefällt“ an, wo der Anfang des zweiten Aufzugs uns im Ardennenwalde einen ver=

bannten Herzog mit seinem Gefolge in Jägertracht vorführt. Die Erinnerung an Shakespeare gibt gerade den richtigen Gesichtspunkt an, aus dem das seltsame Treiben der Mitglieder dieser Gesellschaft zu betrachten ist; die Phantasiegeschöpfe des britischen Dichters erscheinen in ihnen verkörpert.

> Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
> Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
> Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
> Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Das kraftgenialische Wesen jener Gesellschaft hing aber auch genetisch mit „Shakespeare's Geistern" zusammen; denn in Straßburg, wo in dem Kreise der Goethe, Lerse, Lenz, Jung-Stilling, Weiland, Engelbach u. s. w. jene Geistes- und Literaturrevolution begann, bildete Shakespeare den geistigen Mittelpunkt. Mit Goethe's Eintritt in den Weimar'schen Hofzirkel wurde dieser das Hauptquartier der Kämpfer gegen conventionelle Manier und Unnatur, gegen ängstliche Pedanterie jeder Art.

Zwei Männer werden nun aus diesem Kreise in unserm Gedicht hervorgehoben:

> Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
> Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?...
> Er saugt begierig am geliebten Rohr u. s. w. —
> Wer ist der andre, der sich nieder
> An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
> Und seine langen feingestalten Glieder
> Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt?

Goethe hat uns selbst auf diese Fragen eine authentische Antwort in den Gesprächen mit Eckermann gegeben. „Das Ilmenauer Gedicht," sagte er zu diesem am 23. October 1828, „enthält als Episode eine Epoche, die im J. 1783,

als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuß eines Felsen kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trocknem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerhand trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamme eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches."

Doch scheinet Allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.

Dieser Jüngling ist der Herzog Carl August. Der Hütte näher tretend, findet der Dichter an der Schwelle desselben einen andern Jüngling so tief in Gedanken verloren sitzen, daß er selbst das Schüren des verglimmenden Feuers vergißt: und dieser Jüngling ist der Goethe von 1775 und der nächsten Zeit. Es ist allerdings eine kühne Fiction, daß der Dichter im ersten Augenblick eben so wenig sich selbst, als die frühere Gesellschaft, wiedererkennt; aber darin liegt gerade ein recht starker Ausdruck der Um-

wandelung, die inzwischen mit ihm vorgegangen. Der Hüter der Schwelle charakterisirt nun zunächst sich selbst in treffenden Zügen:

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen.“

Diese Neigung, sein innerstes Geistesleben den Blicken zu entziehen, blieb zeitlebens eine Eigenthümlichkeit Goethe's, die theils in seiner Nichtachtung des Urtheils der großen Menge, theils in der Ueberzeugung begründet sein mochte, daß jeder Versuch, die Welt über sein Streben aufzuklären, des Zwecks verfehlen mußte, weil er nur particulär sein konnte.

„Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.“

Er meint den guten Willen, der durch Rath, durch Andeutung besserer Wege zu Hülfe kommen will. Einer Maxime gemäß, die er auch anderswo, z. B. in Meister's Lehrjahren ausgesprochen, sagt er, es gelte hier den Kelch des Irrthums und der Leiden ganz auszuleeren.

„Ich bin Dir nicht im Stande selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hieher gesandt.“

Seinen Lebensgang pflegte er mit halb fatalistischem, halb religiösen Auge zu betrachten. Dies trat z. B. lebhaft in dem Augenblick hervor, wo er zwischen Weimar und einem Verhältniß, das ihm von seiner Freundin Demoiselle Delf dringend empfohlen ward, sich entscheiden mußte (s. den Schluß von Wahrheit und Dichtung). Wie begeistert, brach er beim Abschied in die Worte aus: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt

die Zügel fest zu halten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam."

„Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?"

Auch das war eine Maxime Goethe's, Selbstkenntniß nicht auf dem Wege des Selbstbeschauens, sondern des Handelns und Strebens zu suchen. Hier in Weimar hatte er den kühnen Versuch gewagt, einen Fürstenhof zum Wohnsitz freier Menschlichkeit zu machen. Hatte ihn gleich dabei ein edler Trieb geleitet, so sah er doch bald des Irdisch-Gemeinen genug sich hinzugesellen. Er brachte „reines Feuer vom Altar;" aber klagend muß er sich gestehen:

„Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme."

„Der Sturm", der in jener Periode die Geister überhaupt erregt hatte, entfesselte auch unedle Triebe und Begierden, und Goethe's Schriften insbesondere hatten hier und da Unheil gestiftet. Indem er sich dessen anklagt, „schwankt er nicht", d. h. er lenkt nicht reuevoll von der eingeschlagenen Bahn zurück; er hält die Hoffnung fest, daß auch hier der Weg durch Irrthum zur Wahrheit führe. Auch fühlte er sich damals noch durch etwas Anderes bedrängt. Als er nach Weimar kam, schlugen zuerst Aller Herzen dem Sänger des Götz entgegen:

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.

Aber durch die Art, wie er in Weimar mit dem Herzog

lebte, stieß er „allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf" (Brief an Merck aus dem J. 1776):

> Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
> Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
> Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
> Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt.

„Erhoben" aber und „beglückt" wird er durch die Hoffnung, die er auf des Herzogs edle Natur baut. Ist gleich der Läuterungsprozeß dieses Gemüths brausend und stürmisch, sind gleich die Erstlingsfrüchte des von üppiger Kraft strotzenden Stammes noch herbe, er glaubt dennoch auf einen schönen, reichen Erntesegen rechnen zu dürfen.

In den folgenden Versen charakterisirt er nun die damalige Entwickelungsepoche seines fürstlichen Freundes:

> Ein edles Herz, vom Wege der Natur
> Durch enges Schicksal abgeleitet,
> Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
> Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
> Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
> Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.

Mit dem „engen Schicksal" sind wohl seine Stellung und Erziehung angedeutet, die es ihm erschwerten, zu jener freien Menschlichkeit zu gelangen, und seinen Geist mit Zauberschatten umringten. Indem er sich dieser Phantome zu erwehren sucht, muß er aber zugleich „mit sich selbst streiten", muß sich angewöhnen, „die freie Seele einzuschränken", um, wie es später heißt, durch Selbstbeherrschung der Herrschaft über andere fähig uud würdig zu werden. In solche Selbstläuterung darf aber kein Zweiter eingreifen, er muß sie selbst vollenden:

> Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
> Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
> Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
> Die zarte Schale helfen durchzubrechen?

Jetzt ist er noch mitten in diesem Gährungsprozeß befangen:

> Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
> Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
> Der Vorwitz lockt ihn die Weite,
> Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Weg zu schmal! u. s. w.

„So war er ganz" fügte Goethe dieser Stelle in jenem Gespräche mit Eckermann hinzu; „es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben. Doch aus dieser Sturm- und Drangperiode hatte sich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, so daß ich ihn zu seinem Geburtstage im J. 1783 an diese Gestalt seiner frühern Jahre sehr wohl erinnern mochte. Ich läugne nicht, er hat mir anfänglich manche Noth und Sorge gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich schnell zum Besten, so daß es eine Freude ward, mit ihm zu leben und zu wirken."

Mit den Worten „Verschwinde Traum!" verscheucht der Dichter das ängstliche Traumgesicht aus den frühern Jahren. Die Nacht, die symbolisch den damaligen Zustand andeutete, verschwindet, und er sieht die Gegend vom schönsten Tage, dem Sinnbild des jetzigen Zustandes, sich erhellen. Er fühlt, daß das neue schönere Leben, welches es damals dunkel ahnte, bereits begonnen hat. Zu dem freien Sinne hat sich bei dem edeln Freundepaar schöne Mäßigung und Berufsernst gesellt; erfolgreich sind beide schon für das Wohl des Volkes thätig gewesen. Mit Genugthuung sagt sich der Dichter:

Ich sehe hier ein ruhig Volk im stillen Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle*) zu.

Besonders mag ihn der Gedanke erfreut haben, daß nun bald der Bergbau in Ilmenau wieder beginnen werde (er ward am 24. Februar des nächsten Jahres neu eröffnet), eine Angelegenheit, die er seit einer Reihe von Jahren eifrig betrieben hatte:

Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte stocken.

Auch Gerichtswesen und Administration werden verbessert:

Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück.

Das Ganze schließt mit ermunternden, glückverheißenden Worten, die der Dichter an den Fürsten richtet, einer Geburtstags-Gratulation, wie sie vielleicht nie so edel und würdig einem Regenten dargebracht worden.

21—23. Drei Oden an meinen Freund Behrisch.

Herbst 1767.

Goethe machte während seiner Universitätszeit in Leipzig die Bekanntschaft eines wunderlichen Mannes Namens Behrisch, der als Hofmeister bei einem jungen Grafen Lindenau stand. In der Gedichtsammlung ist sein Name Berisch, in Wahrheit und Dichtung Behrisch geschrieben. Daß letztere Schreibart die richtige sei, bestätigte mir folgende briefliche

*) B. R. Abeken conjicirt: „Des Webers rascher Spule."

Mittheilung von Varnhagen von Ense: „Ein schön geschriebener großer Brief von ihm in meiner Handschriftensammlung hat seine deutliche Unterschrift Behrisch.“

Der Graf von Lindenau war seit einiger Zeit mit dem Hofmeister seines Sohns nicht recht zufrieden und entließ ihn deßhalb auf eine glimpfliche Weise. Doch gereichte diesem die Sache nicht zum Nachtheil; denn auf die Empfehlung angesehener Personen, die er durch Kenntnisse und Rechtschaffenheit für sich eingenommen hatte, wurde er als Erzieher des Erbprinzen von Dessau an den Hof eines trefflichen Fürsten berufen. Für Goethe war der Verlust eines solchen Bekannten nicht gleichgiltig. Mochte gleich Behrisch durch seinen Hang, „sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und einen albernen Einfall bis in's Unendliche zu verfolgen“, dem jungen Dichter manche schöne Stunde rauben, so war sein Umgang doch auch wegen der schönen Kenntnisse, die er besaß, im Stillen lehrreich; und zugleich wirkte Behrisch günstig auf Goethe's poetischen Styl. Unter der Bedingung nämlich, daß Goethe nichts drucken lasse, schrieb er die Poesie desselben mit einer Rabenfeder und Tusche auf holländisches Papier, die Titel gar in Fractur, und brachte so ein höchst elegantes Manuscript zu Stande. Indem dies den jungen Dichter zum Produciren spornte, trieb es ihn zugleich an, sich eines möglichst scharfen und concisen Ausdruckes zu befleißigen, indem Behrisch ihm oft den Aufwand von Zeit und Talent zu bedenken gab, den eine solche Abschrift verlange.

In den vorliegenden drei Oden nun, die Goethe dem scheidenden Freunde widmete*), spricht sich die Achtung

*) Der Dichter erhandelte sie im J. 1817 von einem armen Gärtner zurück, in dessen Besitz sie gelangt waren.

und Zuneigung für denselben aus, der Widerwille gegen Leipzig und die dortigen Verhältnisse, sein Zorn über die bösen Zungen, die Behrisch angeschwärzt hatten, und seine Sehnsucht, auch bald aus diesen Umgebungen erlöst zu werden. In der ersten erscheint Behrisch unter dem Bilde eines Baumes edler Art, dem er ein glücklicheres Erdreich wünscht. Seine kräftige Natur hat „der Erde aussaugendem Geize", der Fäulniß verbreitenden Atmosphäre widerstanden. Selbst in dieser verderbten Umgebung kann Niemand, davon ist der Dichter überzeugt, der Tugend seines Freundes etwas anhaben. „Der Raupe tückischer Zahn wird stumpf an den lichtgrünen Blättern des edeln Baumes." Aber darum wird doch auf die Dauer sein Ruf nicht unangetastet bleiben. Im Herbste überzieht die Spinne „mit grauem Ekel die Silberblätter", und sieht nun triumphirend, wie das Mädchen schauernd, der Jüngling jammernd an dem früher so geliebten Baume vorübergeht. — Die zweite Ode zeigt, daß des Dichters Besorgnisse gegründet waren. Behrisch ist verläumdet und wird Leipzig verlassen. Der Dichter nennt zürnend die Stadt „Gebärort schädlicher Insecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit." — In der dritten spricht sich besonders seine ingrimmige Stimmung über den Verlust des Freundes aus. Er räth diesem, seine Brust in Zukunft gegen Liebe und Freundschaft zu stählen; denn wo sich Herzen zusammengefunden, reiße der Neid sie auseinander. So schmerzlich ihm aber die Trennung wird, so däucht es ihm doch unedel, den Freund durch Klagen zurückhalten zu wollen; der Gedanke an des Freundes Freiheit werde ihm selbst Freiheit im Kerker sein. Der Schluß der Ode:

Du gehst, ich bleibe;
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Axe

deutet an, daß das letzte Jahr von Goethe's Leipziger Triennium bereits begonnen hatte, als er diese Ode schrieb.

Die drei Oden an Behrisch lassen den eigenthümlichen Charakter der Goethe'schen Poesie wenig erkennen; in Form und Ton gibt sich noch Klopstock's und Ramler's Einfluß kund.

---

24. Elysium. 25. Pilgers Morgenlied.

An Uranien. An Lila.

1772.

Im Anfange März 1772 verweilte Goethe einige Tage bei Merck in Darmstadt und lernte hier Herder's Braut, Caroline Flachsland, kennen, aus deren Briefen an Herder sich näherer Aufschluß über Anlaß und Beziehung der beiden Gedichte ergeben hat. Auch gegen Anfang April finden wir unsern Dichter wieder in dem Darmstädt'schen Kreise. Von dort begleitete ihn Merck nach Frankfurt zurück, worauf Beide dann zusammen einen Ausflug nach Homburg unternahmen. Vom Landgrafen und seiner Gemahlin freundlichst aufgenommen, durchfuhren sie in einem herrschaftlichen Wagen die dortigen Parkanlagen, lustwandelten mit den Hofdamen in der Gegend und freuten sich der pittoresken Schönheit derselben. Dieser Aufenthalt gab die Veranlassung zur Entstehung unsrer beiden Gedichte, die ich früher, durch eine Notiz von Merck in meiner Annahme bestärkt, irrthümlich auf Charlotte Buß und die Wetzlarer

Verhältnisse gedeutet habe. Beide sprechen die Erinnerung an das erste Bekanntwerden mit zwei Homburgischen Hofdamen, Fräulein von Ziegler (Lila) und Fräulein von Roussilon (Urania) aus, und gewähren einen klaren Einblick in Goethe's damalige Erregbarkeit, wie in die allgemeine Empfindsamkeit jener Zeit, worin die Freundschaft so leicht die Gestalt der Liebe annahm. In beiden Gedichten tritt besonders Lila als diejenige hervor, die den lebhaftesten Eindruck auf den Dichter gemacht. Herder's Braut schilderte sie diesem als ein außerordentlich empfindsames Mädchen, von welchem Merck ganz begeistert sei. „Wenn Goethe von Adel wäre," schrieb sie am 8. Mai an Herder, „so wollte ich, daß er sie vom Hofe wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Weise verkannt wird — aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären einander werth." Indem sie am 25. Mai an Herder eine Abschrift der beiden Gedichte übersandte, fügte sie noch ein drittes „Fels-Weihegesang, an Psyche", bei, welches Goethe ihr selbst gewidmet hatte. Es ist nicht in Goethe's Werke aufgenommen, doch eines Platzes in denselben vollkommen würdig. Gleich den beiden vorliegenden in freien Rhythmen, Goethe's damaliger Lieblingsform, verfaßt, stellt es in den ersten acht Strophen die Weihe eines Felsen (bei Darmstadt) zu seinem und der Freunde Lieblingssitze dar.

Vergleicht man unsere beiden Gedichte, wie sie aus Goethe's und Merck's Handschrift in K. Wagner's Sammlung abgedruckt sind, mit ihrer Form in der Gedichtsammlung, so ergeben sich folgende Abweichungen:

In dem erstern wiederholen sich die zwei Anfangsverse: „Uns gaben (nicht geben, wie in der Gedichtsammlung)

die Götter auf Erden Elysium" nach jedem Absatz, und sind jedesmal rechtswärts hineingerückt, so auch am Schlusse, wo aber der letzte Vers: „Ach, warum nur Elysium!" wie die übrigen wieder links an den Rand gerückt ist. Außerdem steht in V. 22 „versiegelte" (statt: versiegelt), V. 23 „dem liebenden" (statt den l.), V. 31 „auf dem Felsen" (statt: auf meinem F.), V. 48 „Auf mich blicken, seh' ich" (statt: Auf mich blicken).

Im zweiten Gedicht steht in V. 2 „Thurm um (statt: Thurm ein), V. 11 „Dem Fremdling" (statt: den Fr). V. 5 besteht aus zwei Versen:

Doch mir schweben
Tausend Bilder . . .

---

26. Mahomet's Gesang.

1773.

Dieses Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musen-Almanach auf das J. 1774 unter der Ueberschrift Gesang, und zwar als dramatischer Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt. Es war ursprünglich zur Einschaltung in ein von Goethe projectirtes Drama Mahomet bestimmt. Von mehrern einzuschaltenden Gesängen, die Goethe, ehe er an die Ausarbeitung des Dramas ging, schon vorläufig gedichtet hatte, ist nur dieser, und außerdem eine später von Schöll aufgefundene Hymne uns erhalten, womit sich das Stück eröffnen sollte.

Auf die Idee, Mahomet's Geschichte dramatisch zu behandeln, war Goethe durch seine Bekanntschaft mit Basedow und Lavater geführt worden. Die Beobachtung beider

Männer hatte ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß der vorzügliche Mensch allerdings das ihm inwohnende Göttliche auch außer sich verbreiten möchte, aber beim Zusammentreffen mit der rohen Welt seinen hohen Vorzügen gar viel vergebe, und sich am Ende ihrer ganz begebe; das Himmlische, Ewige werde in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Da er nun kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen hatte, so beschloß er jene von ihm in der Wirklichkeit an seinen zwei modernen Propheten angeschauten Wege am Leben Mahomet's dramatisch zu veranschaulichen. Im ersten Act sollte Mahomet, nachdem er, wie die einleitende Hymne zeigte, sich selbst bekehrt, seine Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mittheilen; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, heftiger aber Ali, den neuen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten; es zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, der Streit wird gewaltsam, Mahomet muß fliehen. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner und macht seine Religion zur öffentlichen; aber er muß auch zur List seine Zuflucht nehmen; das Irdische wächst, das Göttliche tritt zurück. Im vierten Act verfolgt Mahomet seine Eroberungen; die Lehre wird mehr Vorwand, als Zweck; es fehlt nicht an Grausamkeiten; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften Act fühlt er sich vergiftet; seine große Fassung, seine Wiederkehr zu sich selbst macht ihn bewundernswürdig; er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

Den uns vorliegenden Gesang sollte Ali, nach Goethe's eigener Angabe, zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten

Punkt des Gelingens vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch die Vergiftung erfolgt. Die jetzige Ueberschrift „Mahomet's Gesang" ist nicht zu billigen, da man es ihr nicht ansieht, daß sie ein Loblied auf Mahomet bezeichnen soll.

Dieser Preisgesang ist, wie man sogleich erkennt, ein allegorischer Hymnus. Er besingt das hohe Geschick, die erhabene Bestimmung Mahomet's, oder allgemeiner, jener großen, gotterfüllten Genien, die ein Licht und Leitstern ganzen Völkern für Jahrhunderte und Jahrtausende werden. Gehen wir an die Deutung des Einzelnen, so haben wir uns zu hüten, daß wir in die kleinen Detailzüge, die zur Ausmalung des Bildes dienen, nicht zu viel hineinlegen.

Ein solcher Genius ist hohen, reinen Ursprungs, mit ursprünglichem Adel des Geistes geboren (V. 1—3); tiefes Geheimniß ruht über seinen ersten Regungen in der frühesten Kindheit; diese Zeit ist bei dem einzelnen Menschen das, was bei Völkern das mythische Zeitalter, eine noch ganz unter göttlichem Einfluß stehende Vorgeschichte (V. 4—7). Mit frischen Kräften tritt der Jüngling in das Alter des klaren Selbstbewußtseins; aber sein Streben ist noch ein ideales, himmelwärts gerichtetes (V. 8—12); seine ganze Thätigkeit ist noch spielend, aber selbst im Spiel bewährt er schon seine geistige Ueberlegenheit über Andere; er ist überall Tonangeber und Führer (V. 13—17). Weiter im Leben fortgeschritten, den Mannesjahren sich nähernd, beginnt er sich der Welt erfreulich und segensreich zu erweisen (V. 18—21); schöne Verhältnisse knüpfen sich an und drohen ihn auf einen engern Wirkungskreis zu beschränken; das tiefe Gefühl seines höhern Berufs läßt ihn den Lockungen widerstehen (V. 22—27). Die Welt beginnt

seine edlere Natur, seine große Bestimmung zu erkennen; erst schließen sich in kleinern Kreisen untergeordnete Kräfte mitwirkend seinen Bestrebungen an (V. 28 f.), dann in immer weitern und weitern Kreisen (V. 32). Von allen Seiten ergeht an ihn der Aufruf, die Welt aus den Banden des Irdischen, des Gemeinen zu erlösen, die Geister vom Staube zum Göttlichen zu erheben (V. 35—48). Tausend Herzen, die von tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllt waren, blieben am Staube haften, drohten sich ganz im Irdischen zu verlieren (V. 42), sich in zwecklosem Treiben zu verflüchtigen, durch die geringsten Hindernisse in ihrem bessern Streben gehemmt zu werden (V. 43—45), so lange sie vereinzelt waren; sie alle erwarten von ihm Befreiung aus den Fesseln des Irdischen. — Glänzend entspricht er ihren Erwartungen (V. 49—68). Dieser letzte Abschnitt läßt sich ganz im Einzelnen nur auf einen welterobernden, Staaten und Dynastie stiftenden Religionsgründer wie Mahomet deuten, der, seine Brüder, seine Kinder dem Erzeuger an das Herz bringend, zugleich auch äußerlich eine halbe Welt umgestaltet. Die Verse 53—59 schildern das Umgestalten, sein unaufhaltsames Erobern, seine schöpferische Thätigkeit, die Verse 60—64 seine Macht und Herrlichkeit auf ihrem Gipfelpunkt; die Schlußverse deuten wieder auf seine ursprüngliche, nun erreichte Bestimmung, die Menschen zum Göttlichen zu erheben, zurück.

Der Lauf eines Stromes dient bekanntlich oft den Dichtern zur bildlichen Darstellung des menschlichen Lebenslaufes; wir erinnern nur an Krummachers Parabel „Rhein“ und Fr. L. Stolberg's „Felsenstrom“. Das letztere Gedicht hat in der metrischen Form einige Aehnlichkeit mit dem vorliegenden und gemahnt auch im Inhalt stellenweise an

dasselbe, wie z. B. der Anfang gleichfalls auf den geheimnißvollen Ursprung menschlicher Vortrefflichkeit hindeutet:

Unsterblicher Jüngling,
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken u. s. w.

Die Abweichungen im Göttinger Musenalmanach von der jetzigen Gestalt unsers Gedichtes bestehen in Folgendem: Die Verse 1—3, 8—12, 15—17, 22—27, 31 f. 42—46, 49—55, 60—64 singt Ali. Er und Fatema zusammen singen V. 31 f. die Worte: „Bruder! Bruder, nimm die Brüder mit“ und V. 48: „Mit, zu deinem Vater mit!“ Die übrigen Verse trägt Fatema vor. — Außerdem finden sich folgende Varianten:

V. 15 f. Und mit festem Führertritt
Reißt er seine Brüderquellen
V. 20 f. Und die Wiese lebt von
Seinem Hauch.
V. 29 ff. Sich gesellschaftlich an ihn;
Und nun tritt er in die Ebne
Silberprangend,
V. 33 Und die Bächlein von Gebirgen
V. 34 f. Jauchzen ihm und rufen:
Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
V. 38 f. Der mit weitverbreit'ten Armen
Unsrer wartet,
V. 44 ff. Saugt an unserm Blut;
Ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche!
Bruder,

Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von Gebirgen

V. 50 f. Und nun schwillt er herrlicher, —
Ein ganz Geschlechte

V. 53 ff. Triumphirt durch Königreiche,
Gibt Provinzen seinen Namen,
Städte werden unter seinem Fuß.
Doch ihn halten keine Städte,
Nicht der Thürme, Flammengipfel,
Marmorhäuser, Monumente
Seiner Größe, seiner Macht.

V. 63 Tausend Segel auf zum Himmel
Seine Macht und Herrlichkeit.

Schöll fand zugleich mit dem oben erwähnten Eingangs-Hymnus einzelne von Goethe aus dem Koran übersetzte Stücke, Vorstudien zum Drama und darunter auch Sura VI, aus dem Lateinischen des Maraccius übersetzt: „Abraham sprach zu seinem Vater Azar: Ehrst Du Götzen für Götter? Wahrhaftig ich erkenne Deinen und Deines Volkes offenbaren Irrthum. Da zeigten wir Abraham des Himmels und der Erde Reich, daß er im wahren Glauben bestätigt würde. Und als die Nacht über ihm finster ward, sah er das Gestirn und sprach: Das ist mein Herrscher! Da es aber niederging, sagt' er: Wenn mich mein Herr nicht leitet, geh' ich in der Irre mit diesem Volk. Wie aber die Sonne heraufkam, sprach er: Das ist mein Herrscher; er ist größer! Aber da sie auch unterging, sprach er: O, mein Volk, nun bin ich frei von deinen Irrthümern! Ich habe mein Angesicht gewendet zu dem, der Himmel und Erde erschaffen hat.“

Aus diesem Stoffe schuf Goethe den Nachthymnus:

Mahomet.

Feld. Gestirnter Himmel.
Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl.
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehen sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern!
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu.
Bleib, bleib! Wendst du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk!

Sonne, dir glühenden weiht sich das glühende Herz,
Sei mein Herr, du mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, Herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du, Allliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Schöll bemerkt dazu: „Stimmt diese Hymne nicht ganz, namentlich in der Wendung, wie die Sonne darin vorkommt, zu Goethe's Inhaltsbeschreibung (Bd. 22, S. 225 Ausg. in 40 B.), so darf dies nicht befremden, da er sie verloren glaubte, und die letztere aus dem Gedächtniß machte." Ich gestehe, daß ich das Gepräge der besondern Liebe, womit Goethe diesen Gesang gedichtet zu haben

bekennt, in dem Obigen nicht aufzufinden vermag, und halte die von Schöll an's Licht gezogenen Verse für einen ersten Entwurf. Jedenfalls hat aber der Herausgeber an ihnen einen interessanten Fund gethan, wäre es auch nur, weil wir hier einmal ein Goethe'sches Gedicht in einer Strophenform antiker Art antreffen.

---

27. Gesang der Geister über den Wassern.

1779.

In einem Briefe, den Goethe auf seiner Reise durch die Schweiz im J. 1779 am 14. October aus Thun an Frau von Stein richtete, lautet eine Stelle: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern. Schreiben Sie doch sie für Knebeln ab, mit einem Gruß von mir." Scholl bemerkt dazu: „Also nachdem er den Staubbach gesehen, und zwischen den Berner Gletschern hat Goethe diese schöne Ode gedichtet, die erst 1789 gedruckt ward." Und somit sehen wir, wie auch dieses Gedicht wieder enger, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte, mit besondern Erlebnissen zusammenhängt. Es spiegelt sich nicht bloß im zweiten Abschnitt der Anblick des Staubbachs, sondern im Ganzen der Anblick der Wasser der Schweiz, und in dem Odenschwung der Empfindung der Eindruck der großen Naturbilder ab.

Die vorliegende Ode gehört mit einigen ungefähr gleichzeitig entstandenen zu Goethe's edelsten lyrischen Productionen. Dem Inhalte nach beschäftigten sie sich größtentheils mit den wichtigsten und höchsten Beziehungen des Menschen,

und in der Behandlung erinnern sie an antike Oden; und so finden wir hier, wie in andern Geistesproductionen dieser Zeit, unsern Dichter in steter Annäherung zu dem Geiste der antik classischen Poesie begriffen. Diese Annäherung gibt sich auch im Metrum kund. Der Leser braucht nur das Versmaß dieser, oder der nächstfolgenden Ode „Meine Göttin", mit dem von „Mahomet's Gesang" zu vergleichen, um alsbald den Fortschritt von jener früheren regellosern Behandlung der freien Rhythmen zu einer mehr gesetzmäßigen, der classischen Formstrenge sich annähernden Gestaltung zu bemerken.

Heinr. Kurz ist der Meinung, die erwähnten Oden seien, bei aller Höhe des Schwungs und aller Tiefe der Gedankenwelt, die sich in ihnen entfaltete, doch so klar und durchsichtig, daß eine Erklärung derselben auf nichts als eine breite Paraphrase hinauslaufen würde, womit der Leser zu verschonen sei. Aber wie, wenn nicht bloß gewöhnliche Leser, sondern Interpreten ex professo in der Auffassung wesentlich voneinander abweichen? Ich bin überzeugt, hätte Kurz sich auf eine Paraphrase eingelassen, so würde sich diese in manchen Punkten von der Interpretation Kannegießer's z. B. entfernt haben.

Schon gleich beim ersten Abschnitt des Gedichtes kann ich dem letztgenannten Erläuterer nicht beipflichten. „Vom Himmel kommt," so deutet er die allegorischen Züge in V. 3 bis V. 7, „die Seele des Menschen, denn sie ist ein Theil des göttlichen Geistes; zum Himmel steigt auch die Seele — nach dem Tode zur Unsterblichkeit. Die folgenden Zeilen: Und wieder nieder u. s. w. möchten, buchstäblich bezogen, an die Seelenwanderung des Pythagoras erinnern; doch eine so wörtliche Beziehung leidet die Allegorie

nicht, sondern es ist hier bloß an die ewige Verjüngung des Menschengeschlechts zu denken." — Ich glaube, an die letztere ist eben so wenig als an die Metempsychose zu denken. Der einzelne Mensch, will der Dichter ausdrücken, fühlt seiner Doppelnatur zufolge sein ganzes Leben hindurch die Seele bald von Irdisch-Gemeinem, bald von Himmlisch-Hohem angezogen; so schwebt seine Seele, dem Wasser gleich, in ewigem Wechsel zwischen Himmel und Erde.

Von den folgenden drei Abschnitten sagt Kannegießer: „In den beiden ersten ist mehr die Jugendzeit, das Knaben- und Jünglingsalter, im dritten das männliche bezeichnet." So viel diese Deutung auf den ersten Anblick für sich zu haben scheint, so legt sie doch dem Dichter etwas Fremdes unter. Es soll hier nicht wieder wie in Mahomet's Gesang, die Vergleichung des Verlaufs eines Menschenlebens mit einem Stromlauf ausgeführt werden, sondern, wie das Thema gleich in den ersten Versen angegeben ist, des Menschen Seele wird mit dem Wasserelemente verglichen. Wäre Jenes die Absicht des Dichters gewesen, so läge in dem Anfangs-, wie in den beiden Schlußabschnitten manches Ungehörige. Der Dichter stellt im zweiten Abschnitt (V. 8 ff.) das Wasser in leichtem, spielendem Flusse dar, — ein Bild der Seele, wenn sich ihrem Streben und Wünschen keine mächtigen Hindernisse entgegenstellen, wenn ihr keine schweren Entsagungen aufgebürdet werden, wenn sie sich frei und fröhlich entfalten darf. Daher heißt es:

Dann stäubt er l i e b l i c h
In Wolkenwellen
Zum g l a t t e n Fels,
Und l e i c h t e m p f a n g e n,
Wallt er verschleiernd,

Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Aber nicht immer ist der Mensch so glücklich. Ein ander Mal fühlt sich die Seele in ihren feurigsten Wünschen gehindert und gehemmt. Dann wird sie von Unmuth ergriffen, aber nicht in ihrem Streben gänzlich aufgehalten; sie müht sich die Hemmnisse zu überwinden und dringt, wenn auch mit Unterbrechungen („stufenweise"), nach ihrem Ziele hin (V. 18 ff.).

Schleicht der Wasserstrahl „im flachen Bette" (V. 23 ff.) durch ein freundliches Wiesenthal daher, dann ist er ein Bild der Menschenseele in lieblicher, freundlicher Ruhe, in behaglichem Genusse; und sammelt und breitet er sich zum glatten See, in dem alle Gestirne ihr Antlitz weiden, so sehen wir in ihm ein Symbol einer großen und ruhigen Menschenseele, die hohe und himmlische Gedanken und Empfindungen in sich hegt.

Dann fällt dem Dichter (V. 28 ff.) noch eine Analogie zwischen dem Wasser und der Seele des Menschen auf: Wie die Welle vom Winde bald lieblich gekräuselt, bald von Grund aus stürmisch aufgewühlt wird: so fühlt sich die Seele von der Leidenschaft bald süß und schmeichelnd erregt, bald heftig und schmerzlich ergriffen. Hiernach haben wir im Schlußverse den „Wind" nicht mit Kannegießer als Symbol äußerer Gewalten, sondern als Sinnbild seiner Gefühle und Leidenschaften, in denen sein Schicksal begründet ist, aufzufassen.

---

28. Meine Göttin.

1780.

Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt dieses Gedicht in's J. 1781; des Dichters Briefe an Frau von Stein geben aber Tag und Jahr genauer, und zugleich den Ort der Entstehung an. Goethe schickte es am 15. September 1780 auf einer Rundreise im Weimarischen von Kaltennordheim aus an seine Freundin mit der Nachschrift: „Dieses zum Dank für Ihren Brief und statt alles Andern, was ich von heut zu sagen hätte." Die Jahre 1779 und 1780, denen die beiden herrlichen Oden, die nächstvorhergehende und die vorliegende, angehören, bezeichnet Schöll in der trefflichen Einleitung zu den Briefen dieser Jahre (I, 195 ff.) als eine „Periode der Steigerung," worin des Dichters Geist einen edlern und höhern Schwung nahm, und als die beiden Brennpunkte in der Ellipse dieses Bienniums die Schweizerreise von 1799 und die Rundreise durch's Land im September 1780, von denen jene durch den Gesang der Geister über den Wassern, diese durch Meine Göttin bezeichnet ist.

Mußten wir uns bei der vorhergehenden Ode vielfach gegen Kannegießer's Deutung erklären, so können wir hier großentheils wörtlich seine Erläuterung adoptiren.

Zu den anziehendsten Gegenständen für den Dichter und Künstler überhaupt gehört die Hauptquelle des künstlerischen Vermögens, die Phantasie. Ihr erkennt unser Dichter unter allen Uranionen den höchsten Preis zu (wenn er gleich Keinen zu seiner Meinung herüberziehen will). Er macht sie mit kühner Erweiterung der Mythologie zum Schooßkinde Jupiters, und nennt sie, das Thema der drei

nächstfolgenden Abschnitte anschlagend, die „ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis". Zeus, der Vater der Götter, erscheint hier nicht als Ideal der Weisheit, sondern als launenvoller Herrscher. Seine Sinnesart hat die Tochter geerbt, und er läßt sie gewähren und hat sogar seine Freude daran, in ihr sein Abbild zu sehen, mag sie nun heiter oder ernst erscheinen. Die heitere ist hier wie eine Fee dargestellt mit dem Lilienstengel des Oberon und Rosen um das Haupt, wie eine Sylphide, die über Blumenauen hinschwebt, und sich von Thau und dem Honig der Blüthen nährt; die ernste oder vielmehr die düstere ist mit ossianischen Farben gemalt, auch als solche schillernd wie die Abend- und Morgenlüfte, ewig veränderlich wie der Mond, der bald die Wolken theilt, bald von ihnen verschleiert wird. Aber wie sie auch sei, wir können dem Vater der Götter und Menschen nicht genug danken, daß er dem vergänglichen Erdensohn sein unvergängliches Kind als Braut zugeführt und so dem Verlassnen, Einsamen das Leben gewürzt, den Schmerz gelindert, die Freude verdoppelt hat. Dem Menschen allein ist dies Glück zu Theil geworden, keinem andern Geschöpfe der Erde. Denn wenn auch den edlern Thieren Erinnerungskraft nicht abzusprechen ist, so entbehren doch alle des Vermögens selbstgeschaffne Bilder frei zu combiniren; und eben dieses Mangels wegen haben sie nur einen dunkeln Genuß des Daseins, der sich auf die Gegenwart beschränkt. Ihr Trieb ist nicht auf Höheres, sondern nur auf Erhaltung des irdischen Daseins und den Genuß des Augenblicks gerichtet. Aber diese Tochter des Zeus will auch zart behandelt sein, wie eine Geliebte, will geehrt sein, wie die Frau des Hauses, und vor Allem nicht von nüchterner Weisheit schwiegermütterlich gemeistert und in ihrem Gebiet beschränkt

werden. Schließlich preist der Dichter neben der Phantasie ihre ältere, gesetzte Schwester, seine stille Freundin, die Hoffnung, die edle Treiberin und Trösterin, die gleich der Phantasie den Geist auf ihre Fittige nimmt und in die ferne Zukunft trägt. Sie hatte ihn auch zu dieser Rundreise, auf der das Gedicht entstand, angetrieben; er gedachte, durch persönliches Anschauen der Zustände des Landes dessen Bedürfnisse und die Mittel der Befriedigung kennen zu lernen. Sie war auch eine Trösterin, wenn er manchmal Unerfreuliches fand, da die bisher erreichten Erfolge ihm guten Muth für die Zukunft einflößten. Und so schließt er mit dem heißen Wunsche, daß diese Freundin sich erst mit dem Lichte des Lebens von ihm wende.

Die Gestalt, in der das Gedicht den Briefen an Frau von Stein beiliegt, weicht von der jetzigen in folgenden Versen ab:

V. 3. Mit keinem streit' ich,
V. 7. Seltsamsten Tochter Jovis,
V. 11. Alle die Launen,
V. 19. Blüthenthäler betretend,
V. 28. Um Felsenwand,
V. 39 Den (statt: dem) sterblichen Menschen
V. 48 ff. Hingehen die Armen
Andern Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
In dunklem Genuß
Und trübem Leiden
Des augenblicklichen u. s. w.

29. Harzreise im Winter.

1777.

Durch eine Programmabhandlung von K. L. Kannegießer „Ueber Goethe's Harzreise im Winter“ (Prenzlau 1820) wurde der Dichter veranlaßt, selbst nähere Aufschlüsse über Entstehung und Inhalt dieses Gedichtes zu geben. Wir dürfen den Leser darauf verweisen, da sie dem zweiten Bande der Gedichte unter der Ueberschrift „Noten“ (S. 347 der 40bänd. Ausg.) als Anhang beigegeben sind. Außerdem enthält der 25te Band der Ausg. in 40 B. (S. 169 ff.) eine ausführliche Darstellung der in den Noten berührten Anläſſe zur Reise und der Umstände, unter den sie angetreten wurde. Wir nehmen daraus abkürzend dasjenige auf, was die nächste Beziehung zu unserm Gedichte hat.

Nachdem Goethe das Werther'sche Sentimentalitätsfieber und die Beziehungen, in die er dadurch zu vielen an dieser Krankheit leidenden jungen Leuten verwickelt wurde, geschildert, fährt er so fort: „Zu manchem andern brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1777, von Wernigerode datirt, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen. Man erkannte daran einen jungen durch Schulen und Universitäten gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Der Styl war gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch Alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Suchte man

nun aber die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für räthlich.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte Weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht; ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf häufige Klagen des Landvolks, im Eisenachischen, unternommen, der ich beizuwohnen hatte. Ich erbat mir jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umwege mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich öfter den lebhaften Wunsch äußern hören, es möge das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Zwar ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt. Aber diesen konnte ich an irgend einem Gegenstande nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Deßhalb hatte ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht; und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahrszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize; und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Correspondenten persönlich zu sehen und zu prüfen,

wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel Harzreise im Winter so lange als Räthsel unter meinen kleinern Gedichten gestanden. In düsterm und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein G e i e r (V. 1) über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tages so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laternen (vgl. V. 61 ff.) erst sehr spät in Ilefeld ankam . . .

Des folgenden Tages schrieb ich mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichtes. Davon mögen die ersten Strophen, die sich auf den nun zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte d e n d a m a l i g e n l i e b e v o l l e n Z u s t a n d m e i n e s I n n e r n a u s z u s p r e c h e n g e e i g n e t s i n d."

Nun folgen V. 29 ff. bis V. 50 des Gedichtes, und hierauf eine sehr ausgeführte Schilderung des Zusammentreffens mit Plessing in Wernigerode, der Persönlichkeit dieses Mannes, und eines spätern Besuches, den Goethe ihm in Duisburg im November 1792 abstattete.

Durch die Briefe Goethe's an Frau von Stein und beigefügte kurze Tagebuch-Notizen haben die vorstehenden Mittheilungen eine willkommene Ergänzung erhalten. Darnach ritt Goethe am 29. November 1777 seitab vom Jagdgefolge dem Ettersberge zu und hinüber nach Sondershausen. Unter dem 30. November sagt ein Tageblatt: „Ganzen

Tag in unendlicher gleicher Reinheit . . . schöne Aussicht, die goldene Aue vom Kyffhäuser bis Nordhausen herauf." Vom dritten Reisetag meldet das Tagebuch: „Den 1. Decbr. Montag früh 7 von Ilefeld ab mit einem Boten; gegen Mittag in Elbingerode. Herrlicher Eintritt in den Harz; Felsen und Bergweg. Gelindes Wetter; leiser Regen. Dem Geier gleich u. s. w. (mit der obigen aus später Erinnerung niedergeschriebenen Erzählung des Dichters nicht zusammenstimmend); Nachmittags in die Baumannshöhle." Unter dem 3. December heißt es: „Auf Wernigerode. Mit P. (Plessing) spazieren auf die Berge u. s. w." (gleichfalls nicht ganz übereinstimmend mit Goethe's Erzählung in ihrem weiteren Verlauf). Am 4. December: „Ueber Ilsenburg auf Goslar . . . grimmig Wetter". Aus den weitern Tageblättern heben wir nur noch das vom 10. Decbr. heraus: „Früh nach dem Torfhause. 1 Viertel nach Zehn auf den Brocken; 1 Viertel nach Eins droben. Heitrer, herrlicher Tag; rings die ganze Welt in Wolken und Nebel, oben Alles heiter. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst! Um vier Uhr wieder zurück; bei dem Förster auf dem Torfhause in Herberge." Am Abend schrieb er einen Brief an Frau von Stein, der als eine treffliche Erläuterung gelten kann zu den Schlußversen des Gedichtes:

> Und Altar des lieblichsten Danks
> Wird ihm des gefürchteten Gipfels
> Schneebehangener Scheitel u. s. w.

„Was soll ich," schrieb er, „vom Herrn sagen mit Federspuhlen? was für ein Lied von ihm singen? im Augenblick, wo mir alle Prosa zur Poesie, und alle Poesie zur Prosa wird? Es ist schon nicht möglich mit der Lippe zu sagen, was mir widerfahren ist; wie soll ich's mit dem spitzen

Ding hervorbringen? Liebe Frau, mit mir verfährt Gott, wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß (Buch der Richter 6, 36—40), so ist's so, und umgekehrt auch; und mehr als Alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen!" — Am Schlusse des Briefes heißt es: „Ich sagte, ich habe einen Wunsch auf den Vollmond! Nun, Liebste, trete ich vor die Thür hinaus, da liegt der Brocken im hohen, herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir, und ich war oben heut und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank geopfert." — Am 15. December traf er in Eisenach mit dem Herzog wieder zusammen.

Schon aus dem hier Mitgetheilten, aber noch deutlicher aus dem ganzen Verfolg seiner damaligen Briefe an Frau von Stein erkennt man, daß neben der Anschauung des Bergbaus und dem Besuch eines Gefühlskranken noch ein tieferer Anlaß ihn zu dieser abenteuerlichen Winterreise antrieb. Es war, wie Schöll es bezeichnet, „sein nicht leichtes Bemühen sich zu beschränken und in der Beschränkung das Unbeschränkte zu finden; sein Streben, bei Anknüpfung an vornehme Gesellschaft einfacher Natur treu zu bleiben, dem rein Menschlichen sich zuzubilden: und diese Religion seines Wesens, wodurch ihm, was im Naturkreise ihn beschäftigte und hold anschaute, zum Symbol und Pfand seiner Gemüthsstimmung, und was im Freien und Wilden ihn ergriff und erhob, zur Vorbedeutung und Verheißung für seine persönlichsten Wünsche ward. Diesmal stürzte er sich in Frost, um ganz die Erwärmung zu fühlen, tauchte sich in Nacht, um fröhlich zum Licht aufzufahren, in Müdigkeit

und Hunger, um die Wohlthat der Labe und des Lagers zu segnen, in Winter und Gefahr, um im einfachsten Lebensgefühl sich zu erbauen. Und daß ihm das Verlangen nach der freien Luft des Gipfels, obwohl vermessen, wie von selbst gelang, erfüllte ihn, als ein liebevoller Anhauch des Naturvaters, mit der weichsten Andacht. Diese Süßigkeit belohnter Ausdauer und gekrönten Vertrauens verschmolz mit dem Bewußtsein gleicher Ausdauer seiner Liebe, gleichen Vertrauens in die Zukunft:

> Umgib mit Wintergrün,
> Bis die Rose wieder heranreift,
> Die feuchten Haare,
> O Liebe, deines Dichters!"

Die im Vorhergehenden angedeutete Art der Entstehung unsers Gedichtes läßt schon nicht erwarten, daß wir in demselben ein schön geschlossenes und abgerundetes Ganze finden werden. Der Dichter gesteht auch selbst, von dem, was ihm während der Reise durch den Sinn gezogen, „kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen" niedergeschrieben zu haben. Gleich der Anfang läßt, wenn die Tageszeit („Auf schweren Morgenwolken") bezeichnet ist, eine gleichzeitige Andeutung der Jahreszeit, so wie überhaupt einiger Umstände, unter denen die Reise unternommen ward, vermissen. Ein Gedicht soll im Leser möglichst schnell die beabsichtigte Stimmung hervorrufen; dazu wäre aber unstreitig eine wenn gleich leise Bezeichnung der Oertlichkeit sehr förderlich gewesen. Nach den fünf Anfangsversen, die es sogar beim ersten Lesen noch zweifelhaft lassen, ob der Dichter mit leiblichem, oder nur mit geistigem Auge das Bild des auf Morgenwolken schwebenden Geiers schaut,

ob also die Morgenwolken wirklich als zeitbestimmend gelten können, beginnt sogleich eine Reflexion und wir müssen bis zu V. 18 weiter lesen, ehe wir einen neuen beschreibenden Zug finden.

Die schweren Morgenwolken und der sanfte Fittig (V. 2 f.) stehen sich bedeutungsvoll gegenüber. Wie der Geier mit ruhigem Fittig über dem drohenden Gewölk und herab nach Beute umherschaut, so schweift des Dichters Blick über die düstern Verhältnisse des Menschenlebens und sucht einen würdigen Gegenstand des Lieds. Denn (V. 6) ihm hat ein Gott diese Bahn (die Bestimmung, mit dem besonnenen Blick des Dichters die Welt zu überschauen) vorgezeichnet, wie Jedem die seine. Die Glücklichen (V. 9 ff), zu denen er vor Allen sich selbst zählen durfte, eilen leicht und freudig ihrem Ziel entgegen. Wem aber Unglück das Herz zusammenschnürt (V. 12 ff), wie jenem hypochondrischen Jünglinge, den er aufzusuchen gedachte, der sträubt sich vergebens gegen sein Geschick, aus dem ihn erst der noch immer bittere Tod herausrettet. In dem Ausdruck „die Schranken des ehernen Fadens“ (V. 14 f.), faßt Kannegießer den Faden als Fessel, Netz, Käfig auf. Ich glaube nicht, daß der Dichter dies Bild im Sinne hatte. Die Parzen spinnen dem Menschen einen bestimmten unzerreißbaren (ehernen) Lebensfaden; dieser beschränkt, hindert und hemmt ihn, so daß er mit aller Anstrengung nicht sein Schicksal nach Willkür gestalten kann.

Bei V. 19 ff. sieht er rauhes Wild vor dem Winterwetter sich in schauriges Walddickicht flüchten; der Gedanke, daß unterdeß die Rohrsperlinge sich in die schützenden Sümpfe gesenkt haben, erinnert ihn an die Reichen und Vornehmen, die sich jetzt gleichfalls in ihre behaglichen

Winterwohnungen zurückgezogen, und dem Wagen der Fortuna so bequem folgen, wie der Dienertroß dem auf gebesserten Wegen einziehenden Fürsten. Einen Gegensatz zu diesen bildet der unglückliche Plessing, dem vorzugsweise seine Reise gilt. Er verliert sich „abseits“ (V. 29 ff.) von der großen Heerstraße, worauf der glänzende Zug der Fortuna einherfährt, in eine schaurige Oede. Das Bild des menschenfeindlichen Unglücklichen schwebt nur der Phantasie des Dichters vor; die Darstellung ist aber so lebhaft, daß der Leser leicht in den Irrthum fallen kann, der Dichter spreche hier von wirklich Angeschauten. Die Verse 30 bis 34 bezeichnen nur die Einsamkeit des Unglücklichen. Kannegießer legt wohl zu viel hinein, wenn er interpretirt: „Er ist nicht sowohl von Andern verlassen, als er sich selbst abgesondert hat; er wendet sich abseits, man blickt ihm nach, verliert ihn aber bald aus den Augen, achtet seiner nicht, vergißt ihn.“

V. 35 bis V. 50: Plessing trug, wie der Dichter ihn auffaßte, den Menschen ein Herz voll Liebe entgegen, die ihm ein Balsam hätte werden können, aber ihm zum Gifte ward, da die Welt seine nach Freundschaft dürstende Seele zurückwies. Je reicher und inniger die Liebe war, womit er den Menschen entgegentrat, um so tiefer und unerbittlicher ist nun sein Haß. So trank er Menschenhaß aus der Fülle der Liebe (V. 38). Die Kälte, mit der man ihn behandelt hat, vergilt er jetzt reichlich mit Verachtung seiner Mitmenschen (V. 39); aber indem er sich in Eigenliebe und Selbstsucht, die seinem liebebedürftigen Herzen doch nicht genügen können (V. 42), zurückzieht, zerstört er unter der stolzen Maske gleichgültiger Ruhe heimlich seine ursprünglich treffliche Natur. Bei V. 43 beginnt des Dichters

Theilnahme an dem Unglücklichen sich in ein frommes Gebet zu ergießen. Nicht ganz gut scheint sich das „In der Wüste" (V. 50) mit den „tausend Quellen" zu vereinigen. Daß er nicht wirklich in einer Wüste ist, sondern sich nur in einer solchen wähnt, hätte meines Erachtens angedeutet werden sollen.

V. 51 ff. scheinen einen schroffen Uebergang von Plessing zu den auf der Jagd befindlichen Freunden zu bilden; doch ist dieser Uebergang bereits durch den „Vater der Liebe" (V. 44), der tausend Quellen der Freude geschaffen hat, einigermaßen verbreitet. „Brüder der Jagd" (V. 53) ist nicht bloße Umschreibung für Jäger, sondern zugleich mit Beziehung auf deren vertrauliches Verhältniß zum Dichter gesagt. „Fröhlich" heißt ihre Mordsucht (V. 56), weil sie vorzugsweise aus dem Bestreben, die Kräfte zu üben, hervorgeht, weil sie dem Menschen ein Bewußtsein der Ueberlegenheit über das physisch stärkere oder schnellere Thier gibt, und weil das freie Umherschweifen durch Wald und Gebirge ein wohlthuendes Gefühl der Unabhängigkeit gewährt. „Unbild" (V. 57) heißt zunächst eine Mißgestalt, aber, wie hier, auch im Oberdeutschen und schon im Althochdeutschen (daz unpilid) und im Mittelhochdeutschen (daz unbilde) zugleich eine kränkende, verletzende, Schaden bringende Handlung (injuria), eine Unbill.

Der Gegensatz der geselligen Lustpartie seiner Freunde und seines einsamen Umherziehens lenkt die Betrachtung auf ihn selbst zurück (V. 60 ff.). Wenn er die Liebe anfleht, ihn in ihre Goldwolken einzuhüllen, so wissen wir aus dem oben Mitgetheilten, welche Liebe vorzugsweise gemeint ist. „Mit der dämmernden Fackel" (V. 66) kann

auf den Mond, aber auch auf die Laterne des Boten, der ihn nach Ilefeld geleitete, bezogen werden. Der beizende Sturm in V. 73 scheint tropisch von der Falkenjagd auf den Sturm übertragen zu sein, also den emporsteigenden, wirbelnden Sturm zu bezeichnen. Der Tropus ist kühn, lag aber dem von Gedanken an Jagd und Jäger erfüllten Dichter nicht ferne. Die Richtigkeit dieser Erklärungsweise wird doppelt wahrscheinlich, wenn wir die benachbarten Gedanken vergleichen: Der Morgen lacht, mit ihm lacht die Liebe in sein Herz; der Sturm erhebt sich, mit ihm trägt ihn die Liebe empor; Winterströme stürzen von Felsen, mit ihm brausen seine Psalmen daher, die ihm die Liebe eingab.

Das Gedicht schließt mit einer Apostrophe an den schneebehangenen Brockengipfel. Die „Geisterreihen" in V. 80 deuten auf die Sagen von den Festen der Walpurgisnacht. „Unerforscht" (V. 82) heißt der Busen des Berges, weil er nicht durch den Bergbau aufgeschlossen ist, während andere Berge des Harzes, seine „Brüder" aus ihren Metalladern den Reichen der Welt ihre Schätze entsenden.

Goethe legte das Gedicht einem Briefe an Merck vom 5. August 1778 bei mit der Ueberschrift „Auf dem Harz im December 1777." Hier finden sich folgende Abweichungen vom jetzigen Texte:

V. 2. Der, auf Morgenschloſſenwolken
V. 10 f. Rasch zum freudigen Ziel läuft.
V. 12. Aber wem Unglück
V. 17. Den die bittre Scheere
V. 46. So erquicke dies Herz!

V. 54. Auf der Fährte des Schweins
V. 82. Du stehst, unerforscht die Geweide....

---

30. An Schwager Kronos.

10. Oktober 1774.

Im vorliegenden Gedichte hören wir das ungestüme Brausen jenes Geistesstroms, der in der Genie-Periode fast alle bedeutenden Talente ergriffen hatte. Was diesem Geist am meisten widerstrebte, war ein ängstlich-bedächtiges Zurathhalten der Kräfte; mochte man auch nur kurze Zeit leben, es mußte rasch und energisch gelebt sein; die zugemessene Spanne Zeit mußte mit der größtmöglichen Summe von Genuß und Thätigkeit gefüllt werden. In diesem Sinne ist unsere Ode gehalten, die nach der Angabe in der Quartausgabe am 10. Oktober 1774 in der Postchaise gedichtet wurde.

Die Zeit (Kronos) erscheint hier als Lenker des Lebenswagens unsers Dichters, wie es auch im Egmont in etwas anderer Wendung des Bildes heißt: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch." Die Aufforderung an Kronos, sich zu sputen (V. 1), kann, da der raschere und langsamere Schritt der Zeit nur eine illusorische Vorstellung ist, vor der nüchternen Reflexion nur den Sinn haben: „Ich will möglichst intensiv leben;" denn alsdann erscheint gerade der Zeitschritt am schnellsten, wenn wir recht viel Genuß und Thätigkeit in ein Zeitmaß zusammendrängen.

Im weitern Verlauf des Gedichtes ist nun das Leben, wie es der Dichter sich wünscht, durchgehends unter dem

Bilde einer raschen Fahrt dargestellt. In V. 3 ff. ist mit der bergab gehenden Fahrt wohl die Zeit gemeint, wo der Dichter nicht mit schwierigen Unternehmungen zu ringen hatte. Auch da pflegte er nicht in träger Ruhe hinzubrüten. Kleine Hemmnisse, die sich dann einem freiern Lebensgenuß entgegenstellen wollten, wurden keck übersprungen.

Frisch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Rasch in's Leben hinein!

Aber nicht lange währte es, so belud er sich wieder mit einer schweren Aufgabe, die alle Kräfte anzuspannen gebot:

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!

Hier galt es, allen Kleinmuth abzuwehren und in hoffnungsfrohem Streben unaufhaltsam vorzudringen (V. 12 f.). Mit jedem neuen Geisteswerk aber, das ihm gelang, arbeitete er sich auf einen höhern Gipfel der Einsicht, des Selbstbewußtseins empor, wo ihm ein freierer Umblick über das Leben sich eröffnete und die Ahnung von der Ewigkeit und Unendlichkeit seines geistigen Strebens sich verstärkte (V. 14 ff.). Was bei diesem rastlosen Streben ihm die schönste Erfrischung zu bieten pflegte, sagt uns auch „Künstlers Morgenlied“:

Und find ich mich zurück hieher,
Empfängst Du, Liebe, mich.

Und wir werden es auch in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ wieder hören, wo die Muse zu ihrem Auserkornen, auf die künftige Geliebte anspielend, sagt:

Doch daß das Leben, das Dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,

Hab' ich Deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen u. s. w.

Die Art und Weise aber, wie hier der Reisende auf der raschen Fahrt sich nur flüchtig einen „schäumenden Trank, einen frischen Gesundheitsblick" spenden läßt, um dann weiter zu fliegen, ist charakteristisch für Goethe, der sich durch keines seiner Liebesverhältnisse, wie viele er deren auf den verschiedenen Stationen seiner Lebensfahrt angeknüpft, auf die Dauer hat binden lassen.

In dem Maße, wie die Lebensfahrt sich dem Ende nähert, wünscht er sie mehr und mehr beschleunigt:

Ab denn, rascher hinab!

und er möchte gern bei noch vollem, kräftigem Lebensgefühl, ehe ihn im Moor des Greisenalters der Nebelduft kalter Stumpfsinnigkeit umfängt, in das nächtliche Thor der Unterwelt hinabgerissen werden, ein Wunsch, den auch Schiller in seiner Jugend in der „Melancholie an Laura" aussprach:

Brich die Blumen in der schönsten Schöne,
Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Fackel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das Haus.

Der leichte, ja lustige Uebermuth, mit dem in unserm Gedichte der Abschied vom Leben dargestellt ist, erinnert an Egmont: „Soll ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?" Diese Stelle ist besonders mit genialem Takt auf dem gemeinsamen Grenzrain des Komischen und Erhabenen gehalten. Ist gleich der uralt-ehrwürdige Kronos in einen modernen Postillon verwandelt („Töne,

Schwager, in's Horn!"): so hält doch der dithyrambische Schwung der Gefühle jeden Anflug des Gemeinen und Niedrigen ferne.

Schließlich weise ich noch darauf hin, zu welch lebenvoller Figur die Zeit hier personificirt erscheint. Kronos tritt uns hier nicht bloß unsern modernen Anschauungen näher gerückt, in faßlicherer Gestalt entgegen, er betheiligt sich auch an den Schicksalen des Individuums, das er in seinem Wagen durch's Leben führt; er strebt mit ihm den Berg hoffend hinan, genießt mit ihm die erhebende Aussicht von der Höhe, wird auch von „des Ueberdachs Schatten, von dem Frischung verheißenden Blick des Mädchens" angezogen und labt sich mit „am schäumenden Trank". In solchen Zügen noch eine besondere Beziehung suchen, hieße die Deutung der Allegorie zu weit verfolgen. Mir erscheint darin nur das Bedürfniß der dichtenden Phantasie, jeder poetischen Gestalt, mag sie auch nur eine allegorische oder symbolische Bestimmung haben, eine Fülle selbstständigen, individuellen Lebens zu leihen.

V. 21 hieß in ältern Ausgaben (meines Erachtens besser):

Und der Frischung verheißende Blick ...

---

31. Wanderers Sturmlied.

Spätjahr 1771 oder Frühjahr 1772.

Ueber die Zeit, in der das Gedicht entstand, und die Stimmung, die es hervorrief, hat Goethe uns selbst in Wahrheit und Dichtung Mittheilungen gemacht. Friederike Brion hatte, nachdem er von der Universität zu Straßburg

in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, noch einmal an ihn geschrieben und auf eine Weise Abschied genommen, die ihm das Herz zerriß. „Gretchen,“ erzählt er, „hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum erstenmal schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Antheil an Andern; ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte, wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch wegen meines Umherschweifens in der Gegend den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zweien angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen (vgl. oben die Vorbemerkungen zu Nr. 24 und Nr. 25). Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern . . . Mehr als jemals war ich gegen offne Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.“ — Hiernach gehört das Gedicht wohl am wahrscheinlichsten in den Herbst oder Winteranfang 1771; doch könnte es auch in das Früh-

jahr 1772 fallen, wo er vielfache Ausflüge nach den genannten Orten machte.

Nach den vorstehenden Bekenntnissen des Dichters muß es auffallen, daß sich in dem Gedichte nichts von jener quälenden Reue über sein Verhältniß zu Friederike kund gibt. Es spricht sich vielmehr sogleich ein begeisterndes Bewußtsein des inwohnenden Genius aus, der ihn gegen alle Stürme des Lebens stählt. Denn daß wir den Sturm, gegen den er hier ankämpft, auch in höherm, symbolischen Sinne zu fassen haben, unterliegt keinem Zweifel. Goethe sagt in seinen Bemerkungen zur Harzreise im Winter: „Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleinern Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit angeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, weßhalb sie sich nicht gleichen, jedoch darin übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte."

Das ihm bei V. 1—9 vorschwebende Allgemeine und Höhere liegt nahe genug: Wer den Genius in sich fühlt, verliert auch unter den Stürmen des Schicksals die Ruhe, den Lebensmuth nicht; er singt gleich der Lerche, (die eben hoch über seinem Haupte wirbelt), dem drohenden Gewölk entgegen. Dann heißt es weiter V. 10—17: der Genius hebt uns auf seinen Feuerschwingen über den Schmutz des Lebens empor; wer von ihm erfüllt und getragen wird, der wandelt mit reinem Fuß selbst durch den Schlamm gemeiner Verhältnisse und überwindet das schlammerzeugte gemeine Gezücht, das ihm hemmend in den Weg tritt, wie Apoll, als er das delphische Orakel in Besitz nehmen wollte, den Drachen Python erlegte. — Bis hieher schlossen sich

die Gedanken an das augenblicklich Erlebte, Gegenwärtige, an den Sturm, dem der Dichter entgegenkämpft, an den Schlammpfad, auf dem er rüstig daherschreitet. Jetzt führt ihm die Phantasie andere schlimme Situationen vor, worin der Genius sich hülfreich erweist (V. 18—25); er erleichtert drückende Lebensverhältnisse, leitet und schirmt in gefährlichen Lagen, flößt dem Herzen, das vor der kalten Wirklichkeit schauert, belebende Wärme ein. — „Das ist Wasser" (V. 30) geht auf den herabströmenden Regen, den man sich (wie auch das spätere „Jupiter Pluvius" andeutet) als fortdauernd zu denken hat. „Der Sohn des Wassers und der Erde" (V. 31) ist eine poetische Umschreibung für den Schlamm. Das Wasser für sich, „das Herz der Wasser" (V. 34), und die Erde für sich, „das Mark der Erde" (V. 35) sind rein; erst aus der Verbindung beider erzeugt sich das Unreine. Im Nächstfolgenden wendet sich der Dichter wieder an die Musen und Charitinnen, die Spenderinnen alles Schönen und Anmuthvollen, die er bereits in V. 28 f. angefleht hat. Wenn sie, die Reinen, ihn umschweben, so wandelt er rein, wie die Himmlischen, über den Schlammpfad. Es versteht sich, daß alles dieses sich zunächst auf das wirklich Umgebende bezieht, dann aber auch ideeller zu fassen ist; wie Goethe selbst zu einer Stelle in der Harzreise anmerkt, man habe sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Ideellen und Wirklichen zu halten.

Bei V. 39 ist ein Abschnitt, der auch in der ursprünglichen Gestalt des Gedichts durch einen Trennungsstrich angedeutet war. Der wandernde Dichter bemerkt hier einen Bauer, der dem Sturme rüstig Trotz bietet, und zürnt nun über sich selbst und den Kleinmuth, der ihn zu erfassen

drohte. „Wie!“ ruft er sich zu (V. 39—51), „der Bauer soll, durch die bloße Aussicht auf Bacchus Gabe und auf einen wärmenden Herd gekräftigt, muthvoll der Heimath zuschreiten; und ich, der Günstling der Musen und Grazien, den ihre Himmelsgaben daheim erwarten, soll muthlos heimkehren?“ Auch hier ist der allgemeine, ideelle Gehalt nicht schwer zu finden: Wir sehen gewöhnliche Menschen, wenn sie mit Bedrängniß und Mühsal zu ringen haben, durch die bloße Hoffnung auf Ruhe und Labsal nach Arbeit und Entbehrung gekräftigt, ihren Lebensmuth behaupten; und reichbegabte Männer, denen der Genius ein zweites schöneres Leben im Leben schafft, sollten verzagen, wenn sie eine Zeit lang gegen widrige Geschicke ankämpfen müssen? Die Epitheta zu „Bauer“ in V. 40 mögen immerhin aus der wirklichen Anschauung geschöpft worden sein; sie hätten aber kaum besser gewählt werden können, wenn den Dichter rein die Rücksicht auf den symbolischen Sinn der Stelle geleitet hätte. — Der Anblick des Bauern erinnert ihn daran, daß die Menschen des jetzigen Weltalters durchgehends nicht im tiefsten Herzen die Erhebung und Begeisterung schöpfen, die sie im Leben aufrecht erhält, sondern durch äußere Mittel, zumal durch Weingenuß den Lebensmuth rege halten (V. 52—58). Vater Bromius (Bacchus) ist der Genius unsers Jahrhunderts, ist ihm, was die wahre Begeisterung für Pindar war, was der Sonnengott für die Welt ist. Aber sich selbst ruft er ein Wehe! zu (V. 59—70), wenn er nicht in sich die Flamme der Begeisterung hegt, wenn er auf Erwärmung von außen her rechnet. Dann wird Phöbus Apollo, der Wärmeborn der Welt, seinen Blick verächtlich über ihn weggleiten und auf der Ceder weilen lassen, die in eigener Urkraft emporwächst und grünt.

Bei V. 71 ist abermals ein Abschnitt, der gleichfalls in der ersten Form des Gedichtes durch einen trennenden Strich angedeutet war. Der Regensturm hat unterdessen fortgetobt und mahnt jetzt den Dichter, der sich in Betrachtungen verlor, wieder an die umgebende Wirklichkeit. Aber sogleich knüpft sich eine neue Reflexion an. Jupiter Pluvius, die sturmathmende Gottheit, ist es, die in ihm Begeisterung geweckt. Nicht in holder, glücklicher Ruhe kam über ihn die Weihe der Dichtkunst, nicht wie über Anakreon und Theokrit; der Kampf der Elemente hat ihn zu Pindarischem Geistesschwung erregt. Er setzt in V. 76—83 seinen dichterischen Enthusiasmus einer Poesie andrer Art entgegen. Mein Lied, sagt er, strömt die von Dir, dem Sturmgott, erregte Begeisterung aus; aber daneben gibt es noch eine Art dichterischer Begeisterung, eine ruhige, helle, dem kastalischen Quell gleichende, freilich auch eine weniger reiche und hohe („ein Nebenbach"), die nur in dem Busen mußereicher, beglückter Sterblichen wohnen kann; nicht Du bist es, der sie erweckt („Abseits von Dir"). Diesen Gedanken exemplificiren die folgenden Verse: Du warst es nicht, sturmathmender Gott, der Anakreon zu seinen Liebesliedern begeisterte (V. 84—90); Du hast nicht dem Theokrit seine Idyllen eingegeben (V. 91—100). Indem seine Phantasie so bei den Dichtern des Alterthums verweilt, stellt sich ihm Pindar als derjenige dar, dessen dichterische Begeisterung der seinigen am nächsten verwandt sei. Aus Goethe's damaliger Correspondenz mit Herder geht gleichfalls hervor, wie hoch ihm in jener Zeit Pindar stand. Daß er aber hier bei der Charakteristik der Pindarischen Begeisterung, wie sie sich in dessen Siegesgesängen ausspricht (V. 101—109) an die seinige dachte, beweist

V. 110, wo er mit kühnem Gedankensprunge plötzlich sich selbst unterschiebt. Der kalte Regensturm hat, just während seine Beisterung sich zu Pindarischem Schwunge steigerte, den Rest seiner physischen Widerstandskraft untergraben, und in einzelnen abgebrochenen Worten fleht er die himmlische Macht an, ihm nur so viel Kraft zu lassen, um seine Hütte, die er auf dem Hügel vor sich sieht, watend zu erreichen. — Durch diese Wendung bekommt das Gedicht allerdings einen festen Abschluß; ob aber auch den wünschenswerthesten?

Von rhythmischer und sprachlicher Seite verdiente das Gedicht eine ausführlichere Erörterung, als wir ihm hier widmen können.*) In der metrischen Form ist noch Klopstock's Einfluß zu erkennen, wenn gleich Goethe dieses durch Klopstock zuerst in Aufnahme gekommene Quasi-Metrum in eigenthümlicher Weise behandelt hat. Wir machen besonders darauf aufmerksam, wie sich die einzelnen Abschnitte gern in einen kurzen prägnanten Vers zuspitzen. Die Satzformirung ist ungemein frei und durchgängig auf kräftige Hervorhebung der wirksamsten Begriffe berechnet. Unter den Inversionen sind die in den Schlußversen vorkommenden sehr bezeichnend; sie imitiren in Verbindung mit dem Anakoluth „Dort meine Hütte u. s. w." die Sprechweise des Ermatteten, der nur mühsam und ordnungslos die Theile eines Gedankens zusammenfügt. Interessant müßte auch eine nähere Beleuchtung der zum Theil mehrdeutigen Composita sein: Feuerflügel, Blumenfüße, Hüterfittige,

*) Vgl. über diese freien Rhythmen mein „Archiv für den deutschen Unterricht" (1844, I, 82 ff.) und das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen" (1846, I, 127 ff.).

Phöb-Apoll, wärmumhüllen, Sterblich-Glückliche, blumenglücklich, sturmathmend, honiglallend. In allem diesem ist der Einfluß von Goethe's damaligem Studium Anakreon's, Theokrit's und Pindar's zu erkennen. Pronomina sind gleichfalls mit ähnlicher Freiheit, wie in den alten Sprachen ausgelassen: „Wen Du nicht verlässest, (den) wirst (Du) im Schneegestöber wärmumhüllen“; desgleichen Artikel: „Und (ein) kastalischer Quell rinnt ein Nebenbach!“ Eine sehr starke Alliteration begegnet uns in V. 101 f. „Räder rasselten Rad an Rad rasch“; zugleich ist hier das Gewühl der Wettrennenden durch Onomatopöesie und den stürmisch fortpolternden rhythmischen Gang ausdrucksvoll nachgeahmt.

Goethe sandte das Gedicht am 31. August 1774 an Jacobi in einer in folgenden Versen abweichenden Gestalt:

V. 5. Wird der Regenwolke
V. 7 ff. Entgegensingen, wie die
Lerche, die da droben.
V. 10. Wenn Du nicht u. s. w.
V. 18 (ist wiederholt).
V. 24 f. Wirst im Schneegestöber wärmumhüllen.
V. 28. Umschwebt mich, ihr Musen,
V. 32 f. Ueber den ich wandle göttergleich.
V. 44. Soll der zurückkehren muthig?
V. 46 f. Musen und Charitinnen all,
Den all's erwartet, was ihr,
V. 58. Phöb-Apoll ist.
V. 68. Auf der Ceder Grün verweilen,
V. 74. Dich, aus dem es quoll,
V. 94 f. In dem hohen Gebirg nicht,
Dessen Stirn die
Allmächtige Sonne beglänzt,
V. 98. Den Bienen singenden

V. 102 ff. Wenn Rad an Rad
Rasch um's Ziel weg
Hoch flog siegdurchglühter Jünglinge Peitschenknall,
V. 107 f. Wie vom Gebirg herab sich
Kieselwetter in's Thal wälzt,
V. 110 Muth, Pindar — Glühte?
V. 115 f. Dort ist meine Hütte,
Zu waten bis dorthin!

---

32. Seefahrt.

11. September 1776.

Ueber die Zeit, welcher die Entstehung dieses Gedichtes angehört, geben Goethe's Briefe an Lavater genaue Auskunft. Er sandte es diesem als Beilage zu einem Briefe vom 16. September 1776; das Gedicht selbst trägt das Datum „den 11. Sept. 76".

Dieses allegorische Gedicht erscheint an sich schon sehr bedeutsam und werthvoll, wenn man auch mit den Lebensgeschicken Goethe's, die sein Entstehen veranlaßten, und mit den persönlichen Bezügen, die darin liegen, noch unbekannt ist. Es erscheint dann bloß als das, was es im Grunde auch sein soll, als bildliche Darstellung eines kühnen unternehmenden Geistes, der auf der hohen See des Lebens sein Glück versucht, nach günstigem Anfange der Fahrt von den Stürmen widriger Geschicke überfallen wird, die ihm Verderben statt der geträumten Erfolge drohen, aber dabei den Muth nicht verliert, sondern, während die Freunde seine Lebensbahn aus der Ferne mit ängstlicher Theilnahme verfolgen, dem waltenden Geschick vertrauend und auf Alles gefaßt rüstig seinen Lauf fortsetzt.

Bedeutend erhöht wird aber das Interesse an dem rein und klar ausgeführten Bilde, wenn man erfährt, in welchem Zusammenhange es mit des Dichters persönlichen Lebensschicksalen steht. Als er zu Straßburg seinen Universitätscursus beendigt hatte, lebte er eine Zeit lang in seiner Vaterstadt, nicht ganz entschlossen, welche Lebensbahn er einschlagen sollte. Im Grunde stand es ohne Zweifel bei ihm fest, daß die eigentliche Aufgabe seines Lebens eine möglichst volle Entwickelung seines Wesens und der ihm verliehenen Talente sein müsse; die äußern Verhältnisse aber, in denen dies geschehen sollte, wollte er sich nicht gewaltsam schaffen und zubereiten; er ließ hier das Schicksal gewähren und wartete auf günstigen Wind, um sich auf der hohen See des Weltlebens einzuschiffen. Reich befrachtet war sein Schiff; er hatte so Vieles in sich ausgebildet, so schöne Fertigkeiten und Kenntnisse erworben und, was das Wichtigste war, sah sich von der Natur so reich ausgestattet, daß er die Fahrt mit kühnen Hoffnungen antreten durfte. Er brachte jene Zeit, die er damals in seiner Vaterstadt wie in einem sichern Hafen zubrachte, nicht in mißmuthig gespanntem Harren zu; schaffend und genießend freute er sich des Daseins, freute sich eines lebhaften mündlichen und brieflichen Verkehrs mit nähern und fernern Freunden (V. 1—4).

Nicht lange währte es, da zeigte sich ein lockendes, vielsprechendes Verhältniß, das ihm Befriedigung seiner theuersten Wünsche zu verbürgen schien, und worüber er von seinen Freunden (V. 5—10) beglückwünscht wurde. Der Herzog von Weimar, der gleich beim ersten Zusammentreffen mit Goethe in Frankfurt ganz von ihm eingenommen war, lud ihn an seinen Hof ein. Goethe folgte dem Ruf Anfangs November 1775 (V. 11—14). Hier ging zuerst

Alles nach Wunsch, und seine Freunde jubelten über den Wechsel seiner Lebenslage (V. 15—21). Der Herzog schloß ihn fest an sich; Goethe mußte bleiben; mit ihm erblühte dem froh= und hochsinnigen Fürsten ein poetisches Leben; ihn wählte er zum Austausch der trautesten Hingebung. Aber bald drohte das neue Verhältniß unsern Dichter von der vorgesetzten Bahn abzulenken (V. 22 ff.): Goethe sollte dem Herzog mehr als Genoß heiterer Stunden werden, er sollte ihm die Arbeit und die Sorgen des fürstlichen Berufs tragen helfen; dafür daß der Fürst sich ihm brüderlich hingab, sollte der Dichter seine Ungebundenheit opfern. Schon am Ende des Jahrs 1775 war er in dem Bannkreise der Macht der neuen Lebensverhältnisse. Daß ihn diese „seitwärts von der vorgesteckten Fahrt ab" zu verschlagen drohten, mochte er selbst in manchen Augenblicken nicht ohne Beunruhigung fühlen. Doch äußerte er den Freunden Merck und Lavater gegenüber, deren Besorgniß um ihn er gewahrte, ein entschiedenes Vertrauen und Befriedigung mit seinem Lebensgange. Briefe an Merck sprechen es bestimmt aus, daß er die amtliche Laufbahn und sein Hof= und Weltleben nur als ein Durchgangsstadium betrachtet; er bleibt „treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege." „Wirst bald hoffentlich vernehmen", schrieb er an Merck den 5. Januar 1776, „daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage"; und am 8. März: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und so immer fort." Einen bekümmerten Brief Lavater's beantwortet er am 6. März 1776 mit einem Billet, das an den Schluß unsers Gedichtes erinnern würde, wenn es weniger vermessen klänge: „Lieber Bruder, sei nur ruhig

um mich . . . Verlaß dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, zu gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." Schöner schließt unser Gedicht mit dem Gedanken, daß er den Göttern vertrauend seine Fahrt verfolgen und gefaßt sein Geschick hinnehmen werde, möge es Gelingen oder Untergang sein.

In der Form, in welcher das Gedicht zuerst an Lavater gesandt wurde, zeigt es folgende Varianten:

V. 1. Taglang Nachtlang stand mein Schiff befrachtet.
V. 5. Und sie wurden mit mir ungeduldig:
V. 19 f. Hoffnungslieder nach im Freudentaumel,
Reisefreude wähnend wie des Einschiffmorgens,
V. 30. Drückt der Mensch schwellend Herze nieder.
V. 32. Streicht der Schiffer weis die Segel nieder.
V. 41. Doch er stehet mannlich an dem Steuer
V. 46 f. Und vertrauet landend oder scheiternd
Seinen Göttern.

Auch in Anlage bei einem Briefe an Merck vom 11. September 1776 befand sich das Gedicht, mit der an Lavater gesandten Abschrift bis auf folgende Abweichungen übereinstimmend:

V. 1. Tagelang, Nächtelang stand u. s. w.
V. 2. Günstiger Winde harrend u. s. w.
V. 9. Wird Rückfahrendem in unsern u. s. w.
V. 23—27 fehlen.

---

23. Adler und Taube.

Spätestens 1773.

Dieses Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774, gehört also spätestens dem

Jahre 1773 an. Den Sinn der Parabel können wir mit einem neuern Aesthetiker etwa so darlegen: Wer von Natur sanft und genügsam, im engen Kreise glücklich ist, kann den mächtigen Thatendrang eines reichbegabten und hochstrebenden Jünglings nicht fassen, und hat keine Ahnung von dem tiefen Schmerze desselben, wenn er sich durch das Unglück („des Jägers Pfeil") mit allem heißen Trieb und Verlangen in einen kleinen Wirkungskreis gebannt sieht. Die guten Lehren jener genügsamen Taubennaturen sind an sich richtig, aber auf den Adlerjüngling unanwendbar; denn es paßt nicht ein Maßstab für alle Charaktere.

Was die Darstellung betrifft, so ist Alles mit den wärmsten Farben ausgeführt. Wie anschaulich ist der gelähmte Adler dargestellt:

> Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
> Und reckt die Flügel — ach!
> Die Schwingkraft weggeschnitten u. s. w.

Noch gelungener erscheint mir das Bild der Tauben; jeder Zug prägnant, charakteristisch und productiv auf die Phantasie wirkend. Und nicht minder glücklich sind die Bilder gewählt und ausgemalt, wodurch der Tauber den Adler mit seinem Schicksal zu versöhnen sucht:

> Kannst Du der Abendsonne Schein
> Auf weichem Moos am Bache nicht
> Die Brust entgegenheben?
> Du wandelst durch der Blumen frischen Thau u. s. w.

Als ein Gedicht von ganz verwandter Natur empfehlen wir A. W. Schlegel's „Lebensmelodien" zur Vergleichung, worin auf ähnliche Weise drei verschiedene Arten von Charakteren und Weltanschauungen unter den Bildern des Schwans, des Adlers und der Tauben versinnlicht werden.

Schwan und Adler sind dort am nächsten in Verbindung gebracht, weil die durch sie repräsentirten Charaktere die meiste Aehnlichkeit mit einander haben. Beide stellen edle, bedeutende Gemüther dar, die aber wieder wesentlich durch stille Selbstbeschauung einer- und feurigen Thatendrang anderseits, durch innere Tiefe und durch nach außenwirkende Kraft, von einander abweichen. Ihnen gegenüber bezeichnen die Tauben, wie in unserm Gedichte, solche Menschen, die nicht im Erhabenen, sondern im Anmuthigen, nicht in hohem edelm Streben, sondern in harmlosem Genuß ihr Glück suchen.

Der Göttinger Musenalmanach, worin die Ueberschrift des Gedichtes „Der Adler und die Taube" lautet, bietet außerdem folgende Varianten dar:

V. 1. Ein Adlerjüngling hob die Flügel
V. 5. Er stürzt' herab in einen Myrtenhain,
V. 17. Unwürd'ger Raubbedürfniß nach,
V. 20. Und blickt zur Eich' hinauf,
V. 22. Und eine Thräne füllt sein hohes Auge.
V. 23 f. Da kömmt muthwillig durch die Myrtenäste
Hergerauscht ein Tabenpaar,
V. 30. Der Täuber schwingt u. s. w.
V. 43 f. Pflückst aus dem Ueberfluß des Waldgebüsches Dir
V. 47 f. O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit,
V. 49 f. Und die Genügsamkeit hat überall genug.
V. 51. O Weise! sprach der Adler, und trüb' ernst . . .

---

34. Prometheus.

1774.

Zu den großen Genien, die auf unsern Dichter den bedeutendsten Einfluß geübt haben, gehört Spinoza. Ihn,

Shakespeare und Linné nennt Goethe ein Kleeblatt bedeutender Männer, denen er unter allen am meisten verdanke. Fast so oft er seiner gedenkt, rühmt er den Frieden und die Beruhigung', die aus der Lectüre seiner Schriften über ihn gekommen sei. Insbesondere wurde er durch ihn über den großen Zwiespalt, der die neuere Welt in ihren religiösen Grundansichten trennt, sich klarer bewußt, und dadurch der Brüdergemeinde, deren Bekenntniß er mit leidenschaftlicher Liebe ergriffen hatte, gänzlich und für immer entzogen. Spinoza hebt nämlich das freie sittliche Vermögen des Menschen stark hervor, und darin begegnete ihm Goethe's innerstes Gefühl. Die hierdurch in ihm angeregte Geistesbewegung erscheint nun in unserm Gedicht auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Der Stolz auf die geistige Unabhängigkeit des Menschen, das Vertrauen auf die Kraft des eigenen Willens hat sich zu einem Grade gesteigert, daß der Dichter sich von der Gottheit emancipirt und sich trotzig auf sich selbst und die Anlagen, die er in sich gewahrt, zurückzieht. Dieses Selbstgefühl fand einen fruchtbaren Boden an dem ganzen Geist der damaligen Zeit, dessen sämmtliche Tendenzen ja, wie Gervinus treffend sagt, „aus jenen titanischen Bemühungen flossen, die des Menschen Selbstkraft und Größe unter die Waffen riefen, und ihn von den Göttern sich sondern hießen." So grell aber und auf die Spitze getrieben, so zur Verachtung der überirdischen Mächte und zum Haß gegen sie gesteigert, wie hier, erscheint doch sonst fast nirgendwo der himmelstürmende Sinn jener Zeit, und Delbrück hat Recht, wenn er die in unserm Gedicht ausgesprochene Denkart „heidnischer als heidnisch" nennt. Goethe scheint in spätern Jahren selbst über dieses Phänomen erstaunt gewesen zu sein, und er erklärte es sich

damit, daß „bei seinem Charakter Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlungen und abgestoßen habe.“

Indem er sich nun für die poetische Darstellung solcher Gesinnung nach einem Symbol umsah, mußte ihm sogleich die mythologische Figur des Prometheus auffallen, der sich, ebenfalls seiner Geisteskraft uud seinem edlen sittlichen Willen vertrauend, in unbeugsamem Trotz von den Göttern absonderte. So hatte ihn schon die antike Poesie, namentlich Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus, aufgefaßt. Aber Goethe fand diese mythische Gestalt noch von einer besondern Seite trefflich geeignet, um die eigenthümliche Art, wie er seine Selbständigkeit zu befestigen suchte, symbolisch darzustellen: er faßte den Prometheus in seiner selbständig-schöpferischen, künstlerischen Thätigkeit auf, wie er, sich streng isolirend, von seiner Werkstatt aus eine Welt bevölkert. Auch Goethe fand die sicherste Basis seiner Selbständigkeit in seinem productiven Talent, das ihn seit einigen Jahren keinen Augenblick verließ; auch er sah sich, wie Prometheus, genöthigt, die Einsamkeit zu suchen, wenn er etwas Bedeutendes produciren wollte. So schnitt er sich denn das alte Titanengewand nach seinem Wuchse zu und begann ein dramatisches Stück, worin das Mißverständniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigene Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Es ist zu bedauern, daß diese geniale Production ein Fragment geblieben ist. Was Goethe davon ausgeführt hat, zeigt eine Kraft und eine Kühnheit, die ihn dem Aeschylus an die Seite setzen. Eine kurze Inhaltsangabe desselben wird dazu beitragen, unser Gedicht in sein rechtes Licht zu rücken.

Den ersten Act eröffnet ein Zwiegespräch zwischen Prometheus und Mercur. Die Anfangs- und Schlußworte dieser Scene, die Prometheus an Mercur richtet, mögen den Inhalt andeuten: „Ich will nicht, sag' es den Göttern! Und kurz und gut, ich will nicht! Geh, ich diene nicht Vasallen!" Dann wendet sich Prometheus zu seiner Arbeit und bedauert, ihr auch nur einen Augenblick entzogen worden zu sein. Hierauf Epimetheus, der ihn vergebens zur Nachgiebigkeit zu stimmen sucht. Nach seiner Entfernung kurzer Monolog des Prometheus („Hier meine Welt, mein All!"); alsdann erscheint Minerva. Gegen sie spricht sich Prometheus vertrauter, dankvoller, weniger trotzig aus. Beim Scheiden fordert sie ihn auf, zum Lebensquell zu folgen, um dort Leben für seine Statuen zu schöpfen. — Zweiter Act: Jupiter und Mercur. Letzterer berichtet, wie Prometheus durch Minerva's Hülfe seine Welt von Thon belebt. Jupiter: „Das Wurmgeschlecht vermehrt die Zahl meiner Knechte," und später: „Sie werden Dich nicht hören, bis sie Dein bedürfen; überlaß sie ihrem Leben!" Dann wechselt die Scene vom Olymp zu einem Thal am Fuß des Olympus; das Menschengeschlecht ist durch das 'ganze Thal verbreitet in mannigfachster spielender Geschäftigkeit. Prometheus lehrt einen Mann eine Hütte bauen. Streit zweier Männer. Pandora kommt und berichtet erschüttert den Tod ihrer Freundin Mira; Gespräch über Tod und Lebenswonne.

An den Anfang des dritten unausgeführt gebliebenen Actes finden wir nun unser Gedicht gestellt, und Goethe bemerkt in einem Briefe an Zelter (vom 11. Mai 1820) ausdrücklich, der Monolog habe den dritten Act des Dramas eröffnen sollen. Ich möchte aber, trotz dieser authentischen Erklärung bezweifeln, daß unser Gedicht ursprünglich

diese Bestimmung gehabt. Schon das spricht als ein bedeutendes Moment dagegen, daß wir dann die Gesinnung des Prometheus im dritten Act um nichts verändert, um nichts vorgerückt fänden; des Epimetheus, der Minerva Vermittlung hätte nichts gewirkt. Jetzt, wo er eine belebte Welt um sich erblickt, an deren Geschick er liebend Theil nimmt, jetzt durfte sein Trotz, wie mir däucht, nicht mehr in der anfänglichen Herbheit erscheinen. Dazu kommt, daß der Monolog im Wesentlichen nur frühere Gedanken, und einige sogar fast wörtlich wiederholt. Man vergleiche z. B. mit V. 28—45 unsers Gedichtes die Stelle aus Act I, 1 des Fragments:

> Haben sie (die Götter) das Herz bewahrt
> Vor Schlangen, die es heimlich neidschten?
> Diesen Busen gestählt,
> Zu trotzen den Titanen?
> Hat mich nicht zum Manne geschmiedet
> Die allmächtige Zeit,
> Mein Herr und eurer?

oder mit dem Schluß des Gedichtes die Stelle aus II, 2 des Fragments:

> Sieh nieder, Zeus,
> Auch meine Welt, sie lebt!
> Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
> Ein Geschlecht, das mir gleich sei
> Zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich,
> Und Dein nicht zu achten,
> Wie ich!

Ich denke mir, daß Goethe damals, als er den Prometheus fallen ließ, die Hauptgedanken, die bezeichnendsten Züge aus den beiden fertigen Acten des Dramas zu einem Mo-

nologe gesammelt, der nun füglich als ein selbständiges Gedicht gelten konnte. So hatte er sich doch den Gegenstand auf irgend eine Weise, wie er zu sagen pflegte, „vom Halse geschafft". Später mochte ihm das nicht mehr erinnerlich sein, wie er denn auch in dem oben erwähnten Briefe an Zelter den Prometheus „ein von ihm selbst vergessenes Gedicht" nennt. Die beiden ersten Acte waren vollständig, der Monolog schien dem gleichen Stücke angehörig; wohin sollte er anders zu setzen sein, als an den Anfang des dritten Actes?

Gutzkow meint, das Drama Prometheus hätte, wenn es fertig geworden wäre, ein Titanendrama von gräßlicherer Wirkung als Werther's Leiden werden können. Ich halte es umgekehrt für wahrscheinlich, daß die vollendete Dichtung die religiösen Gemüther weit weniger verletzt haben würde, als der Monolog, der die schroffsten Gedanken concentrirt und ohne alle Vermittelung und Lösung ausspricht. Im weitern Verlauf des Dramas würde ohne Zweifel Minerva eine Vermittelung herbeigeführt haben, sie, die den Prometheus liebt und zugleich den Vater ehrt, mit welchem Prometheus anfänglich entzweit ist. Diese Vermittlung konnte nicht ohne eine Sinnesänderung des Prometheus geschehen, und zwar mußte er in den Sinn der Minerva eingehen, die hier als Personification des zugleich religiösen und selbständigen Geistes erscheint, desjenigen Geistes, in dem Goethe später, in den besten Stunden seines Daseins, gelebt, gehandelt und gedichtet hat. Der Monolog aber, der für sich allein jenen übermüthigen Freiheitstrotz auf seinem Gipfelpunkte fixirt, mußte zahllose Gemüther heftig abstoßen, wie Goethe denn auch selbst in jenem Briefe an Zelter daran erinnert, daß „der gute Mendelssohn an den

Folgen einer voreiligen Publication desselben gestorben sei." Daß die Stimmung, welcher Goethe's Prometheus entfloß, keine andauernde, sondern nur Reaction gegen Herrenhuterische Religionsschwärmerei war, und daher, nachdem einmal beide Extreme sich in ihm geltend gemacht, einer gemäßigtern mittlern den Platz räumte, geht aus den nachfolgenden Dichtungen, z. B. aus den zunächst zu besprechenden „Ganymed" und „Gränzen der Menschheit" hervor, die beide vom Hauche inniger Religiösität durchweht sind. In einem gewissen Sinne ist Goethe indeß ein ächter Prometheus, ein Vorwärtssinnender, geblieben. Wenn ein schwerer Verlust ihn traf, so unternahm er, um sich über den Schmerz emporzuringen, ein bedeutendes Werk; oder hatte der Schlag des Schicksals seine Thatkraft augenblicklich zu stark gelähmt, so suchte er sich wenigstens von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag weiter zu arbeiten, und blickte im Schmerz vielleicht am wenigsten nach oben empor, wo anders geartete Gemüther dann Trost zu suchen und zu finden pflegen.

In der ältesten Gestalt zeigt das Gedicht folgende Abweichungen:

V. 12. Ich kenne nichts ärmers
V. 21 ff. Als ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus, wo ein,
Kehrt mein verirrtes Aug'
Zur Sonne u. s. w.
V. 27. Sich Bedrängter zu erbarmen.
V. 28 f. Wer half mir wider
Der Titanen Uebermuth?
V. 32. Hast Du's nicht alles u. s. w.
V. 37. Ich Dich ehren? Wofür's?
V. 46 ff. Wähntest etwa,

Ich sollt' das Leben hassen,
In Wüsten fliehn,
V. 54 f. Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen sich ...

---

35. Ganymed.

Vermuthlich Frühjahr 1780.

Goethe schickte mit einem Billet vom 1. Mai 1780 eine „Hymne" an Frau von Stein, welche? darüber fehlt freilich jede Andeutung. Schöll denkt an den Gesang aus der Iphigenie: „Es fürchte die Götter u. s. w." Ich möchte auf Ganymed rathen. V. 3 zeigt, daß dieses Gedicht durch einen Frühlingstag hervorgerufen worden, und der ganze Ton desselben erinnert an die Gruppe von Hymnen, die nachweislich um das Jahr 1780 entstanden sind (Gesang der Geister, Gränzen der Menschheit, Meine Göttin, Das Göttliche).

Fanden wir das vorhergehende Gedicht von einem irreligiösen Geiste durchweht, so zeigt sich hier, daß jene Sinnesart nicht von Dauer war; denn im vorliegenden Gedichte spricht sich die wärmste Religiösität aus als Zug des Herzens zu einem allliebenden, in der Schönheit der Natur sich kund gebenden Wesen. Goethe hatte sich jetzt wieder der Sinnesweise seiner frühsten Jugend genähert. Schon als Knabe empfand er einen starken Hang zu einsamer gefühlvoller Betrachtung der Natur und ward hierbei gewöhnlich von ahnungsreichen religiösen Stimmungen ergriffen. „Der Gott; der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung steht, (so erzählt er am Ende des ersten Buchs von Wahrheit und Dichtung), der die Natur als

sein Werk anerkennt und liebt, dieser schien dem Knaben der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen, wie mit allem Uebrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne. Eine Gestalt konnte er diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf, und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen; über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich auffehnende Gemüth des Menschen bedeuten." Und so deutet auch eine andere Stelle in Wahrheit und Dichtung (im sechsten Buche) auf den religiösen Charakter seiner Naturbetrachtung hin. Er erzählt dort, wie er einen Freund an einen ernsten Lieblingsplatz tief im Waldesdunkel geführt, der von herrlichen uralten Eichen und Buchen und in weiterm Kreis von dichtem Gebüsch mit hervorblickenden bemoosten Felsen umschlossen war. „O, warum liegt," rief er seinem Freunde zu, „dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß! Warum dürfen wir nicht einen Zaun umherführen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß, es gibt keine schönere Gottesverehrung, als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur entspringt."

In unserm Gedicht ist es aber nicht die feierliche Waldesnacht, sondern die Herrlichkeit eines Frühlingsmorgens, was die religiöse Stimmung weckt (V. 1—3). Nicht in schauerlicher Erhabenheit, die zur Anbetung nöthigt, sondern in wonnevoller Schönheit stellt sich hier dem Dichter die Natur dar (V. 4—8). Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß die Betrachtung des Schönen die Liebe weckt, d. h. die Sehnsucht nach Vereinigung mit demselben. Darum möchte er all das unnennbar Herrliche, was ihn

umgibt, zu einem ihm ähnlichen Wesen personificirt, an sein Herz drücken können:

Daß ich Dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Diese Liebessehnsucht spricht sich dann noch weiter in dem Nächstfolgenden (V. 11—14) aus. Lindernd weht die frische Morgenluft seiner sehnsuchtglühenden Brust entgegen (V. 15 bis 17). Da erschallen plötzlich Töne, die, wie die Sprache der zärtlichsten Liebe klingend, auch in seiner Brust das tiefste Sehnen erregen:

Ruft d'rein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.

Einen Augenblick vergißt er, daß dort sein liebebedürftiges Herz doch keine Befriedigung finden kann, und er antwortet:

Ich komm', ich komme!

Doch sogleich sich besinnend, fügt er schmerzvoll hinzu:

Wohin? ach, wohin?

Da fühlt er auf einmal, daß der Trieb nach Vereinigung mit dem Schönen der Natur ein Zug des Herzens zu einem höhern Wesen, zum allliebenden Vater ist. Die Wolken dünken ihm sich zu senken und in ihren weichen Schooß ihn aufzunehmen, und er glaubt, von liebenden Armen umfangen, an das Herz der ewigen Liebe emporzuschweben (V. 22—31).

In vieler Hinsicht kann die vorliegende Hymne als ein Muster lyrischer Dichtung gelten. Die Darstellung ist gedrängt und prägnant; die Sprache, wie die metrische Form ist mit genialer Leichtigkeit und Kühnheit gehandhabt; der wechselnde Rhythmus folgt ausdrucksvoll der Modulation der Empfindung. Wie klein auch der Umfang des Gedichtes ist, so stellt es doch eine Empfindung in einer ganzen Reihe

von Entwicklungsphasen dar. Es lassen sich drei Hauptabschnitte unterscheiden; der erste umfaßt die acht Anfangsverse, der zweite reicht bis V. 21, der dritte von da bis zum Schlusse. Aber auch noch innerhalb dieser Abschnitte ließe sich eine stetige Metamorphose der Empfindung nachweisen, so daß also hier das Gefühl nicht, wie in manchen lyrischen Gedichten, in ruhiger Schwebung über demselben Punkt kreist, nicht wie eine vollaufgeschlossene Blume erscheint, die ruhig ihren Farbenglanz spielen läßt, sondern wie eine Knospe, die sich allmälig entfaltet und erst am Schlusse (beim letzten Verse, der das lösende Wort ausspricht) als fertiges Gebilde uns entgegenlacht. Damit ist zugleich das Lob eines festen Abschlusses, einer scharfen Begränzung ausgesprochen, woran es so vielen lyrischen Gedichten fehlt, in denen kein Grund liegt, warum man sie nicht (Goetheisch zu sprechen) mit Grazie in infinitum fortführen könnte. Endlich erhält das Gedicht auch dadurch etwas mehr Plastisches, daß eine mythologische Figur als Trägerin der Empfindung dargestellt ist. Ganymed war nach Homer (Il. 20, 232) ein Sohn des troischen Königs Tros,

> . . . Der schönste der sterblichen Erdbewohner.
> Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
> Und gesellten ihn zu den Unsterblichen wegen der Schönheit.

Nach der spätern Sage beging Zeus den Raub durch seinen Adler, nach Andern verwandelte er sich selbst in den Adler. Goethe hat, wie wir sehen, dem Mythus einen eigenthümlichen, höhern Sinn untergelegt. Zugleich hat er nur leise und im Allgemeinen die Sage angedeutet; der Name Ganymed kommt im Gedichte selbst nicht vor, so wie auch des Adlers keine Erwähnung geschieht. Vielmehr läßt das Herabschweben der Wolken und der Ausdruck „umfangend

umfangen" etwa an einen Genius denken, der den neuen Ganymed zum alliebenden Vater in seinen Armen emporträgt.

---

36. Gränzen der Menschheit.

Wahrscheinlich 1780.

Aeußerte sich im nächstvorhergehenden Gedichte die Religiosität als Zug des Herzens zu einem alliebenden Vater, der sich in der Schönheit der Natur kund gibt: so spricht sie sich hier in der Anerkennung der Allmacht und ewigen Dauer der Götter aus. Die Allmacht tritt uns anschaulich in gewaltigen Naturerscheinungen, zumal im Gewitter entgegen (V. 1—10). In unserm Gedicht erscheint die Natur nicht als eine selbständige oder blindwirkende „unfühlende" Macht, wie im nächstfolgenden Gedichte, wo es heißt:

> Wind und Ströme,
> Donner und Hagel
> Rauschen ihren Weg u. s. w.,

sondern als Werkzeug in der Hand eines mächtigen selbstbewußten und wohlwollenden („Segnende Blitze") Wesens, das der Dichter mit „kindlichem" Ehrfurchtsschauer verehrt. Wie weit ist er jetzt von jener übermüthigen prometheischen Herausforderung entfernt:

> Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
> Mit Wolkendunst u. s. w.

Er fühlt, daß der Mensch sich nicht mit den Göttern messen kann. Will er sich zum Uebersinnlichen und Himmlischen emporschwingen, sei es in kühnem Fluge des Geistes und der Phantasie, sei es in schwärmerischem Schwunge der

Empfindung: so verliert er jeden sichern Anhaltspunkt und wird ein Spiel des Betrugs und der Selbsttäuschung (V. 11—20). Verzichtet er auf das Höhere und hält sich an das irdische Greif- und Faßbare, denkt er nur an Befriedigung seiner niedern Bedürfnisse: so ist sein Geistesleben beschränkt und gemein, und er darf sich nicht der Eiche vergleichen, die, wenn sie die starken Wurzeln fest in die Erde schlägt, doch zugleich mit der stolzen Krone in den reinen Aether hinaufstrebt, noch selbst mit der Rebe, die, unfähig aus eigener Kraft sich zu heben und zu halten, liebend am starken Baum sich emporrankt und so ihrer Sehnsucht nach den Regionen des Lichts genügt (V. 21—28).

Nicht minder anschaulich versinnlicht der Dichter die zweite unterscheidende Eigenschaft der Götter (V. 29 ff.), die Ewigkeit. Vor ihnen wandelt der Strom der Zeit, Welle nach Welle, daher und läßt sie unberührt: uns dagegen,

Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Unser Dasein ist ein engbegränzter Kreis, das ihrige eine unendliche Kette, an das sich zahllose Geschlechter dauernd reihen. — Es fehlt dem Gedichte an dem festen Abschluß, den wir beim vorhergehenden zu rühmen hatten.

---

37. Das Göttliche.

Spätestens 1782.

Dieses Gedicht erschien zuerst 1782 im Tiefurter Journal, und die Chronologie Goethe'scher Werke führt es unter

dem J. 1782 auf. Es deutet auch der Inhalt darauf hin, daß es mit den beiden zuletzt besprochenen nicht genau derselben Zeit angehört. Während im ersten derselben die Religiosität sich als ein Zug des Herzens zu einem die Natur belebenden allliebenden Wesen, im zweiten als Anerkennung der Allmacht und Ewigkeit der Götter warm und innig aussprach, wird hier in mehr nüchterner Reflexion das durch Spinoza in unserm Dichter genährte Bewußtsein des dem Menschen innewohnenden freien Willens und sittlichen Adels als Grundlage der Religiosität dargestellt. Der Grundgedanke ist: der Mensch soll den Vorzug, der ihm vor allen Wesen verliehen ist, sittlich edel und gut, liebreich wohlthuend und helfend sein zu können, eifrigst pflegen und benutzen; das Edle und Gute in der Menschenwelt ist die festeste Stütze des Glaubens an jene höhern unbekannten Wesen, die wir ahnen. Mit diesem Gedanken eröffnet sich das Gedicht (V. 1—11) und mit der Wiederholung desselben (V. 54—59) rundet es sich auch ab. Alles dazwischen Liegende dient zur Beweisführung. Weder in dem Spiel der Naturkräfte (V. 12—24), noch in den Fügungen des Schicksals (V. 25—30) gibt sich ein edler freier Wille oder liebevolle Zuneigung kund; beide erfolgen nach den starren Gesetzen der Nothwendigkeit (V. 31—35), denen auch der Mensch von seiner physischen Seite unterworfen ist. Aber in der ihm verliehenen Willenskraft besitzt er ein Vermögen, selbstthätig zu wirken, zu unterscheiden, zu beurtheilen und zu wählen, und was von der Welt seiner Wirksamkeit übergeben ist, nach seiner Einsicht zu gestalten und für die Zukunft aufzubauen (V. 36—41); ihm allein ward es gegeben, den Guten zu belohnen, den Bösen zu bestrafen, überall heilend, tröstend, rettend einzugreifen, Anderer Kräfte, die

sich zu verirren oder zu zersplittern drohen, zu gemeinsamer nützlicher Wirksamkeit zu vereinigen (V. 42—47). Nach dem Vorbild eines edel und gut wirkenden Menschen haben wir uns das Bild der Unsterblichen geformt, und glauben, daß sie im Großen thun, was jener im Kleinen thut oder anstrebt (V. 48—53).

In der ältesten Form des Gedichtes folgte nach V. 9 („Die wir ahnen") noch ein Vers, der wieder aufgenommen zu werden verdiente:

Ihnen gleiche der Mensch;

es würde dadurch die Beziehung von „Sein (Beispiel)" in V. 10 klarer hervortreten. Außerdem finden sich dort folgende Abweichungen:

V. 7. Heil den unbekannten (nicht: Unbekannten)
V. 12. Denn unfühlbar
V. 15. Ueber Böse und Gute,
V. 29. Und bald den kahlen
V. 30. Unsers Daseins
V. 43. Dem (nicht: den) Guten lohnen, ...

---

38. Königlich Gebet.

Erschienen 1815.

Ein mächtiger König, geliebt von edlen Dienern, und sie hinwieder liebend, fleht den König der Könige an, daß er ihn vor Selstüberhebung bewahre, wozu ihn das Bewußtsein seiner Höhe und der Liebe, die er genießt, verleiten könne.

---

39. Menschengefühl.

Erschienen 1815.

Der Dichter würde die großen Götter nicht um ihren weiten Himmel beneiden, wenn sie ihm auf Erden nur stets beharrlichen Sinn und frohen Muth schenkten. — Man kann bezweifeln, ob zu diesem Inhalte die Ueberschrift ganz glücklich gewählt worden.

---

40. Lili's Park.

1775.

Das Gedicht versetzt uns noch einmal in die Zeit von Goethe's Liebe zu Lili, deren wir wiederholt im ersten Bande zu gedenken hatten. Als er am 25. Juli 1775 von seiner Schweizerreise wieder in Frankfurt eingetroffen war, verbrachte er während des Augusts noch schöne Tage in ihrer Nähe zu Offenbach. Ende August kehrte Lili nach Frankfurt zurück, und nun füllte sich bald in der Meßzeit das Schömann'sche Haus mit Besuchenden. „Alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses", erzählt Goethe selbst, kamen nach und nach heran, „und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben konnte noch wollte. Die Jüngern, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höhern Ansprüchen hervorteten möchten. Es waren schöne Männer darunter mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstands. Nun aber, die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum

hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem allen anständig zu genügen . . . Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit Wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien."

Goethe glaubt selbst, daß Lili's Park ungefähr dieser Epoche angehöre, wenn gleich das Gedicht nicht jenen zart empfindlichen Zustand ausdrücke, in den ihn die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Trennung von Lili versetzt hatte, sondern mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhen und durch komisch-ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachte. Es trägt unter den Lili-Liedern am meisten das Gepräge der Sturm- und Drangperiode. Während in den übrigen das kraftgeniale Gebaren durch die Zartheit und Anmuth der Empfindung zurückgedrängt ist, tritt es hier mit seinen kecken Bildern, seiner freien Behandlung der Sprache wieder kräftig hervor. Das ganze Gemälde ist mit genialer Meisterschaft angelegt und ausgeführt. Jener Schwarm von alten, mittlern und jungen Herren ist hier als eine Menagerie, *) oder als ein Gehege verzauberter Thiere dargestellt:

> O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
> Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
> Die armen Prinzen allzumal,
> In nie gelöschter Liebesqual!

---

*) „Bei Lili's Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Schaar Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethe'n oder Lili'n angehört, sondern der berühmten Frau von Tencin." (Briefliche Mittheilung von Varnhagen von Ense.

Die Artigkeit, die Lili nach allen Seiten spendet, erscheint unter dem Bilde eines Futterkörbchens, woraus sie Jedem etwas zuwirft:

> Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
> Wenn sie sich in die Thüre stellt
> Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
> Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
> Alle Bäume, alle Büsche*)
> Scheinen lebendig zu werden;
> So stürzen sich ganze Heerden
> Zu ihren Füßen; selbst im Bassin die Fische
> Patschen ungeduldig u. s. w.

Ganz vortrefflich ist der Bär geschildert, der kein anderer als Goethe selbst ist. Wie er dazu kam, sich als „einen Bären, ungeleckt und ungezogen" darzustellen, ist aus seinen Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung ersichtlich; er war schon gleich Anfangs dem Gesellschaftskreise in Lili's Hause als Bär „wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens", als Hurone Voltaire's, als Cumberland's Westindier angekündigt worden. Höchst komisch schildert der Bär sein Leiden:

> Denn ha! steh' ich so an der Ecke,
> Und hör' von weitem das Geschnatter,
> Seh' das Geflitter, das Geflatter,
> Kehr' ich mich um
> Und brumm' u. s. w.

Diese Stelle erinnert an die gleich malerische Schilderung der Thiere in Schiller's Handschuh. Zum großen Theile beruht, hier wie dort, die Wirkung auf den ausdrucksvollen Reimklängen. Je leichter es Goethe damals

---

*) Hier muß die Zeile ohne Zweifel abgebrochen und nicht mit der folgenden zu Einem Verse verbunden werden.

mit Rhythmus und Verslänge nahm, desto mehr entwickelte er, wenn auch ohne bewußte Absicht, die poetische Kraft des Reimes. Nicht mit Unrecht behauptet Poggel in seinem Büchlein über den Reim, daß Goethe in wirksamer Handhabung der Gleichklänge unsere Dichter sämmtlich überbiete; denn die ihn darin zu erreichen oder zu übertreffen suchten, verdarben es durch Uebertreibung. Hier fühlt man sogleich, wie die Reimklänge den Lärm der Menagerie, und dazwischen das dumpfe Brummen des zürnenden Unthiers nachahmen. Dazu kommt noch eine ausdrucksvolle Alliteration (Geflitter, Geflatter, renne rückwärts) und die Kürze der auf um gereimten Verse, die eben durch ihre Kürze den charakteristischen Reimlaut dem Ohre tiefer einprägen.

Beim Folgenden, worin der Unmuth des Thiers über seine Knechtschaft zur Wuth sich steigert:

> Dann fängt's auf einmal an zu rasen u. s. w.

machen wir auf einiges Sprachliche aufmerksam. Boulingreen" (engl. bowlinggreen, franz. boulingrin) erklärt der Dichter selbst im nächsten Verse:

> Vom niedlich glatt gemähten Grase.

Eine neue, sehr bezeichnende Wortbildung ist „niederbleien":

> Ein Zauber bleit mich nieder.

In dem Verse:

> Und kau' und wein' und wälze halb mich todt

wirkt die Alliteration mit der polysyndetischen Verbindung zur malerischen Wirkung zusammen.

Einen schönen Gegensatz zum Bisherigen bildet der nächste Abschnitt, wo Lili's Gesang auf einmal ertönt:

> Auf einmal! Ach, es dringt
> Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder!
> Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt u. s. w.

Wenn die Art, wie dann weiterhin Lili „das Ungeheuer“ behandelt, wirklich als ein Bild ihres Verhaltens gegen Goethe angesehen werden dürfte: so wäre es als ein Glück für ihn zu betrachten, daß das Verhältniß abgebrochen wurde. Sie hätte sich dann offenbar seiner Talente bedient, um ein belebendes und erheiterndes Ingrediens mehr in die glänzende Sphäre zu bringen, worin sie sich bewegte:

> Allons tout doux! eh la menotte (Händchen, Pfötchen)!
> Et faites Serviteur,
> Comme un joli Seigneur!
> So treibt sie's fort mit Spiel und Lachen.

Das Fläschchen Balsamfeuer, aus dem sie bisweilen ein Tröpfchen um die „verlechzten Lippen ihres Ungeheuers“ streicht, wird man als einen flüchtigen Kuß erkennen, womit sie den eifersüchtig grollenden Liebhaber von Zeit zu Zeit auf's Neue zu kirren weiß. Aber dann überläßt sie, der Zauberkraft dieses Mittels bewußt, ihn wieder sich selbst,

> Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
> Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halboffen stehn,
> Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.

Zuletzt entschließt sich der Bär, wenn die Götter nicht bald den Zauber lösen, der ihn gebunden hält, sich selbst die Freiheit zu verschaffen:

> Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder:
> Ich fühl's! ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Beim ersten Erscheinen zeigte das Gedicht folgende wenige Abweichungen:

> V. 26. Und das um ein Stückchen Brod,
> V. 69. Ein jedes aufgestutztes Bäumchen höhnt
> V. 99. Wie ihn alle sieben Sinnen jücken!

41. Liebebedürfniß.

1776.

Unter Goethe's Briefen an Frau von Stein ist auch ein Gedicht mitgetheilt, welches als die älteste, freilich bedeutend abweichende Form des vorliegenden zu betrachten ist. Es trägt die Ueberschrift: „An den Geist des Johannes Secundus" (Jan Everhard, geb. 1511 im Haag, der lateinische, meist erotische Gedichte, darunter die Basia oder Küsse schrieb) und lautet:

Lieber, heil'ger, großer Küsser,
Der Du mir's in lechzend athmender
Glückseligkeit fast vorgethan hast!
Wem soll ich's klagen? Klagt' ich dir's nicht,
Dir, dessen Lieder wie ein warmes Küssen
Heilender Kräuter mir unter's Herz sich legten,
Daß es wieder aus dem krampfigen Starren
Erdetreibens klopfend sich erholte.
Ach, wie klag' ich Dir's, daß meine Lippe blutet,
Mir gespalten ist und erbärmlich schmerzet,
Meine Lippe, die so viel gewohnt ist
Von der Liebe süßem Glück zu schwellen,
Und wie eine goldne Himmelspforte
Lallende Seligkeit aus- und einzustammeln.
Gesprungen ist sie! Nicht vom Biß der Holden,
Die, in voller ringsumfangender Liebe,
Mehr möcht' haben von mir, und möchte mich Ganzen
Ganz erküssen, und fressen und was sie könnte!
Nicht gesprungen, weil nach ihrem Hauche
Meine Lippen unheil'ge Lüfte entweihten.
Ach gesprungen, weil mich Oeden, Kalten,
Ueber beizenden Reif der Herbstwind anpackt.
Und da ist Traubensaft und der Saft der Bienen

An meines Herdes treuem Feuer vereinigt.
Der soll mir helfen! Wahrlich er hilft nicht;
Denn von der Liebe alles heilendem
Giftbalsam ist kein Tröpfchen drunter.

Dieses Gedicht ist vom 2. November 1776. In der wesentlich anmuthigern und mildern Form, wie es uns jetzt vorliegt, erschien es bereits 1789. Was die von mir vermuthete Beziehung desselben zu den Lida-Liedern betrifft, so weist Schöll darauf hin, daß es in eine Zeit fällt, wo Frau von Stein gegen den Dichter eine große Zurückhaltung beobachtete. Er glaubt, es sei erst viel später in die Hände der Freundin gekommen, wie es denn auch nicht an sie gerichtet war; und aus den Worten des Goethe'schen Billets vom 8. November 1776: „Ach, die 8 Wochen (wo sie auf dem Lande war) haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleibe immer der ganz sinnliche Mensch" möchte Schöll schließen, daß er in dieser Zeit der Versagung seinen gehemmten Gefühlen nach andern Seiten schwärmend die Zügel ließ. In einem Zuge wenigstens schließt sich das Gedicht sicher an die Wirklichkeit an; denn ein Billet an Frau von Stein vom nächsten Tage nach Entstehung desselben (dem 3. November) beginnt: „Ich bitte Sie um das Mittel gegen die wunde Lippe, nur etwa daß ich's finde heut Abend, wenn ich zurückkomme. Muß ich Sie schon wieder um etwas bitten, um etwas Heilendes!"

Man hat an „nun" in V. 11 unnöthiger Weise Anstoß genommen und conjicirt:

Weil mir über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und lieblos jüngst begegnet.

Die Verse 11 und 12 wollen sagen: Weil jetzt, in dieser

Jahreszeit, die Winde so scharf wehen, (ist mir die Lippe gesprungen).

42. An seine Spröde.

Erschienen 1789.

Schöll setzt vermuthungsweise das Gedicht in's J. 1777. Am 20. April dieses Jahrs sandte Goethe an Frau von Stein „ein paar neuere“ Lieder, worunter, wie er meint, das vorliegende gewesen sein dürfte. Es fehlt indeß für solche Vermuthung zu sehr an einem festen Anhaltspunkt. Der Dichter mahnt seine Spröde, die Zeit der vollen Reife nicht zu verpassen, während neue Blüthen schon neue lockende Früchte versprechen. Vielleicht ergibt weitere Forschung, daß auch diesem Gedichte, wie so manchen Goethe'schen, ein ausländisches Vorbild (wahrscheinlich ein italienisches) zu Grunde liegt.

43. Anliegen.

Erschienen 1789.

Vermuthlich, wie das nächst vorhergehende, Nachbildung eines italienischen Gedichtes.

44. Die Musageten.

1798.

Dieses Gedicht, das zuerst in Schiller's Musenalmanach auf das J. 1799 pseudonym (mit der Unterschrift Justus Ammann) erschien, ist nach Goethe's Tagebuch am

16. Juni 1798 in Jena entstanden, oder vielleicht nur umgeformt. Wie es scheint, war V. 18 („Der den Jüngling mächtig fesselt") schon auf die beabsichtigte pseudonyme Veröffentlichung berechnet. Der Dichter hat im Winter vergebens die Musen angefleht, ihn früh zu wecken, damit er die Morgenstunden, die ihm (abweichend von Schiller) für poetische Production besonders günstig waren, benutzen könne (V. 1—12). Im Frühling wandte er sich mit gleicher Bitte an die Nachtigallen; aber diese hielten ihn mit ihren süßen Liedern die Nacht hindurch wach und ließen ihn die Morgenstunden verschlafen (V. 13—27). Im Sommer erst weckt ihn „die geschäftig frühe Fliege" mit ihren „unverschämten Schwestern" bei Zeiten, weßhalb er sie, so unbequem sie auch werden, als die wahren Musageten preisen muß (V. 28—46). Der Dichter schlägt hier wieder die eigenthümliche lyrische Tonart an, die er zuerst 1781, durch Anakreon angeregt, in den Gedichten „An die Cicade" und „Der Becher" (Nr. 48) versucht hatte. Unser Gedicht ist eine sehr gefällige, schön abgerundete Production. Das Metrum ist dem Gegenstande ganz angemessen und fließt mit Anakreontischer Leichtigkeit und Anmuth daher.

---

45. Morgenklagen. 46. Der Besuch.

1788.

Goethe schickte das erstere Gedicht als Anlage zu einem Briefe vom 31. October 1788 an Jacobi, mit Hinzufügung der Worte: „daß dieser Brief nicht ganz leer gehe, hierbei ein Erotikon." Bald nach seiner Rückkehr aus Italien knüpfte er mit Christiane Vulpius, seiner nachherigen Gattin, ein Liebesverhältniß an, dessen schon im ersten Bande unter

andern bei den Römischen Elegien gedacht worden. Aus diesem gingen ohne Zweifel beide vorliegende Gedichte hervor, wenn gleich das zweite erst 1795 in Schiller's Musenalmanach auf das folgende Jahr veröffentlicht wurde. Beide sind wieder in der Tonart gehalten, die er schon vor sieben Jahren in den Gedichten „Der Becher" und „Nachtgedanken" angeschlagen hatte, und Goethe bewährt auch hier, wie in allen Gedichten von verwandter Form, sein Talent, „die dichterischen Figuren plastisch in festen Formen darzustellen und die Gestalten gleichsam mit körperlichen Linien zu umziehen, daß wir uns unter ihnen wie in einem Bildersaale bewegen." Wie klar tritt uns z. B. im zweiten Gedichte das Bild der schlafenden Geliebten entgegen!

An Varianten im zweiten Gedichte sind zu bemerken:

V. 40. Müßt' ich's itzt entdecken u. s. w.
V. 48. Sachte, sachte schleich ich meiner Wege.

---

47. Magisches Netz.

Zum 1. Mai 1803.

Der metrischen Form, und bis auf einen gewissen Grad auch dem Geiste nach, schließt sich auch dieses Gedicht an die Anakreontischen an, deren Reihe Goethe vor mehr als zwanzig Jahren mit den beiden nächst folgenden Gedichten eröffnet hatte. Das „magische Netz" ist die jüngste und letzte Blume aus diesem anmuthigen Liederkranze.

Es liegt ohne Zweifel eine irrthümliche Erinnerung zu Grunde, wenn Varnhagen von Ense berichtet: „Goethe fand die schöne Fräulein von Wolfskeel (der das Gedicht zum Geburtstag gewidmet wurde) an einer Weste stricken; er mußte glauben, sie sei für ihn bestimmt; zu seiner

Ueberraschung sah er nach einiger Zeit einen andern damit bekleidet, ihren Bräutigam, den Herrn von Fritsch, den spätern Minister." Das Gedicht sagt ja ausdrücklich in V. 28 ff., daß der Dichter mit dem Geschenk beglückt worden, und während er damit geschmückt stolzirend daherwandelte, von der feinen Hand der Strickerin geheim ein unsichtbares magisches Netz geknüpft worden sei, worin ein Glücklicher gefangen ward, den der Dichter „segnend und beneidend" grüßt. V. 3—23 schildern poetisch, wenn auch nicht ganz correct und klar, die Operation des Strickens, wobei die fünf spießbewehrten Finger der einen Hand als streitend dargestellt werden gegen die maschenschlingenden Finger der andern Hand.

Das Gedicht erschien in Wieland's und Goethe's Taschenbuch auf das J. 1804 unpassend unter die „geselligen Lieder, gereiht. V. 24—27 sind dort von den Folgenden durch einen Absatz getrennt und lauten:

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtestes? Begünstigt
Von der vielgeliebten Herrin
Als ein anerkannter Diener?

48. Der Becher.

1781.

Goethe übersetzte im J. 1781 das Anakreontische Lied „An die Cicade", das den Schluß des zweiten Bandes seiner Werke bildet. Diese Uebertragung war der Anfangspunkt einer Reihe von Originalgedichten, die alle in demselben Geiste gehalten und in gleichem oder verwandtem Metrum verfaßt sind. Er hatte zwar auch früher reimlose

Trochäen in einigen Gedichten angewandt; doch war die Form oft unregelmäßig in Beziehung auf Verslänge, und Geist und Ton von dem des Anakreontischen Liedes abweichend. In der hier gemeinten Reihe aber, aus der wir oben schon einige betrachtet haben, und die sich mit dem nächstvorigen Gedicht abschließt, hören wir überall Klänge, die denen der Teischen Lyra mehr oder minder ähnlich sind; und alle diese Gedichte tragen auch durch ihre ächt antike Naivetät und die feste Plastik der Darstellung ein griechisches Gepräge.

Eines der frühesten aus dieser Reihe ist das vorliegende Gedicht. Am 1. October 1781 schrieb Goethe an Frau von Stein: „Auch hab' ich Dir ein Gedicht gemacht, das Du durch den Weg des Tiefurter Journals sollst zu lesen kriegen"; wozu Schöll bemerkt: „Der Becher, mit der Ueberschrift Aus dem Griechischen, folgt im Tief. Journ. auf: An die Heuschrecke (an die Cicade) aus dem Griechischen." Unser Gedicht muß aber schon früher entstanden sein; denn unter den Briefen an Frau von Stein steht „Den 22. Sept. 81. G." auf der Rückseite eines halben Oktavblättchens, an deren unterm Rande in hiergegen verkehrter Schrift noch die Zeilen 10 u. 11 unsers Gedichts etwas variirt zu lesen sind:

> . . . wenn ich Dir es gönnte,
> Dir mit anderm Nektar es erfüllte?

Die Anregung zu diesem Liede scheint ein dem Anakreon zugeschriebenes gegeben zu haben. Es fordert darin der Dichter den Vulcan auf, ihm einen Becher von Silber zu machen, worauf Weinberge und Lyäus und als Kelterer sein Liebling Bathyllus und Eros in Gold abgebildet seien. Einen weit köstlichern Becher mit weit edlerm Inhalt hat

Amor unserm Dichter verheißen und in Lida (Frau von Stein) gewährt.

---

49. Nachtgedanken.

1781.

Vielleicht noch etwas frühern Ursprungs, als das vorhergehende Gedicht. Goethe legte es einem Billet an Frau von Stein vom 20. September 1781 bei, worin es heißt: „Was beiliegt ist Dein. Wenn Du willst, geb' ich's in's Tief. Journal und sage, es sei nach dem Griechischen. Adieu, Beste, was wäre Morgen und Abend ohne Dich!"

---

50. An Lida.

1781.

Dieses Gedicht findet sich gleichfalls unter den brieflichen Sendungen an Frau von Stein unter dem J. 1781 und gehört nach der Stelle, die es dort einnimmt, dem Anfange Octobers an. Goethe dichtete es in der Entfernung von der Freundin (V. 4 „Denn, seit ich von Dir bin"); er war am Abend des 2. Octobers nach Gotha gereist.

Mit Ausnahme der Anrede in V. 1 bietet es in der ursprünglichen Form keine Varianten dar; jedoch war die Versabtheilung in V. 3—6 abweichend:

Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn, seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor u. s. w.

---

51. Für ewig.

Wahrscheinlich 1784.

Goethe befand sich im J. 1784 den größten Theil des Augusts hindurch bis zum 1. Septembers mit dem Herzog am Hofe zu Braunschweig, während welcher Zeit er in Augenblicken spärlicher Muße die epische Dichtung „Die Geheimnisse" fortzuführen suchte (vgl. unten die Bemerkungen zu Nr. 84 und im ersten Bande zu Nr. 1). Am 24. August schickte er an Frau von Stein eine für diese Dichtung bestimmte Strophe, die aber nicht in das Fragment aufgenommen worden, und am 30. August schrieb er ihr: »J'ai écrit de nouveau quelques versets du poëme qui m'est une grande ressource quand je suis loin de toi.« Schöll bemerkt dazu: „Damals möchte für die Geheimnisse die Ocktave entstanden sein, die viel später erst (1820 in Kunst und Alterthum) erschien mit der Aufschrift: Für ewig. Frau von Stein besaß diesen Vers auf Einem Blatte mit der Strophe, die jetzt im Fragment als die zweite steht."

---

52. Zwischen beiden Welten.

Erschien 1820.

Schöll erwähnt gelegentlich in einer Anmerkung zu Goethe's Briefen an Frau von Stein, daß diese dem Dichter bisweilen kleine Geschenke zugeschickt, die in Siegeln (Pettschaften oder Gemmen) bestanden zu haben scheinen. An drei Briefen von (1778 und 1779) ist noch das Siegel von einem Profilkopfe Shakespeare's erhalten. „Daß dieser auch Gabe der Freundin gewesen", fügt er hinzu, „könnte man sich als den äußern Anlaß für jene Verse Goethe's

denken, worin er sie mit Shakespeare (William) zusammenstellt, wegen gleich mächtigen Einflusses auf sein Leben." V. 7 des Gedichtes deutet aber ganz bestimmt auf eine späte Entstehung, wie es denn auch erst 1820 in Kunst und Alterthum (II, 3) veröffentlicht wurde.

---

53. Aus einem Stammbuch von 1604.

Erschienen 1820.

Diese Verse, Uebersetzung eines englischen Liebesgedichtes, geben sich schon durch den gesuchten und unklaren Ausdruck, der schwerlich allein auf Rechnung des Originals zu setzen ist, als ein Product des spätern Alters zu erkennen. Sie erschienen 1820 in Kunst und Alterthum mit der Unterschrift Shakespeare. Im nächsten Hefte der Zeitschrift theilte Goethe mit, das Gedicht sei ihm aus einem alten Stammbuche in Abschrift zugegangen mit dem Namen des englischen Dichters darunter, und der Jahreszahl nach könne es seine Handschrift sein. Sein beigefügter Wunsch, daß der ihm unbekannte Besitzer des Stammbuchs sich mit einem Worte äußern möge, scheint nicht erfüllt worden zu sein.

---

54. Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, den 25. August 1828.

Nach dem unerwartet schnellen Hinscheiden des Herzogs Carl August (Mitte Juni 1828) begab sich Goethe am 7. Juli 1828, „um jenen düstern Functionen (den Exequien des Fürsten) zu entgehen" (Brief an Zelter vom 10. Juli),

nach Dornburg, einem im Saalthal unter Jena auf einer Anhöhe gelegenen Städtchen. Vor demselben breitet sich eine Reihe von Schlössern und Schlößchen gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges aus; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern hin. Goethe bezog das neu aufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende, mit der schönen Inschrift über dem Hauptthor:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens;
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus. 1608,

nach seiner Uebersetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!

Die Aussicht schildert Goethe seinem Freunde Zelter als erfreulich und herrlich. „Die Blumen", schreibt er, „blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinen Fenstern sehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhange noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an dessen Ergrünung er sich noch die letzten Pfingsttage zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven und was nicht alles blühend und bunt, und mir erscheint dies alles in erhöhteren Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren habe ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt . . . Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bei längerm und kürzern Aufenthalt bewährt hat. Dies ist

denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand gibt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Vergleicht man mit dieser Briefstelle den in Goethe's Werken (Bnd. 27, S. 515 ff. der Ausg. in 40 B.) unter der Ueberschrift „Aufenthalt in Dornburg" mitgetheilten Brief an den Kammerherrn von Beulwitz, so hat man ein recht anschauliches Beispiel, wie edeln Trost sich unser Dichter nach schweren Unglücksschlägen zu bereiten wußte.

Er richtete den bekümmerten Blick vom verlorenen Einzelnen zum bleibenden Allgemeinen empor, und fand in den vor seinen Augen ausgebreiteten schönen Geländen, die überall auf eine consequent emsige Cultur hindeuteten, die Lehre versinnlicht, „die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen." In diesem Sinne setzte er denn auch in diesen Tagen, durch die Umgebung fortwährend angeregt, seine alten Naturstudien fort; er trieb mit Eifer Botanik und widmete den atmosphärischen Erscheinungen große Aufmerksamkeit. Dazwischen entlockte ihm die Einsamkeit und die reizbare Gefühlsstimmung wieder einige lyrische Gedichte, in denen eine ganz eigenthümliche, durch Thränen mild lächelnde Hoheit der Gesinnung sich mystisch ausspricht. Wie ein Halbverklärter wandelt der Hochbejahrte, der sich nahe dem Lebensziele weiß, unter Blumen und Bäumen daher und wirft sinnende Blicke auf die durchlaufene Bahn zurück. Was er auch gelitten und verloren, was er auch unvollendet, unausgeführt lassen mußte, er fand:

Wie es auch sei, das Leben es ist gut.

Zugleich aber scheinen damals Ahnungen von jenseitigem Wiedersehen der verlorenen Geliebten tröstend durch sein Gemüth gezogen zu sein. Während er in frühern Jahren bei schmerzlichen Verlusten sich ausschließlich durch verdoppelte Thätigkeit über die Gegenwart hinwegzuarbeiten suchte, bis die Zeit ihre heilende Kraft bewährte: gab er in spätern Jahren bei solchen Anlässen auch der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit den Freunden in einem andern Leben Raum, ohne sich jedoch in beängstigendes Brüten über die Art und Weise der Wiedervereinigung zu vertiefen.

Der Inhalt des vorliegenden Gedichtes befremdet auf den ersten Blick. Was führt den Dichter in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung darauf, in dem aufgehenden, aber bald von Wolken verfinsterten Vollmond das Bild eines „Liebchens" zu sehn, das von ihm entfernt ist, aber noch liebend seiner gedenkt? Wir kommen beim nächsten Gedicht auf diese Frage zurück, da sich uns dort eine ähnliche aufdrängt.

Goethe legt das Gedicht einem Briefe an Zelter vom 26. August 1828 bei, wo sich folgende Varianten finden:

Str. 2, V. 2. Blickt Dein Rand herauf, ein Stern!
Str. 3, V. 1. So heran denn! u. s. w.

---

55. Der Bräutigam.

1828.

Dieses Gedicht gehört höchst wahrscheinlich mit dem vorhergehenden und dem nächstfolgenden der nämlichen Zeit an, wie es denn auch zwischen beide eingereiht und in der

Chronologie der Goethe'schen Schriften mit ihnen zusammen unter dem J. 1828 aufgeführt wird. Der Anfang der ersten und der letzten Strophe soll, wie es scheint, einen leisen Anklang an ein älteres Lieblingslied Goethe's, „Um Mitternacht" geben (Nr. 57), das unmittelbar nach dem nächstfolgenden zur Sprache kommen wird.

Gleich dem vorhergehenden, frappirt auch das vorliegende Gedicht durch seinen Gegenstand. Wie kam Goethe in diesen Tagen dazu, sich in die Situation eines Bräutigams, und gerade in diese besondere Situation zu versetzen? In den drei ersten Strophen erinnert er sich einer frühern Zeit; er spricht dort überall im Präteritum. Das liebevolle Herz des Bräutigams blieb damals selbst im Schlafe der Mitternacht noch wach, als ob es Tag wäre; erschien der Tag, so war ihm dagegen, als ob es nachte; denn er mußte der Geliebten fern bleiben. Das emsige Thun und Streben in den heißen Tagesstunden ertrug er nur, weil Alles für sie geschah. Kam aber der Abend, so ward er für seine Mühen und Sorgen lieblich erquickt; Hand in Hand sahen die Liebenden die Sonne untersinken, und mahnte auch ihr Niedergang an die Trennung, so trösteten sie sich mit dem Gedanken, daß sie am folgenden Tage wiederkehren werde. Jetzt schwebt um Mitternacht sein Geist in holden Träumen zur Schwelle, wo die Geliebte ruht. Ist ihre Grabesruhe gemeint? Und wünscht er eine Ruhestätte an ihrer Seite? Dann ist uns das Gedicht doppelt merkwürdig, weil wir dann hier ausnahmsweise die Gedanken des Dichters über das Diesseits hinausschweifen sehen; wir müßten dann den Schlußvers auf das Jenseits deuten: „Wie dieses räthselhafte Sein sich auch gestalten möge, es wird gewiß ein gutes Leben sein."

Es war natürlich, daß in der Einsamkeit zu Dornburg der Verlust seines fürstlichen Freundes den Dichter an frühere schmerzliche Verluste, wie an den Tod seines einzigen Sohnes, an den seiner Gattin erinnerte. Aber an die letztere bei unserm Gedichte zu denken, verbietet die in demselben geschilderte Situation. Eher paßte diese zu seinem Verhältnisse zu Frau von Stein in seinen jungen Jahren, wenn die Ueberschrift „Der Liebende" statt „Der Bräutigam" hieße. Str. 2 würde dann auf seine vielseitige Thätigkeit in den ersten Weimarer Jahren, und Str. 4 auf ihren am 6. Januar 1827 erfolgten Tod hindeuten. Ich will aber, besonders in Beziehung auf das vorhergehende Gedicht, auch eine andere Vermuthung nicht verschweigen, so seltsam sie Manchem bedünken mag. Es ist bekannt, daß Goethe eine unüberwindliche Scheu hegte, seine tiefsten und zartesten Herzensangelegenheiten unverhüllt zur Schau zu stellen. Als 1816 seine Gattin starb, verbarg er seinen Schmerz vor der Welt, und so schweigen auch die Annalen unter diesem Jahre ganz von seinem Verlust, während der Tod der Kaiserin von Oestreich als ein ihn sehr nahe berührender Trauerfall erwähnt wird; aber die wenigen Verse „den 6. Juni 1816" überschrieben (Bnd. 6, S. 137 der Ausg. in 40 B.) bezeugen ohne Nennung eines Namens mehr, als eine lange kunstreiche poetische Todtenklage, was Christiane Vulpius ihm gewesen. Wer dann das sich daran schließende Gedicht „Die Wittwe dem Sohne" mit Aufmerksamkeit liest, wird erkennen, daß er hier durch die Ueberschrift „Die Wittwe" absichtlich habe irre führen wollen. Das dort in der ersten Strophe geschilderte Bild paßt nicht auf einen hingeschiedenen Mann, aber um so besser auf seine verstorbene Gattin, und Str. 2 deutet auf die ver-

doppelte Liebe hin, die er nach ihrem Tode dem einzigen Sohne zuwandte. Eben so sorgfältig, wie diese Gatten- und Vatergefühle, verheimlichte er sein trauliches Verhältniß zum Herzoge Carl August, und so däucht mir die Vermuthung nicht allzugewagt, daß er im vorhergehenden Gedichte gleichfalls durch den Ausdruck „Liebchen" in Str. 2, V. 4, den Sinn absichtlich verdunkelt habe. Hiernach würde ihm der glänzend aufgehende Vollmond das Bild des herrlichen Fürsten vor die Seele gerufen haben; finstere Wolkenmassen, die Nacht des Grabes, entziehen es seinem Blicke; aber der mondbeglänzte Rand des Gewölkes ist ihm ein Zeugniß, daß der Freund noch immer seiner gedenke; und wie nun der Mond aus den Wolken hervor sich in den reinen Aether erhebt, ist er ihm ein Bild des Verklärten, und wenn auch sein Herz bei dem Anblick vor Sehnsucht schmerzlicher schlägt (Str. 3, V. 3), so muß er doch die Nacht überselig preisen, die ihm dieses Glück der Erinnerung gewährt.

---

56. Dornburg.

September 1828.

Unter dieser Ueberschrift sind zwei, freilich auch in enger Beziehung stehende Gedichte miteinander verbunden. Sie weisen auf Goethe's damalige meteorologische Beobachtungen (vgl. die Bemerk. zu 54) in dem ersten Drittel des Septembers 1828 hin (am 11. kehrte er nach Weimar zurück), wovon die Briefe an Zelter genaueres Zeugniß ablegen. Die Tage um den 7. und 8. waren solcher Art, wie das erste Gedicht uns vorführt: nebelige Frühstunden, heiterer Tag, schöner, klarer Sonnenuntergang; und so

haben wir auch wohl gerade in diese Tage die Entstehung der Gedichte zu setzen. Das erste Gedicht sagt: Wenn Du am Anblick der aus Morgennebeln sich enthüllenden Sonne, und sodann der auf blauer Aetherbahn daherziehenden Dich weidest und mit reiner Brust der Großen und Holden dankst, so wird sie Dir auch den Abendhorizont vergolden; und so durfte auch unser Dichter voll dankbaren Gefühls nach einem herrlichen Lebenstage einen schönen Lebensabend schauen. In dem zweiten Gedichtchen spricht sich die gehobene Stimmung, die den Dichtergreis in jenen Tagen beseelte, noch bestimmter aus. Sowohl an den schönen sonnigen Tagen, wie in den herrlichen Sternennächten fühlt er sich gedrungen, das Leben des Menschen zu preisen, das wenn sein Sinn auf das Edele und Gute gerichtet ist, ihm einen dauernden und hohen Werth sichert. Vgl. die an den Grafen Brühl gerichteten Verse „Schwebender Genius“ unter der Rubrik „Gedichte zu Bildern“ (Bd. 6, S. 174 der Ausg. in 40 B.)

---

57. Um Mitternacht.

1818.

Goethe bekennt, daß dieses Gedicht „eine seiner liebsten Productionen“ gewesen, und daraus erklärt sich auch die vielfache Erwähnung desselben in seinen sämmtlichen Werken, im Briefwechsel mit Zelter und in den Gesprächen mit Eckermann. Es muß dem Anfange des Jahrs 1818 angehören; denn am 1. März schickte Zelter es schon componirt an Goethe und schrieb dazu: „Hier erhältst Du das mitternächtliche Wesen sauber abgeschrieben; in jeder Note steckt

ein Gedanke an Dich, wie Du bist, wie Du warst und wie der Mensch sein soll."

Ueber die Entstehung des Gedichtes sagt Goethe in einem kleinen Aufsatze („Neue Liedersammlung von Zelter"): „Ich lade meine in Deutschland ausgesäten Freunde und Freundinnen hiedurch schönstens ein, es sich recht innig anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht bei hellstem Vollmond aus guter, mäßig aufgeregter, geistreich anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreif niederschrieb, ohne früher auch nur eine Ahnung davon gehabt zu haben." Auf diese unvorbereitete, unwillkürliche Entstehung legt Goethe einen besondern Nachdruck, und wie er in Wahrheit und Dichtung sagt, daß er überhaupt für solche Poesie stets eine besondere Ehrfurcht gehabt, gegen welche er sich ungefähr wie die Henne gegen die Küchlein verhielt, die sie ausgebrütet um sich piepsen hört: so heißt es von unserm Gedicht in den Annalen: „Ein wundersamer Zustand bei hehrem Mondenscheine brachte mir das Lied Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam, und wohin es wollte." Die Vorliebe Goethe's für das Lied dauerte auch bis in sein spätestes Alter fort. Noch im J. 1827 gestand er in den Gesprächen mit Eckermann, es habe sein Verhältniß zu ihm noch keineswegs verloren, es sei noch ein lebendiger Theil von ihm und lebe mit ihm fort, während die Lieder des Divans wie eine abgestreifte Schlangenhaut hinter ihm am Wege liegen geblieben seien.

Goethe nennt selbst das Gedicht ein Lebensbild. Es charakterisirt drei verschiedene Zeiten seines Lebens durch

den verschiedenen Eindruck, den die Mitternacht auf ihn machte. Der Knabe erfreute sich, wenn gleich von geheimem Schauer erfüllt, an dem blinkenden Schmuck des nächtlichen Himmels; er lebte im Anschauen. Der Jüngling dagegen lebte in Gefühlen; während Gestirne und Nordschein über ihm stritten, schwelgte er in der Seligkeit des Liebesglücks. In dem Greise endlich ruft die Mitternacht weite Gedanken hervor, die sich um Vergangenheit und Zukunft schlingen. Und wie, nach Jean Paul, in dem poetischen Landschaftsgemälde die äußere Natur ein Symbol des Innern sein soll, so finden wir es auch hier. Ueber dem Haupte des Knaben wölbt sich das Sternenzelt, wenn gleich tief und unergründlich, doch freundlich, rein und ruhig. Wie in des Jünglings Brust gewaltige Kräfte ringen, wie Himmlisches und Irdisches in ihm kämpfen, so sprühen über ihm die erderzeugten wechselnden Nordlichtgluthen und trüben und verdecken den stillen Glanz der ewigen Gestirne. Ueber dem Greise leuchtet der klare Vollmond als Sinnbild des gereiften Gedankens, der seine erhellenden Strahlen in die Finsternisse des Erdenlebens sendet. Alles dieses liegt aber im Gedichte mehr angedeutet, als ausgesprochen; es hat, wie die Mitternacht selbst, einen mystischen Charakter.

In der Ausführung dürften ein paar Einzelnheiten zu tadeln sein. In Str. 1, V. 2 und 4 entbehrt man ungern den Gleichklang, den die übrigen Strophen an der entsprechenden Stelle haben. In Str. 2, V. 4 wird man beim ersten Lesen durch die Construction leicht verleitet, den Vers noch zum Vordersatz zu ziehen, während er doch den Nachsatz bilden soll. Eine schöne Wirkung macht dagegen die Wiederholung des „Um Mitternacht", wodurch der Grundton immer auf's Neue angeschlagen, das große

allumfassende Bild immer wieder vergegenwärtigt, und das Bleibende dem Wechselnden so kräftig gegenübergestellt wird.

---

58. Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

1826.

Im J. 1826 beschäftigte sich Goethe bei der Ausarbeitung seiner Annalen eben mit der Epoche des Zusammenlebens mit Schiller, wodurch denn seine Gedanken mit erhöhter Lebhaftigkeit dem längst dahingeschiedenen Freunde sich wieder zuwandten. Nun war aber im März dieses Jahrs auf dem Jakobskirchhofe zu Weimar im sogenannten Kassengewölbe unter den dort aufbewahrten Gebeinen Schiller's Schädel aufgefunden und auch von Goethe an der schönen Stellung der Zähne wiedererkannt worden. Auf Befehl des Großherzogs ward der Schädel am 17. September auf der Bibliothek in das Piedestal der Dannecker'schen Büste Schiller's niedergelegt, und auf Goethe's Betreiben wurden auch noch die übrigen Theile von Schiller's Skelet im September zusammengesucht. Unser Gedicht trug ursprünglich die später durchstrichene Ueberschrift: „Zum 17. September 1826" und unten das Datum des 25. Sept. Als Goethe im J. 1829 die zweite Redaction seiner Wanderjahre besorgte, fand sich, daß von dem auf drei Bände berechneten Roman besonders die beiden letzten etwas zu klein ausfielen. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, ließ er durch Eckermann aus ein paar Paketen einige Bogen redigiren und als Lückenbüßer einschalten und am Schluß des dritten Theils unser Gedicht ohne Ueberschrift und ohne

Andeutung des Bezugs auf Schiller beifügen und zum ersten Mal erscheinen.

Das Gedicht erregt unser Interesse schon durch seine metrische Gestalt, als Goethe's erster und (vom Monologe Faust's in Thl. II, Act I, 1 abgesehen) einziger Versuch in der Terzinenform. Ich vermuthe, daß er durch die in's J. 1826 fallende Vergleichung des Dante mit der Uebersetzung von Streckfuß auf diese Form geführt wurde. Aus der Beilage zu einem Briefe an Zelter vom 12. August sehen wir, daß er bei dieser Vergleichung den Versuch gemacht, einige Stellen nach seiner Weise deutlicher und gelenker zu übertragen, wobei er jedoch die Ueberzeugung gewann, daß Streckfuß schon genug gethan, und Niemand mit Nutzen an seiner Arbeit mäkeln würde. — Goethe bewährte auch in den Fesseln des ungewohnten Metrums seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache.

Was den Inhalt betrifft, so erinnern wir einmal an seine Hinneigung zur Gall'schen Schädellehre, und dann an seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt, wobei ihn der Grundgedanke leitete, daß sich eine Stufenleiter immer höherer Gestalten durch die Natur hinziehe („Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte, das fluthend strömt gesteigerte Gestalten"). Der schöngeformte Schädel seines verewigten Freundes, dessen hoher Geist sich eine so würdige Hülle geschaffen, läßt plötzlich seine naturwissenschaftlichen Ideen lebendig werden, und er preist es als den höchsten Gewinn seines Lebens, den innigen Zusammenhang und die Wechselwirkung von „Geist" und „Festem" erkannt zu haben.

V. 2 hieß zuerst in der Handschrift: „Wie Köpfe Köpfen angeordnet paßten."

59. Aus den Leiden des jungen Werther.

1775.

Die erste Ausgabe von Werther's Leiden war 1774 anonym erschienen. Schon im folgenden Jahre ward eine neue Auflage nöthig, die auf dem Titelblatt eines jeden der beiden Theile ein Medaillon mit einer Scene aus dem Buche trug, wozu Goethe eine Strophe gedichtet hatte. Die erste Strophe unsers Gedichtes stand vor dem ersten Theile des Romans, die zweite vor dem andern.

60—62. Trilogie der Leidenschaft.

1823 und 1824.

Goethe verweilte im Juli und August 1823, wie oft in seinen spätern Jahren, in Böhmen. Er war, wie er am 24. Juli aus Marienbad an Zelter schrieb, nach einem harten Winter, einer schweren Krankheit und einigen einsam thätigen Monaten beinahe lebensunfähig von Hause weggegangen. „Reise, neue Gegenstände," fügte er hinzu, „Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder in's Leben. Hier finde ich Berg- und Waldgenossen leidenschaftlich entzündet wieder; der Funke, den sie von mir aufgefangen, lodert jetzt in ihnen auf den Grad, daß er mich selbst erleuchtet. So thun auch manche frühere Menschenverhältnisse gar wohl, indem sie Zeuge sind, daß man nach einer Jahresnacht Neigung und Wohlwollen nicht verschlafen hat."

In Marienbad sah er auch eine liebenswürdige Dame wieder, deren Bekanntschaft er bereits hier im vorigen

Jahre gemacht (s. die Bemerkungen zu Nr. 63), Fräulein Ulrike von Levezow. Sie scheint die leidenschaftliche Zuneigung, die der Dichtergreis für sie empfand, in nicht geringerm Grade erwiedert zu haben, und nahm auch an seinen meteorologischen Beobachtungen lebhaften Antheil. Auf sie bezieht sich ein halbes Dutzend der „Zuschriften und Erinnerungsblätter" (Bd. 6, S. 98 ff. der Ausg. in 40 B.), unter der Ueberschrift „Marienbad 1823" zusammengestellt, die der Dichter in einer Anmerkung selbst als „Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung" bezeichnet. Goethe's Liebe zu ihr begann bald ihn so zu beherrschen, daß er darüber jede Vorsicht vergaß. Wenn er, — so erzählte man sich zu Weimar —, in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer nach seinem Hut gegriffen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, mit ihr zusammen zu sein, und an ihrer Seite die glücklichsten Tage verlebt. Die Kunde davon flog bald in alle Gegenden Deutschlands aus, und Zelter fand auf einer Reise, die er im Spätjahre nach den Rheingegenden machte, das Gerücht von einer bevorstehenden abermaligen Vermählung Goethe's verbreitet. Das stärkste Zeugniß aber von der Gewalt seiner Leidenschaft gibt das Mittelstück der uns vorliegenden Trilogie, vor dessen Betrachtung wir aber noch eine Besprechung des einleitenden Stückes vorangehen lassen.

An Werther.

1824.

Fünfzig Jahre waren seit dem ersten Erscheinen von Werther's Leiden verflossen, als Weygand in Leipzig, der

erste Verleger des Romans, für eine Jubelausgabe desselben den Dichter um ein einleitendes Gedicht bat, dessen Umfang und Honorar zu bestimmen ihm ganz anheimgegeben ward. Noch ganz von der elegischen Stimmung durchdrungen, in welche jene leidenschaftliche Liebe des vorigen Jahres ausgeklungen war, schrieb er das vorliegende Gedicht und stellte es später mit den beiden nachfolgenden „Elegie“ und „Aussöhnung“ unter der Ueberschrift „Trilogie der Leidenschaft“ zusammen. Goethe hat sich darüber selbst im December 1831 gegen Eckermann (III, 361) ausgesprochen: „Meine sogenannte Trilogie der Leidenschaft ist ursprünglich nicht als Trilogie concipirt, vielmehr erst nach und nach, und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich, wie Sie wissen, bloß die Elegie als selbständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Szymanowska, die denselbigen Sommer mit mir in Marienbad gewesen war, und erweckte durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich seligen Tage in mir. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang an. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines Werther veranstalten und bat mich um eine Vorrede, was mir dann ein höchst willkommener Anlaß war, mein Gedicht An Werther zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduction zu jener Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt zusammenstehenden Gedichte von demselben liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen wurden, und jene Trilogie der Leidenschaft sich bildete, ich wußte nicht wie.“

Das Gedicht An Werther ist, mit Ausnahme etwa der sechs Schlußverse, durchaus klar und ungezwungen im Ausdruck gehalten, was bei den spätern Gedichten Goethe's eben nicht häufig der Fall ist. Nachdem er sich in den zehn einleitenden Versen in die Werther-Epoche zurückversetzt hat, überblickt er weiterhin sein zeitheriges Leben, und beklagt, daß dem Menschen so selten ein wahres Glück beschieden sei. Wenn sich gleich manchmal alle Bedingungen desselben zu vereinigen scheinen, so vereitelt er es selbst bald durch Herzenskämpfe, bald durch Streit mit der Umgebung. Nie sind Inneres und Aeußeres in völliger Harmonie, und bietet sich ihm das Glück dar, so verkennt er es. Ein ander Mal, wo es ihm als Liebe erscheint, glaubt er es zu kennen und gibt sich ihm mit allen Kräften seiner Seele hin. Aber zuletzt fühlt er sich durch die Leidenschaft in seinen höchsten Bestrebungen gehemmt und muß sich zum Scheiden entschließen, zum Scheiden, dem Tod des Glückes. Wohl ihm dann, wenn er aus dem sterbenden Liebesglück neues Leben hervorzubilden weiß, wenn ihm, wo sonst der Mensch in seiner Qual verstummt, ein Gott vergönnt, zu sagen was er leidet! So endet das Gedicht mit einem Anklange an den Schluß des Tasso, der auch als Motto der folgenden Elegie vorangesetzt ist.

Elegie.

1823.

Eckermann berichtet über unser Gedicht unter dem 27. October 1823 Folgendes: „Stadelmann (Goethe's Kammerdiener) brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethe's

Arbeitstisch stellte. Goethe ersuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen; er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes, liebstes Gedicht, seine Elegie von Marienbad ... Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt; und es zeigte sich also schon im Aeußern, daß er dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth hielt. Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage (von Goethe's leidenschaftlicher Liebe). Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesmal gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend. Als ich ausgelesen, trat Goethe wieder zu mir heran. Gelt! sagte er, da habe ich Euch was Gutes gezeigt. In einigen Tagen sollen Sie mir darüber weissagen. — Es war mir sehr lieb, daß Goethe ein augenblickliches Urtheil meinerseits ablehnte; denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu schnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte sagen können."

Unter dem 16. November erzählt Eckermann dann weiter, wie Goethe ihm das Gedicht abermals vorgelegt und ihn eine Zeit lang ungestörter Betrachtung überlassen habe. Die jugendlichste Gluth der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, erschien dem Lesenden als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Uebrigens kam es ihm vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als man sie sonst in Goethe's Gedichten anzutreffen gewohnt

sei, und er schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, was Goethe auch nicht ablehnte. „Sie sehen", fügte dieser hinzu, „das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes. Als ich darin befangen war, hätte ich ihn um Alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen. Ich schrieb das Gedicht unmittelbar, als ich von Marienbad abreiste und mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station*) schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß es Abends fertig auf dem Papier stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus Einem Gusse, was dem Ganzen zu Gute kommen mag." — Da Eckermann bemerkte, das Gedicht habe in seiner Art viel Eigenthümliches, so daß es an kein anderes seiner Gedichte erinnere, antwortete Goethe: „Das mag daher kommen: ich setzte auf die Gegenwart, sowie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Uebertreibung so hoch zu steigern als möglich."

Aus den mitgetheilten eigenen Aeußerungen des Dichters erklärt sich der besondere Charakter unsers Gedichtes zur Genüge, ohne daß man irgendwie nöthig hätte, mit Eckermann auf eine Einwirkung Byrons zu schließen. Eben weil hier Goethe, ganz gegen seine Gewohnheit, mitten in der gährenden Leidenschaft dichtete, fehlt es dieser Production an jener klaren Objectivität, die sonst seinen Dichtungen eigen ist, und an jedem versöhnenden Abschluß.

---

*) Damit stimmt freilich nicht, daß er seinem Tagebuch zufolge Nachmittags gegen drei Uhr in Begleitung des Polizeiraths Grüner von Marienbad abgereist sei.

Ich hielt früher nach den obigen Mittheilungen eine Erklärung des Einzelnen für überflüssig, muß mich darin aber wohl geirrt haben, da sogar ein Interpret von Profession Manches unrichtig gedeutet und schon gleich den Anfang mißverstanden hat. Die vier ersten Verse sprechen die bangen Zweifel aus, womit Goethe in diesem Jahre nach Marienbad zurückkehrte. Was darf er vom Wiedersehen der Geliebten hoffen? Wird sie ihm die frühere Liebe, oder Gleichgültigkeit, das Paradies, oder die Hölle entgegenbringen? In den Schlußversen der ersten Strophe ist sein Zweifel beseitigt, das Paradies ihm geöffnet. Die beiden folgenden Strophen schildern dann das Glück seines täglichen Verkehrs mit der Geliebten. Str. 4 malt die schmerzliche Trennung von ihr, den letzten, grausam süßen Abschiedskuß, sein Fortstürmen von der Schwelle ihrer Wohnung,*) sein Zurückblicken nach der bereits verschlossenen Thüre; Str. 5 die düstere Stimmung, der er nun zum Raube ward. In Str. 6 läßt er seine Blicke nach irgend einem tröstenden und beschwichtigenden Gegenstande durch die waldgekrönten Felsen, die reifenden Erntefelder, durch Busch und Wiesen längs dem Fluß hin und zum allumwölbenden Himmelszelt hinauf schweifen. Da erblickt er in Str. 7 zwischen ernsten Wolken ein zierliches, aus lichtem Duft gewobenes Gebilde, das ihn lebhaft an seine Geliebte erinnert. Doch klarer noch ist seinem Innern ihr Bild eingeprägt; dort regt es sich vor seiner Phantasie in wechselnden, aber stets lieblichen Gestalten, vom Augenblick ihres diesjährigen Empfangs in Marienbad an, die glückliche Zeit

*) Str. 4, V. 3 wäre klarer, wenn er hieße:
Nun eilt, nun stürmt der Fuß u. s. w.

seines dortigen Aufenthalts hindurch, bis zum letzten Abschiedskuß (Str. 8 und 9). Dieses Bild treu in sich hegend, will er fortan nur ihr und ihrem Andenken leben (Str. 10). Str. 11 bis Str. 15 führen dann aus, was sie ihm in dem „fast lebensunfähigen“ Zustande (vgl. oben die Einleitung zur Trilogie), worin er nach Marienbad kam, geworden sei. Liebefähigkeit und Liebesbedürfniß waren ihm verschwunden, sie gab ihm Hoffnung und Lust zur Thätigkeit zurück (Str. 11). Sie befreite ihn von dem bangen Druck, der auf Geist und Körper lastete (Str. 12). Sie ließ ihn einen Frieden empfinden, den er nur dem Frieden Gottes, wie ihn die Welt nicht gibt, vergleichen kann (Str. 13). Sie flößte ihm ein der Frömmigkeit ganz verwandtes Gefühl ein (Str. 14). Vor ihrem Blick, vor ihrem Athem zerschmolz jede kalte Selbstsucht in ihm (Str. 15). Schon durch ihre bloße Nähe, ohne Worte, gab sie ihm Weisheitslehren und ermahnte ihn, sich mit kindlichem Herzen des Augenblicks zu erfreuen und ihn zum Handeln, zum Wohlthun, zum Frohsein und zum Lieben zu nutzen (Str. 16 und 17). Aber was fruchten ihm diese Lehren jetzt? Sie waren nur in ihrer Nähe wirksam (Str. 18). Jetzt, wo er ihr fern ist, wird ihm alles Schöne und Gute, was ihm der Augenblick bietet, zur Last, und er fühlt sich von unbezwinglicher Sehnsucht fortgerissen (Str. 19). So gibt er sich denn ganz seinem Schmerz hin (Str. 20); er kann den Gedanken nicht fassen, daß er sie entbehren soll und schöpft auch aus der Vergegenwärtigung ihres Bildes keinen Trost, da dieses, kaum hervorgerufen, wieder entschwindet (Str. 21). Er ruft seinen Genossen zu, ihn seinem Schmerz allein zu überlassen (Str. 22), da er, noch jüngst ein Liebling der Götter,

durch die Trennung von ihr die Welt und sich selbst verloren habe (Str. 23).

Das Metrum ist glücklich gewählt; die herrschenden trochäischen Versausgänge*) entsprechen der vorwaltenden Empfindung, der jedoch die achtzeilige Stanze vielleicht noch angemessener wäre, als die sechszeilige. In der Sprache ist eine Bewegung, ein Fluß und ein Feuer, wie sie nur wenigen Gedichten aus Goethe's spätern Jahren eigen sind; man fühlt, daß eine jugendliche Gluth die stockenden Kräfte wieder in regen Umtrieb gesetzt hat. Von dem wohlthuendsten Eindruck ist die Vergleichung seiner Liebe mit dem religiösen Gefühl in Str. 14. Um so unangenehmer wird man berührt, wenn in Str. 20, gleichsam zum fünfzigjährigen Jubiläum der Leiden Werther's, mit der alten Leidenschaft auch der Gedanke an das alte Mittel, ihrer Pein zu entfliehen, anzuklingen scheint:

> Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen;
> Allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen.

Schließlich mache ich darauf aufmerksam, wie der Dichter, treu der Gewohnheit, in seinen Dichtungen die jedesmal in ihm vorherrschenden Interessen sich abspiegeln zu lassen, auch hier auf die Naturstudien hindeutet, denen er und seine Freunde, seine „Berg- und Waldgenossen" (vgl. oben die Einleitung zur Trilogie) in Böhmen so eifrig obzuliegen pflegten:

> Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen!
> Laßt mich allein, am Fels, in Moor und Moos;
> Nur immer zu! Euch ist die Welt erschlossen,

---

*) Str. 1, V. 5 und 6, Str. 7, V. 2 und 4, Str. 22, V. 2 und 4 und Str. 23, V. 2 und 4 machen eine nicht zu billigende Ausnahme.

Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forscht, die Einzelnheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt.

Aussöhnung.

1823.

Vorliegendes Gedicht enthalten, außer unsrer Trilogie, auch noch die „Zuschriften und Erinnerungsblätter" mit der Ueberschrift „An Madame Marie Szymanowska", wo der Dichter die Anmerkung beigefügt hat: „Dieses Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, durfte hier nicht fehlen, weil es ursprünglich durch die hohe Kunst der Mad. Szymanowska, der trefflichsten Pianospielerin, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr übergeben wurde."

Der Dichter hatte, wie bereits (zum Gedicht „An Werther") erwähnt, die Bekanntschaft dieser Künstlerin im Sommer zu Marienbad gemacht. Ihr ergreifendes Spiel hatte dort ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen, das Feuer der Leidenschaft in ihm zu schüren, so wie umgekehrt diese Leidenschaft seine Empfänglichkeit für die Tonkunst erhöhte. Goethe war selbst über seine damalige fast krankhafte Reizbarkeit für Musik erstaunt. „Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste!" schrieb er am 24. August an Zelter. „Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Er-

klärung sag' ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummel zweimal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her durch Vermittlung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Empfindungen." Warum gab er sich nicht die Erklärung, die doch so nahe lag, daß die Liebe es war, was sein Herz für die Macht der Töne wieder geöffnet hatte?

Nach der schmerzlichen Trennung von der Geliebten sollten aber eben die Klänge, die in Marienbad seiner Leidenschaft Nahrung gegeben, ihm nun auch Linderung und Beruhigung gewähren. Frau Szymanowska kam gegen Ende Octobers 1823 nach Weimar, spielte am Abend des 27. bei Goethe in glänzender Gesellschaft und entzückte ihn von Neuem durch ihre Meisterschaft. Es war ein unglücklicher Zustand, worin sie ihn antraf; ihm war, (wie die Elegie schließt) das All, er war sich selbst verloren:

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

---

63. Aeolsharfen. Gespräch.

1822.

Es ist bereits zur vorhergehenden Trilogie bemerkt worden, daß Goethe die Bekanntschaft der Fräulein Ulrike

Levezow schon im Sommer 1822 zu Marienbad gemacht, wo er den 19. Juni eintraf und mehrere Wochen verweilte. Daß ihm auch damals schon der Abschied von ihr schwer geworden, zeigt das vorliegende nach seiner Heimkehr entstandene Gedicht oder vielmehr Doppelgedicht. Goethe fügte es ohne Ueberschrift als Beilage einem Briefe an Zelter vom 14. December 1822 hinzu. Die beiden ersten Abschnitte sind dort (wie noch jetzt) durch einen Trennungsstrich vom Folgenden gesondert, und als Schlußtheil folgte noch, gleichfalls durch einen Strich getrennt, eine Strophe, die wir jetzt in den sämmtlichen Werken als Anhang zu einem Gedichte „An Demoiselle Sonntag" wiederfinden:

> Die Gegenwart weiß nichts von sich,
> Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen,
> Entfernen zieht Dich hinter Dich,
> Abwesenheit allein versteht zu schätzen.

„Man möchte es," bemerkt Goethe selbst über das Gedicht, „eine Duett-Cantate vom unmittelbaren Scheiden bis in immer weitere Entfernung nennen, da denn der Regenbogen abschließt, der Nahes und Fernes verbindet." Der erste Theil (V. 1—14) ist sogleich nach der Trennung der Liebenden gesprochen zu denken. Er schildert den Gemüthszustand, worin er Abschied genommen: ein banges dumpfes Gefühl, das sich endlich in einem Thränenerguß Luft machte. Ihr Lebewohl dagegen bezeichnet er als heiter ruhig; doch meint er, daß sie jetzt auch wohl weine (V. 1—8). Sie fordert nach der Abschiedsscene die anwesenden Lieben auf, sie ihrem gegenwärtigen Schmerz allein zu überlassen, der nicht ewig dauern werde, wenn sie gleich jetzt um den ihr Unentbehrlichen weinen müsse. — Man sieht, daß der Zusatz „Gespräch" bei der Ueberschrift für diesen ersten

Theil nicht im Sinne von Dialog zu nehmen ist. Eher paßt er in dieser Bedeutung auf das zweite in eine spätere Zeit fallende Gespräch, worin die Liebenden zwar als einander fern, aber durch eine poetische Fiction als einander vernehmend dargestellt sind. Er klagt ihr seine gleichgültige, überdrüssige Stimmung gegen die ihn umgebende Welt, worin sein einziger Genuß bleibe, sich ihr Bild stets zu erneuern, und wünscht, daß sie dabei mit ihren Gedanken auf halbem Wege ihm entgegenkomme (V. 15—24). Sie antwortet, er dürfe, wenn ihm ihr Geist nicht gleich im Bilde erscheine, daraus nicht schließen, daß sie in der Entfernung minder treu gesinnt sei; er brauche nur zu weinen, so werde sie ihm nahe sein, gleichwie Iris sich nur über trübem Regenhimmel aufbaue (V. 25—30). In seiner Antwort (V. 31—34) faßt er die Vergleichung der Iris mit seiner immer neuen und doch immer anmuthigen Geliebten lebhaft auf, von der es auch in Str. 8 der Marienbader Elegie heißt, daß ihr Bild sich in seinem Herzen in stets wechselnden Gestalten rege:

> Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
> So tausendfach, und immer, immer lieber.

Der Titel „Aeolsharfen", der die zartbesaiteten Gemüther der Liebenden als vom Hauch ihrer Gefühle erklingend darstellt, ist etwas gesucht.

Wie viel Goethe auch noch später auf das Gedicht hielt, bekennt er in einem Briefe an Zelter vom 9. Jan. 1824. Zelter hatte mit der Composition desselben längere Zeit auf sich warten lassen; da erinnerte ihn Goethe daran mit den Worten: „Kennst Du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir an's Herz gewachsen; Du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

Ja! Du bist wohl an Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen:
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer gleich und immer neu wie sie." *)

64. Immer und überall.

Spätestens 1820 und 1827.

Das Gedichtchen scheint aus zwei zu verschiedener Zeit entstandenen Strophen zusammengesetzt zu sein, wie denn auch das Versmaß beider verschieden ist. Die trochäische Strophe, die zuerst 1820 in Kunst und Alterthum auf der Rückseite des Titelblattes erschien, spricht des Dichters fortwährende treue Anhänglichkeit an die Muse bei aller Liebe für Geologie und Meteorologie aus. Die vielleicht eigens für die Ausgabe letzter Hand 1827 hinzugedichtete jambische Strophe sagt, daß jede neue schöne Jahrszeit neue Lieder wecke.

65. April.

Spätestens 1820.

Dieses Gedicht erschien, mit den drei folgenden zusammengestellt, erst 1820 in Kunst und Alterthum, dürfte aber, wie die letztere und manche andere Liebeslieder, schon 1815 oder im Frühling 1816 entstanden sein. Im Jahr 1815, dem der größte Theil der liebeglühenden Lieder des Divans, die das Buch Suleika bilden, angehört, soll ein wirkliches Liebesverhältniß dem Dichter die Wärme jugend-

*) So lautet hier etwas abweichend der Schlußvers.

licher Gefühle zurückgegeben haben; und in der That scheinen seine eigenen Worte in den Erläuterungen zum genannten Buche darauf hinzudeuten: „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder (wir wissen bereits aus Nr. 60—63, daß er doch wiederkehrte); wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten."

Der Dichter liest in den klaren Augen eines Mädchens ein Herz voll Liebe und Wahrheit, das, bisher unverstanden, sich nach einem für seinen Werth empfänglichen Herzen zu sehnen scheint, und er spricht den Wunsch aus, daß sie auch hinwieder seine Blicke entziffern und in seinem Herzen lesen möge.

---

66. Mai.

2. Januar 1816.

Die Ueberschriften der hier zusammengeordneten 1820 erschienenen vier Lieder (Nr. 65—68) deuten nicht die Entstehungszeit an, sondern bringen dieselben dadurch in eine gewisse Verknüpfung, daß sie in ihrer Eigenschaft als Liebeslieder sämmtlich als Blüthen der schönsten Jahrszeit dargestellt werden. Im vorliegenden Gedichte ist der bei Goethe mehrmals wiederkehrende Gedanke, daß ihm der neue Frühling neues Liebesglück bringe, in einem anmuthigen Bilde so ausgedrückt: Während er am thauigen Lenzmorgen sich an dem Anblick eines bachdurchströmten Wiesenthals erfreut (Str. 1), regt sich plötzlich das Gezweig der Bäume und Sträucher, und eine Schaar von Amoretten schwebt herab (Str. 2), die eine Hütte zu bauen beginnen; bald haben

sie das Dach vollendet und bereiten auch kunstgerecht, wie Zimmrer (so ist in Str. 3, V. 3 zu lesen) Bank und Tischchen in der Mitte. Verwundert ihrem Treiben zuschauend, merkt er nicht den Fortschritt des Tages bis beim Sinken der Sonne sie ihm das Liebchen in die fertige Hütte führen (Str. 3). — Wie selten in Goethe's spätern Gedichten der Ausdruck überall zu völliger Klarheit und Schärfe ausgebildet ist, so fehlt es daran auch hier in Str. 2, V. 3 u. 4, und in Str. 3, V. 3 u. 4.

---

67. Juni.

24. December 1815.

In Betreff der Ueberschrift und der Zeit des Erscheinens vergleiche man die Bemerkungen zu Nr. 65 und 66. — Die Situation in unserm Gedichte ist ziemlich gekünstelt und obendrein nicht klar genug dargelegt. Der Dichter blickt in die Landschaft hinaus nach einem Berge, hinter dem seine Geliebte wohnt. Seine Phantasie malt ihr Bild so lebhaft, daß ihm der Berg durchsichtig wie Glas erscheint, und er sie herankommen sieht traurig über seine Abwesenheit, — doch nein, lächelnd, weil sie seine geistige Nähe fühlt (V. 1—8). Da schweift sein Blick über das zwischen dem Berge und seinem Hausgarten liegende Thal mit seinen Büschen, Wiesen, Bächen, Mühlen und anschließenden Feldern (V. 9—16). Aber der Anblick freut ihn nicht; er hat ihm das Bild seiner Geliebten entzogen, das so lebhaft vor seiner Seele stand (V. 17—24). Doch mit Vers 25:

Ich bin weg, bin bei ihr,

ruft er ihr Bild wieder zurück, denkt sie auf Hügeln oder das Thal entlang daher wandelnd (V. 26—29), vergegenwärtigt sich ihre jugendliche Schönheit, womit sie ihn beglückt (V. 30—33), die unvergleichliche Anmuth, die sie in ihrer Liebe entfaltet (V. 34—41), und die noch höhere, wenn sie mit bräutlichem Vertrauen ihm ihr ganzes Herz erschließt (V. 42—49).

Die Verse 28 f.:

> Da erklingt es wie mit Flügeln,
> Da bewegt sich's wie Gesang

kehren in dem Wanderlied (Nr. 78) wieder, nur daß dort „von Flügeln" (statt: mit Flügeln) steht.

---

68. Frühling über's Jahr.

15. Mai 1816.

Im Gegensatz zum vorhergehenden Liede ist das vorliegende sehr klar und einfach gebaut und tadellos ausgeführt. Es zerfällt in zwei gleiche, metrisch und syntaktisch durchaus ebenmäßig construirte Hälften. In der ersten wird die Lieblichkeit des neuerwachten Frühlings geschildert (V. 1—16), in der zweiten die Anmuth des Liebchens darüber erhoben, mit deren Schönheit selbst der Rosen und Lilien bringende Sommer vergebens wetteifern werde (V. 17 bis 32). — Mit diesem Liede schließt sich die aus Kunst und Alterthum (1820) herübergenommene Gruppe ab (vgl. die Bemerk. zu Str. 65—67).

---

69. St. Nepomuck's Vorabend.

Carlsbad, den 15. Mai 1820.

„Ein Kinderlied, zum Nepomucksfeste in Carlsbad gedichtet, gab mir Freund Zelter in angemessener Weise und hohem Sinne zurück." Mit dieser Notiz gedenkt Goethe des vorliegenden Gedichtes in den Annalen unter dem J. 1820. Er legte es einem Briefe an Zelter vom 24. Mai bei, in einer mit der jetzigen ganz gleichlautenden Form. Zelter schickte die Composition schon am 2. Juni und schrieb am 14: „Da ich immerfort Dich in Gedanken habe und mir Dein Weben und Leben wie ein Faden, wie eine schwingende klingende Saite vor der Seele schwebt, so sprang mir das Nepomuckchen sogleich entgegen; ich fand mich in Prag auf der Schützeninsel, die schöne Brücke vor mir, dazwischen den sanften Strom, der tausend Schiffchen mit hellen Kerzen trägt, das Frohlocken der Kinder, das Gebimmel und Getön der Glocken, und der ruhige Gedanke: daß mitten in dem poetischen Wirr- und Irrwesen die Wahrheit ruht wie ein schlafendes Kind — und das Stückchen stand vor mir."

Der Legende nach ward die Leiche des heiligen Nepomuck, der des treu bewahrten Beichtgeheimnisses wegen in der Moldau ertränkt wurde, den Strom hinab von hellen Lichtern begleitet. Wie die zum Andenken dessen hinabschwimmenden Kerzen verkünden, was „den Stern zu Sternen bringt", so soll der Kinderchor es nicht minder andeuten, daß fromme Pflichttreue den Menschen verkläre.

70. Im Vorübergehen.

Vermuthlich um 1813.

Das Gedicht stellt sich auf den ersten Blick als ein Gegenbild zu dem im ersten Bande betrachteten Liede „Gefunden“ (Nr. 13) dar. Es beginnt mit derselben Strophe (nur daß dort in V. 1 „Walde“ statt „Felde“ steht), ähnelt ihm auch noch in der zweiten und dritten Strophe, stellt aber weiterhin das Verhalten des Dichters zum Blümchen als ein entgegengesetztes dar. Er läßt das Blümchen unverpflanzt und wandelt weiter in den Wald hinein.

Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß das vorliegende, in seiner metrischen Form minder regelrecht durchgeführte Gedicht zuerst entstand, und das andere mit seinem schönern und befriedigendern Abschlusse ihm später eigens als Pendant hinzugefügt wurde. Die angehängte fünfzeilige Strophe des unsrigen:

Ich ging im Walde
So vor mich hin u. s. w.

könnte dann als zu jenem überleitend aufgefaßt werden.

Es kann sich aber mit unserm Gedichte auch ganz anders verhalten, und zwar so: Es ist nichts, als der erste Versuch, das Gedicht „Gefunden“ zu gestalten; Str. 1 und 2 stimmen ja mit den entsprechenden des letztgenannten fast überein; Str. 3—5, die Weigerung des Blümchens enthaltend, sind dort in eine zusammengedrängt. Mit Str. 5 brach der Dichter den ersten Versuch ab, vielleicht weil er unzufrieden war, daß er in den drei letzten Strophen das Metrum nicht consequent fortgeführt und in Str. 3 falsche Reime gebraucht hatte; und er begann in dem Anhängsel einen neuen Gestaltungsversuch, der aber nicht über die

erste Strophe hinauskam. Sein Redactionsgehülfe fand dieses später unter seinen Papieren, sah darin ein Bild einer abgelehnten Liebeswerbung, fügte einen Titel hinzu und proponirte dem Dichter die Aufnahme unter die vermischten Gedichte; und allzugeneigt, wie Goethe leider in spätern Jahren war, auch Unbedeutenderes und selbst Mangelhaftes zu conserviren und irgendwie zu verwerthen, gab er seine Zustimmung.

---

71. Pfingsten.

1814.

Goethe erfreute sich um Pfingsten 1814 einer Villegiatur auf dem von der Ilm umrauschten Edelhof in Berka. „Hier ist es so still und friedlich," schrieb er den 18. Mai an seinen Freund Meyer, „als wenn seit hundert Jahren und hundert Meilen weit kein Kriegsgetümmel existirte." Aus dem Gedichtchen geht hervor, daß dort am Festtage unter den aufgestellten halb verwelkten Maien ein Freund, der ein Liebesverhältniß hatte, eingeschlafen war. Der Gegensatz des frischblühenden Schläfers zu den wurzellosen verdorrenden Maien ruft im Dichter den Gedanken hervor, daß Liebe ihre Pflanzen so vortrefflich nähre, wie Herr Dreißig, ein damaliger angesehener Kaufmann und Handelsgärtner zu Tonndorf bei Weimar, die seinigen.

---

72. Gegenseitig.

1816.

In Goethe's Briefwechsel mit Zelter erwähnt dieser unsers Gedichtes am 15. December 1816. „Hübsche Liedchen",

schreibt er, „sind auch fertig geworden. Darunter werden Dir gefallen: Flieh, Täubchen, flieh (s. Nr. 75) und Wie sitzt mir das Liebchen?"

Die Ueberschrift „Gegenseitig" hebt den Kerngedanken hervor, den die Schlußverse andeuten: Hast Du das Herz eines Mädchens gewonnen, so hast Du an dasselbe das Deinige verloren. Alles Vorhergehende veranschaulicht diesen Gedanken in einem anmuthigen Bilde. Das Mädchen hält und wiegt auf ihrem Schooß ein Vöglein in zierlichem Käfig, das sich sonst gern in der Ferne herumtreibt (Str. 1, V. 2 „Den Fernen"). Sie läßt es, wenn's ihr beliebt, heraus; und wenn es ihr Lippen und Finger gepickt hat, fliegt und flattert es eine Weile umher, kehrt aber immer wieder in sein Gefängniß, das ihm zur Heimath geworden, zurück.

---

73. Freibeuter.

Erschienen 1827.

Wahrscheinlich einem Volksliede nachgebildet. Den in den übrigen Strophen gebrauchten mundartlichen Formen würde Str. 1 besser entsprechen, wenn sie begänne:

Mei Haus hat ke' Thür,
Mei Thür hat ke' Haus.

---

74. Der neue Copernikus.

1814.

Das Gedicht entstand am 26. Juli 1814 im Reisewagen auf der Fahrt nach dem Rheine zwischen Eisenach

und Fulda. Der Dichter freut sich des artigen schattigen Häuschens, worin er sitzt, der Schalterchen, Federchen und Lädchen. Wälder regen sich um ihn, wie ihm zur Lust; entfernte Felder kommen herangeflogen; Berge tanzen vorbei, doch nicht vom Lustgeschrei der Kobolde belebt, sondern still und stumm; und so dämmert ihm zuletzt als einem zweiten Copernicus der Gedanke auf, daß die Bewegung um ihn nur scheinbar und er selbst in Bewegung sei.

---

75. So ist der Held, der mir gefällt.

1816.

Zelter gedenkt unsers Gedichtes in dem zu Nr. 72 bereits erwähnten Briefe vom 15. December 1816 und fügt hinzu: „Die Wortstellung Deiner Verse ist manchmal so wunderbar, daß ich beim ersten Anblick denke: Daraus wird nimmer etwas; und wenn ich sie von allen Seiten begucke, finde ich in mir selber, was ich nicht gesucht hätte. Ueber das Flieh, Täubchen muß ich mich selber wundern. Nur der eine Vers: Und soll mein deutsches Herz weich flöten — das ist ein harter Hund und will sich nicht fügen; ich habe mir selber schon die Zunge daran wund gerieben.“ — Wie wir sehen, hat der Dichter nachträglich „den harten Hund“ beseitigt. Vermuthlich fand sich der weggebliebene Vers in der später gestrichenen Schlußstrophe, woraus wohl auch die Ueberschrift des Gedichtes entnommen ward, und die etwa gelautet haben mag:

> So ist der Held, der mir gefällt!
> Aus den Blicken leuchten Morgenröthen;
> Und so soll mein deutsches Herz weich flöten:

So ist der Held, der mir gefällt,
Der den Busen mir von Sehnsucht schwellt.

Zelter hätte wohl an dem weggefallenen Verse weniger Anstoß genommen, wenn er in dem Gedichte nicht den Anflug von Ironie übersehen hätte, den doch schon die beiden einleitenden Strophen hinreichend erkennen lassen.*) Das deutschthümlich gesinnte Mädchen schwärmt für einen Krieger, und zwar einen Officier:

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Edler Deutschen Füße schreiten mit ...
Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth,
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.

Der Dichter sieht in Str. 1 das Täubchen nach ihrem Geliebten vergebens umherspähen und warnt sie vor bösen Laurern. Dann kündigt er in Str. 2 ein Lied an, das in ihrem zarten Herzen ein offenes Thor finden werde; und nun läßt er von Str. 3 an in ihrem Geist und Sinn ein Loblied auf ihren geliebten Helden erklingen, das einigermaßen in Schenkendorf's Ton einschlägt.

---

76. Ungeduld.

Erschienen 1827.

Die Verse geben sich schon durch einen gewissen Mangel an Schärfe und Präcision des Ausdrucks als ein Product des spätern Alters zu erkennen. Die Ueberschrift „Ungeduld“ möchte für den immer in's Weite hinausstrebenden

---

*) In Str. 2, V. 5 tilge man „zu“, wodurch das Versmaß gestört wird.

Drang der Jugend und für ihr Bedürfniß schmerzlicher, in süße Thränen sich auflösender Anregung nicht gerade die glücklichste Bezeichnung sein.

---

77. Mit den Wanderjahren.

Erschienen 1821.

Als Goethe im J. 1821 die Wanderjahre in ihrer ersten Redaction herausgab, setzte er dem Roman verschiedene Sprüche und Gedichte vor, von denen nur einige einen nähern Bezug auf das Werk haben. Goeschel hat zwar (in seinen Unterhaltungen über Goethe I, 110 ff.) den Versuch gemacht, eine innere Verbindung jener Sprüche und Gedichte nachzuweisen, aber für jeden unbefangenen Leser ohne befriedigenden Erfolg. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Goethe den Roman, wie manchmal auch die Hefte über Kunst und Alterthum, benutzt hat, um die jüngst entstandenen kleinen Poesien schneller zur Oeffentlichkeit zu bringen. Drei jener Sprüche, in denen eine nähere Beziehung zum Roman liegt, sind hier nun unter der Ueberschrift „Mit den Wanderjahren“ zusammengestellt. Der erste charakterisirt den Helden des Romans, den Wanderer, der zweite spricht sich über den Gehalt des Werkes, der dritte über das Verhältniß des darin herrschenden Geistes zu seiner jetzigen Sinnesweise aus. Der Wandrer pflegt nicht fromm zu singen und zu beten, ist aber ein ernstgesinnter Mann, der in bedenklichen Lebenslagen stets seine eigene Herzensstimme und die seiner zuverlässigen Freunde zu Rath zieht. Dem Werke hat er manchen Gewinn früherer Tage einverleibt; ist auch Manches darin nicht Gold, so ist

es doch nicht werthlos, und ist es auch nicht immer frei von Schlacken, der Leser wird das Metall herausschmelzen und mit seinem Bilde beprägen können. Den das Werk durchziehenden Sinn erkennt er im Ganzen auch jetzt noch als den seinigen an; der Leser wird bald hier etwas finden, woran er Anstoß nimmt, bald dort etwas, woran er sich erfreut, aber der Gesammteindruck des großen Ganzen wird diese Gegensätze ausgleichen.

Unklare Ausdrücke, wie „zum Golde setze" und die Auslassung von „es" bei „Wird gediegen" gehören zu den Untugenden, die Goethe's poetischem Styl im späten Alter anhafteten.

---

78. Wanderlied.

Erschienen 1821.

Für das genauere Verständniß dieses Liedes empfehlen wir dem Leser das Nachlesen des ersten Capitels vom dritten Buch der Wanderjahre. Wilhelm Meister hat die erste Strophe auf einer Fußwanderung aufgeschrieben und übergibt sie zwei jungen zum Auswandern entschlossenen Männern, die sie als Duett vortragen. Später fallen noch vier andere ein, „so daß eine vollständige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefühl dahin zu schreiten scheint", und zuletzt gesellt sich noch einer hinzu, der die Schlußverse so variirt.

Du im Leben nichts verschiebe;
Sei Dein Leben That um That!*)

*) V. 5 lautet bei diesem ersten Vortrag der Strophe:
Auch dem unbedingten Triebe.

Am folgenden Tage wird gegen Ende der Mittagstafel die Strophe wiederholt, worauf plötzlich zwei andere Sänger sich erheben und „mit ernster Heftigkeit das Lied mehr umkehrend als fortsetzend" die zweite Strophe anstimmen, in der sich der Schmerz des Abschieds kurz vor dem Aufbruche kund gibt. Da es den Vorstehern der Auswanderungsgesellschaft bedenklich scheint, sich dieser Stimmung lange hinzugeben, fordert der miterschienene Lenardo zum Vortrage von etwas Erfreulicherm auf, worauf denn von vier Sängern die schöne dritte Strophe vorgetragen wird.

---

79. Lied der Auswanderer.

Erschienen 1829.

Das Lied bildet in der zweiten Bearbeitung der Wanderjahre (1829) den Schluß des zwölften Capitels des dritten Buchs. Nach einem längern Vortrage an die zum Auswandern Verbundenen reicht dort Odoardo ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie „nach einer bekannten Melodie mäßig munter das zutrauliche Lied singen". Es fehlt dem Gedichte sehr an Wärme und leichtem Fluß der Darstellung.

---

80. Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.

1776.

Aus Goethe's Briefen an Frau von Stein (I, 41) ergibt sich, daß das vorliegende Gedicht im März 1776 auf einer Reise nach Leipzig angefangen ward; nach Riemer

kam es den 27. April zum Abschluß, worauf es im Mai in dem Aprilheft des Wieland'schen Merkurs erschien.

Zunächst nimmt die metrische Form desselben die Aufmerksamkeit in Anspruch. Goethe hat sich darüber selbst in Wahrheit und Dichtung (Buch 18) erklärt. „Die Deutschen", sagt er „waren von den ältern Zeiten her an den Reim gewöhnt; er brachte den Vortheil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Sylben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinctmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Sylben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschluß des poetischen Satzes; bei kürzern Zeilen waren sogleich die kleinern Einschnitte merklich, und ein natürliches, wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechselung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Sylbenwerth noch nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen, und aufgefordert durch jene Naturtendenz griff man nach einer poetischen Prosa. Geßner's höchst liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Ramler verwandelte Prosa in Verse, veränderte und verbesserte die Arbeit Anderer, wodurch er sich wenig Dank verdiente und die Sache nur noch mehr verwirrte. Am besten gelang es denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten, und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unausgesprochene und unentschiedene Gesetze beob-

achteten, wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine Zeit lang mäßigern Talenten zum Muster diente. Unsicher aber blieb die Ausführung auf jeden Fall, und es war Keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entstand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unsrer Poesie Weniges hervorbrachte, was man in seiner Art correct nennen könnte; denn auch hier war die Zeit strömend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und sich selbst genugthuend. Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fußen, und um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und so befreundete man sich mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsere Sache; wir wollten leben und nicht lernen. Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten, ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages und deren bedurften wir jede Stunde."

Was Goethe hier gesagt, ist indeß nicht so zu verstehen, als ob er sich damals Hans Sachs in Beziehung auf die metrische Form ganz zum Muster genommen. Bei Hans Sachs herrscht durchweg das Prinzip der Sylbenzählung, wenn gleich in manchen Versen schon eine Hinneigung zur Sylbenmessung oder vielmehr zum Ordnen der Sylben nach

der Accentirung durchblickt. Erst Opitz erhob ein solches Ordnen der Sylben nach der Betonung zum festen Gesetz. Goethe band sich in vielen seiner damaligen Gedichte nicht an das Gesetz, aber auch nicht an Hans Sachsens bestimmte Sylbenzahl; er beobachtete in der Regel nur eine gewisse Zahl von Hebungen, zwischen denen nicht immer eine gleiche Zahl von Sylben in der Senkung lag. Im vorliegenden Gedicht z. B. sind durchgehends vier Hebungssylben im Verse, aber nicht auch in jedem vier Senkungssylben:

> In séiner Wérkstatt Sónntags früh ...
>
> Einen sáubern Féierwams er trúg ...
>
> Daß die fängt án, zu wírken und zu lében ...

Im letztangeführten Verse liegen zwischen der dritten und vierten Hebung sogar drei Sylben. Vielmehr gleichen die Gedichte, worauf Goethe in der obigen Stelle zielt, der Hans Sachsischen Poesie vorherrschend durch die leichte, kecke Behandlung des Reims, durch einen gewissen kräftig treuherzigen Ton der Darstellung und frische, populäre Sprachwendungen, in welchen Eigenschaften er auch als dramatischer Dichter im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, in Hanswursts Hochzeit und ähnlichen Producten dem alten Meistersänger sehr nahe tritt.

Mehr aber noch, als durch Form und Ton der Hans Sachsischen Poesie, fühlte sich Goethe durch die Persönlichkeit des Dichters und sein ganzes poetisches Leben und Treiben angesprochen. Es ist natürlich, daß diejenigen Seiten seines Wesens unsern Dichter am meisten interessirten, von denen sich dieser ihm am nächsten verwandt fühlte, und daß er sie gerade, indem er ein Bild des Mannes entwarf, besonders hervortreten ließ. Sie sind aber auch

die bedeutsamsten in Hans Sachsens Charakter, so daß sein von Goethe gemaltes Bild, wie sehr darin die Subjectivität des Malers durchschimmert, doch als ein objectiv treu gehaltenes und ziemlich vollständiges Portrait gelten kann.

Das Gedicht eröffnet sich, der Unterstellung entsprechend, daß hier ein alter Holzschnitt gedeutet werde, mit einer Hinweisung auf die äußere Erscheinungsart des Dichters inmitten seiner Werkstatt. Er steht vor uns an einem Frühlings-Sonntagsmorgen im Feierkleid, von dem ruhenden Arbeitsgeräth umgeben (V. 1—8). Aber in seinem Innern regt es sich lebendig; die Frühlingssonne hat seinen dichterischen Trieb geweckt (V. 9—14). Die Natur hat ihm eine scharfe Beobachtungsgabe für Welt und Menschen und liebevolle Empfänglichkeit genug, um Alles rein aufzufassen und in sich abzuspiegeln, und zugleich das Talent einer frischen und leichten Darstellung verliehen (V. 15—20). Deßhalb wollen ihm die Musen heute die Dichterweihe ertheilen. (V. 21 f.)

Hier gilt es nun zuerst ihm die rechten Quellen, woraus er den Stoff schöpfen soll, zu bezeichnen. Die beiden Hauptquellen sind aber die ihn lebendig umringende Gegenwart in Menschenwelt und Natur (V. 23—72) und die von der Welt- und Sagengeschichte aufbewahrte Vergangenheit (V. 73—104). Um ihn für die klare Auffassung der erstern zu weihen, tritt eine jugendliche Muse herein, „mit voller Brust und rundem Leib", mit kräftiger Haltung, edlem Gange und würdigem Blick, das Idealbild einer frischblühenden deutschen Jungfrau (V. 23 bis 28). Züchtig mit goldenem Bande gegürtet, trägt sie einen Maßstab, als Symbol von Sitte, Maß und Ordnung, in der Hand, und über ihren taghellen Augen umschlingt

ein Kornährenkranz die Stirne, als Sinnbild des dem redlichen Fleiße winkenden Lohnes. Wenn sie „thätig Ehrbarkeit,*) sonst auch Großmuth (hoher, frischer Muth im Gegensatz zu Kleinmuth), Rechtfertigkeit" genannt wird, so sind diese Benennungen speciell mit Beziehung auf den Charakter von Hans Sachsens Poesie gewählt (V. 29—34).

Dem einzuweihenden jungen Dichter ergeht es beim Eintritt der Göttin ähnlich, wie Goethe'n in der „Zuneigung" Str. 6 (Bd. I, Nr. 1); er glaubt sie längst gekannt zu haben (V. 35—38). Sie eröffnet ihm nun, er sei ausersehen, mit ruhigem, klarem Blick in die umgebende wirre Welt zu schauen, dabei selbst eine schickliche Haltung zu bewahren, und wenn Andere sich toll und jämmerlich geberden, den heitern Sinn festzuhalten (V. 39—46); er solle über Ehre und Recht wachen, Jegliches, Böses wie Gutes, mit dem rechten Namen nennen (V. 47—52) und, wie Albrecht Dürer, stets den Kern und das Wesen in's Auge fassen (V. 53—56). Indem er, von seinem klaren Blick für die Wirklichkeit (seinem „Natur-Genius") geleitet, ringsum im Leben das wirre Weltwesen beschaue, soll es ihm so zu Muthe sein, als blicke er in einen Zauberkasten (V. 57—66), und was er schaue, solle er niederschreiben für das Menschenvolk, damit es vielleicht, sein Spiegelbild sehend, gewitzigt werde (V. 66—68). Und damit öffnet die Göttin ein Fenster und zeigt ihm das tolle, bunte Welttreiben draußen (V. 69—72).

Unterdeß gleitet aber ein „altes Weiblein" in's Zimmer, um ihn auf die zweite Stoffquelle, die Ver-

*) Die Variante „Thätig Ehrbarkeit" in Wieland's Merkur deutet vielleicht darauf hin, daß man „Thätig-, Ehrbarkeit" zu lesen habe.

gangenheit, aufmerksam zu machen. Sie heißt Historia, Mythologia, Fabula, und breitet vor ihm aus die reichen Schätze der heiligen und weltlichen Geschichte, die sie mit mühevollem Fleiß gesammelt, auch eine Fülle von Parabeln und Fabeln voll Weisheits- und Klugheitslehren, worüber sich der Jünger der Dichtkunst nicht wenig freut (V. 73 bis 102). Damit er aber auch zum Ernst den Scherz gesellen lerne, erscheint noch plötzlich ein Narr mit Klappern und Schellen und bereitet ihm ein lustig Zwischenspiel, indem er ihm zeigt, wie man's mit den Thoren in der Welt halten müsse (V. 103—120).

So kann es ihm also an Stoff nicht fehlen; ja, es zeigt sich dessen so viel, daß ihm vor der verwirrenden und geistdrückenden Ueberfülle zu bangen beginnt (V. 121—126). Daher schwebt nun eine hohe, heilig anzuschauende Muse aus Himmelshöhen in's Zimmer, um ihn zu weihen und zu segnen, auf daß er in jenem Schwall von zubringenden Gesangesstoffen die Geistesklarheit, den frischen Muth, Wärme des Gefühls und lebendige Darstellungskraft bewahre (V. 121—136). Sie eröffnet ihm, daß sie zu diesem Zweck ein Stärkungsmittel und Labsal für sein Herz auserlesen, und zeigt ihm ein holdes Mädchen, das, hinter dem Hause im Garten unter einem Apfelbaum sitzend, von Liebesahnung erfüllt einen Kranz aus Rosenknospen und Blättern windet (V. 137—160). Die Muse wendet sich an das Mädchen und schildert ihr das wonnige Loos, das ihrer an der Seite des Dichters warte (V. 161—178). Dann schließt das Gedicht mit einer Hindeutung auf den dem Dichter beschiedenen Nachruhm.

Verfolgen wir nun noch die Anspielungen auf bestimmte Hans Sachsische Schriften, die dem Gedichte eingewebt sind,

so finden wir die meisten in dem Abschnitt, worin das „alte Weiblein" eingeführt wird (V. 73—95). Die Ver

Darauf seht ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten

spielen an auf die Komödie „Die ungleichen Kinder Evä, wie Gott sie anredet". Gott Vater läßt im Hause unsrer Stammeltern durch einen Engel seinen Besuch auf den nächsten Tag ankündigen, um zu hören, was die Kinder gelernt haben. Da wird nun das Haus in Eile stattlich ausgeputzt, die Kinder werden gewaschen und gekämmt. Die Hälfte des Kinderdutzends, worunter Abel, freut sich auf den bevorstehenden Besuch, die andere Hälfte mit Kain murrt und schmäht. Gott der Herr kommt und examinirt aus dem Katechismus Lutheri über das Vaterunser, die zehn Gebote u. s. w. Abel und seine Anhänger bestehen gut, Kain mit den seinen schlecht, woraus denn Neid und zuletzt Todtschlag entsteht.

Sodom und Gomorra's Untergang

ist der Gegenstand einer Erzählung von Hans Sachs, die mit den Worten schließt:

So straft denn Gott in seinem Zoren;
Doch werden die sein nit verloren.
Er kann sie retten aus Gefer
Durch Gnad: spricht Hans Sachs Schuhmacher.

In den nächstfolgenden Versen ist auf Hans Sachsens „Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen" hingedeutet, worin Eva, Sara, Rebekka, Rahel, Lea, Jael, Ruth, Michal, Abigail, Judith, Esther und Susanna als Muster einer Reihe von weiblichen Tugenden dargestellt sind: Kindersegen, Glaubenssegen, Gehorsam, Holdseligkeit, Geduld, Redlichkeit, Gütigkeit, Treue u. s. w. — In Hans Sachsens

„Schandenport der zwölf Tyrannen“ (V. 87 f.) macht Pharao den Anfang und König Antiochus den Schluß. — Bekannt ist die Legende von „St. Peter mit der Gaiß“ (V. 90). Goethe hat in spätern Jahren einen Pendant dazu in der Legende von St. Peter und dem Hufeisen geliefert.

Bei dem Abschnitt V. 107—120 schwebten unserm Dichter besonders die Fastnachtsspiele von Hans Sachs vor, und bei dem Verse:

Treibt sie in's Bad, schneid't ihnen die Würm

ohne Zweifel die beiden Schwänke „Das Narrenbad“ und „Das Narrenschneiden“. Das Narrenbad ist eine übelriechende Lache zu Mailand, worin die Narren vom Arzt so lange gebadet und behandelt werden, bis sie geheilt sind. In dem andern Stücke schneidet der Arzt einem Patienten einen Narren nach dem andern aus dem überdicken Leibe, und reißt ihm zuletzt ein ganzes festverwachsenes Narrennest heraus.

In der Form des Gedichtes, worin es in Wieland's Merkur erschien, zeigen sich folgende Varianten:

V. 4. Ein sauber Feierwamms er trägt,
V. 6 f. Die Ahl steckt an den Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am siebenten Tag
V. 13. Daß die fängt an zu würken und zu leben,
V. 15. (Der Absatz fehlt).
V. 22. Wollt'n ihn zum Meistersänger weih'n.
V. 28. Noch mit'n Augen rum zu scharlenzen.
V. 30 ff. Ihr Gürtel ist ein güldin Band,
Hätt' auf dem Haupt ein Kornährkranz,
Ihr Aug' war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie Thätig Ehrbarkeit,
V. 34. (Kein Absatz).

V. 38 f. Meint er, er hätt' sie schon so lang gesehn. (Kein Absatz)
Die spricht: ich hab Dich auserlesen,
V. 49 f. Frommkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös mit seinem Namen heißen,
V. 51 und V. 52 in umgekehrter Folge.
V. 55 ff. Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maaß und Ständigkeit.
Der Natur-Genius u. s. w.
V. 59. Soll Dir zeigen all das Leben
V. 66. Als thätst's in ein'm Zauberkasten seh'n.
V. 68. Ob's ihnen möcht u. s. w. (Darauf ein Absatz).
V. 72. Wie ihr's mögt in sein'n Schriften lesen.
V. 74. An der Natur freut inniglich,
V. 78. Nach diesem Verse folgt:
Sie ist rumpfet, strumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
V. 83. Adam, Eva, Paradeis und Schlang,
V. 86. Da in ein'm Ehrenspiegel schauen;
V. 90. Könnt sehen St. Peter mit der Gaiß,
V. 96. Unser Meister dies All ersieht,
V. 98. Denn es dient wohl in seinen Kram.
V. 101. Erzählt das Alles fix und treu,
V. 103 f. Sein Geist was ganz dahin gebannt,
Er hett kein Aug davon verwandt;
V. 107 f. Da thut er einen Narren spüren,
Mit Bocks- und Affensprüngen hofieren,
V. 112. Alle Narren, Großen und Kleinen,
V. 116. Regiert er sie wie e'n Affentanz;
V. 120. Daß ihr doch nie wöll'n minder werden.
V. 126. Das All zu singen und zu schreiben?
V. 129 f. Die Muse, heilig anzuschau'n,
Wie 'n Bild unsrer lieben Frau'n.
V. 135. Das heilig Feuer, das in Dir ruht,
V. 149. Sitzt's unter einem Apfelbaum,

V. 151 f. Hat Rosen in ihr'n Schooß gepflückt,
Und bindet ein Kränzlein gar geschickt,
V. 156. In Hoffnungsfüll' ihr Busen steigt,
V. 161. (Kein Absatz).
V. 164. Die einem in Dir ist bereit,
V. 167. Der durch manch wunniglichen Kuß
V. 170 ff. Von aller Müh er findet Rast;
Wie er in's runde Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.
Und Dir kehrt süßes Jugendglück,
V. 175 f. Mit Necken und manchen Schelmerei'n
Wirst ihn bald nagen, bald erfreu'n.
V. 179. Weil er so heimlich u. s. w.

Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, mit diesem jugendkräftigen Produkt unsers Dichters einen dazu gedichteten **Prolog** zu vergleichen, der Goethe's spätestem Alter angehört, aber verhältnißmäßig frisch und lebendig gehalten ist. Im Januar 1828 wandte sich der Berliner Theater-Intendant Graf Brühl an Goethe mit der Anfrage, ob er gestatte, daß bei der Aufführung des Deinhard'schen Stückes „Hans Sachs" statt des von Deinhard vorangeschickten Prologs unser vorliegendes Gedicht gesprochen würde. Goethe erklärte sich damit einverstanden. Weil aber das Gedicht als Beschreibung eines alten Holzschnittes gedacht ist, so meinte er, man müsse an einige Einleitung denken, damit man nicht durch unerwartetes Eintreten unverständlich werde; auch sei es nicht selten, daß die ersten Worte durch Geräusch unterbrochen und dem Ohr entwendet würden. Er erbot sich daher, eine kurze Einleitung in gleichem Sinn und Styl niederzuschreiben, wodurch Vorhaben und Absicht erklärt und zugleich der übrige Vortrag anschaulicher gemacht würde. Der Graf Brühl ergriff dieses Anerbieten mit

Freude, und so schickte Goethe am 26. Januar folgenden Prolog, der von Devrient in der Tracht eines alten Nürnberger Bürger gesprochen werden sollte. „Ich darf nicht bemerken," fügte Goethe in dem Begleitschreiben hinzu, „daß der Anfang etwas moderner ist, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremden getroffen werde; sodann geht der Ton in's Aeltere hinüber und wird sich ganz wohl an die Beschreibung des Bildes anschließen."

Ein Meistersänger.

Da steh' ich in der Fremde ganz allein;
Wer irgend weist mich an? Wer führt mich ein?
Wer sagt mir, welch ein Geist hier waltet? —
Seh' ich mich an, mein Kleid scheint mir veraltet,
Und nirgends hör' ich den gewohnten Klang,
Den alten, frommen, treuen Meistersang.
Doch seh' ich hier die weiten edlen Kreise
Versammelt aufmerksamer stiller Weise,
Ich höre kaum ein leises Athemholen,
Und daß ihr da seid, zeigt, ich bin empfohlen.
Auch, als ich kam, ward mir auf Straß' und Plätzen
Der alte Nam' zu tröstlichem Ergötzen.
So sei es nun, so werde denn vertraut
Vor neuem Ohr die alte Stimme laut!

Den Deutschen geschah gar viel zu Lieb:
Als man Eintausendfünfhundert schrieb,
Ergab sich Manches zu Nutz und Ehren,
Daß wir daran noch immer zehren;
Und wer es einzeln sagen wollte,
Gar wenig Dank verdienen sollte,
Da sich's dem Vaterland zu Lieb
Schon tief in Geist und Herzen schrieb.
Doch weil auf unsern deutschen Bühnen

Man preist ein löbliches Erkühnen,
Und man bis auf den neusten Tag
Gern auch was Altes schauen mag,
So führen wir vor Aug' und Ohr
Euch heut einen alten Dichter vor.
Derselbe war nach seiner Art
Mit so viel Tugenden gepaart,
Daß er bis auf den heut'gen Tag
Noch für'n Poeten gelten mag,
Wo deren doch unzählig viel
Verderben einer des andern Spiel.

Und wie, auch noch so lange getrennt,
Ein Freund den andern wieder erkennt,
Hat auch ein Frommer neuerer Zeit
Sich an des Vorfahren Tugend erfreut,
Und hingeschrieben mit leichter Hand,
Als stünd' es farbig an der Wand,
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Nun wünsch' ich, daß ihr freundlich wolltet
Das *hören*, was ihr *sehen* solltet,
Bis das Gehörte vor euch steht
Daß ihr klar es in Gedanken seht;
Drob kam ich her zu eurem Dienst.
Doch folgt darnach ein neuer Gewinnst:
Ihr nehmet besser dann in Acht,
Was uns ein Allerneuster bracht,
Der dann mit Hülfe von uns allen
Heut Abend hofft euch zu gefallen.

Pause.

(Hierauf Recitation des Gedichts:
In seiner Werkstatt Sonntags früh u. s. w.)

81. Auf Mieding's Tod.

1782.

Joh. Martin Mieding, Hofebenist und Theatermeister zu Weimar, füllte in dem Kreise von Künstlern höherer und niederer Art, die für den Ruhm des Weimarischen Theaters thätig waren, seine Stelle würdig aus. Goethe war ihm nicht bloß dankbar für diensteifrige Willfährigkeit, womit Mieding ihm oft zur Hand gegangen, sondern mußte auch die leidenschaftliche Liebe und den künstlerischen Erfindungsgeist bewundern, die dieser stets in seinem Beruf bewährte. So fühlte er sich denn gedrungen, als Mieding am 27. Januar 1782, mitten unter den Vorbereitungen zu einem Goethe'schen Zauberballet für den 30. Januar, einer lang herumgetragenen Krankheit erlag, ihm ein poetisches Todtenopfer zu bringen und seinen Namen vor baldiger Vergessenheit zu schützen. Schon am 8. Februar meldete der Herzog an Knebel, Goethe habe begonnen, zu Mieding's Andenken einen Kranz à sa façon zu flechten, es seien treffliche Sachen in dem angefangenen Werke; am 16. März berichtete Goethe, den damals die Rekrutenaushebung im Lande herumführte, aus Dornburg an Frau von Stein: „Mein Mieding ist fertig ... Mir scheint das Ende des Anfangs nicht unwerth und das Ganze zusammenpassend."

Ist nun auch unser Gedicht im vollsten Sinne ein Gelegenheitsgedicht, so ist es doch zugleich, wie das bei der Goethe'schen Gelegenheitspoesie durchgehends der Fall ist, in einem allgemeinern, höhern Sinne geschrieben. Es preist den Mann, der sich einer, wenn auch untergeordneten künstlerischen Thätigkeit mit Geist und uneigennützigem

Eifer hingibt, und zwar rühmt es ihn in einem nicht undeutlichen Gegensatze zu den auf der großen Bühne des wirklichen Lebens beschäftigten Männern, die sich unendlich erhaben über jenen dünken, und doch nicht freithätige Künstler, sondern Sklaven und Werkzeuge des Schicksals sind:

Nenn' ihn (o Muse) der Welt, die kriegrisch oder fein
Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu sein,
Dem Rad der Zeit vergebens widerstrebt,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht . . .
Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der, so wie Du, ein schwer Geschäft begann u. s. w.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß Goethe damit zugleich indirect für sich selbst, der, obwohl Staatsmann, so viel Zeit der Bretterwelt widmete, eine Apologie geschrieben habe. Wenigstens bezeichnen die angedeuteten Verse treffend dasjenige, was ihn zu dem größern Welt- und Staatsgetriebe, so wie auch zur Beschäftigung mit der Weltgeschichte, kein Herz fassen ließ; er sah, wie dort Alles von einer höhern Macht, sträubend oder willig, fortgezogen ward, wie Alles „verwirrt, beschäftigt und betäubt, sich drehte", und der künstlerisch gestaltenden Thätigkeit nirgendwo ein behaglicher Spielraum gegönnt war. Er hat es auch später ausdrücklich in einem Briefe aus Rom vom 22. Februar 1786 ausgesprochen, daß das vorhergehende Gedicht (Hans Sachsens Sendung) und das vorliegende in Beziehung auf ihn selbst „statt Personalien und Parentation gelten können."

Hätte aber auch Goethe nicht bei diesem Gedichte an sich und seine Verhältnisse gedacht, so dürfte es uns dennoch nicht wundern, daß er einem Theater-Maschinenmeister eine so ausführliche poetische Todtenklage widmete. Zeigt doch

sein Wilhelm Meister, wie lebhaften Antheil er an dem ganzen Leben und Treiben der Priester- und Dienerschaft in Thaliens Tempel genommen haben muß. In unserm Gedichte wird gelegentlich nicht bloß dem Theatermaler Joh. Ehrenfried Schumann (V. 9), sondern auch den für's Theater thätigen Hofschneidern Joh. Franz Thiel (V. 11) und Joh. H. Conr. Hauenschild (V. 7), so wie dem Hofjuden Jac. Elkan ein Andenken gestiftet. Gegen den Schluß wird uns noch die reizende Corona Schröter, Amalia's Kammersängerin, eine treffliche Künstlerin, die zu Leipzig neben der Mara hatte bestehen können, in einem schönen Bilde vor Augen gestellt. Daß er dies gethan, freute den Dichter noch in späten Jahren, wie wir aus seinen Annalen unter dem J. 1802 sehen, wo wir denn auch gelegentlich erfahren, daß unser Trauergedicht auf schwarzgeränderten Papier in schöner Abschrift für das Tiefurter Journal eingeschickt wurde.

Der Gang des Gedichtes ist folgender: Der Anfang versetzt uns an einem Sonntage (V. 4, der Todestag Mieding's war ein Sonntag) vor die Bühne, wo eben, trotz des Feiertages, Zimmerleute, der Theaterschneider, Decorationsmaler u. A. für das nächsten Mittwoch aufzuführende Festspiel beschäftigt sind. Aber einer fehlt, der Maschinenmeister, der, obwohl körperlich leidend, sonst stets bei der Hand ist. Es verbreitet sich die Nachricht, er liege schwer erkrankt darnieder. Aber der Dichter ahnt sogleich, daß er todt ist; denn Krankheit hielt ihn nie zurück. Die Bestätigung dieser Ahnung versetzt Alles in Bestürzung; die Vorbereitung zum Feste stockt bis zum 30. Januar. So weit die Einleitung (V. 1—32).

Der Dichter fordert die Weimaraner auf, den Hinge-

schiedenen nicht mit undankbarer Gleichgültigkeit zu bestatten (V. 33—38). In der Apostrophe, die er (V. 39—46) an Weimar, dies „Bethlehem in Juda" richtet, klingen die Gerüchte an, die über das dortige Geniewesen in der Welt umliefen. Als eine Probe, was für Albernheiten man der Weimarischen Musenzunft nachsagte, mag die damals vielerzählte und vielgeglaubte Anekdote dienen, daß Herder nach der Predigt dreimal um die Kirche zu reiten pflege. Freilich fehlte es, namentlich in Goethe's ersten Weimarischen Jahren, nicht an übermüthigen Ausbrüchen der Lebenslust. „Ich treibt's hier freilich toll genug. — Wir machen des Teufels Zeug," schrieb er an Merck am 5. Januar und 8. März 1776.

Dann wendet sich der Dichter an die Muse (V. 47 bis 62) mit der Bitte, Mieding's Namen der Welt im Gedächtniß zu erhalten, die, wenn sie auch im Leben sich kalt abschließt und auf sich beschränkt, doch vor der Bühne einmal sich gern in fremde Zonen versetzt und Glück und Unglück eines Andern mitempfindet. Mieding's reine Berufsliebe wird gepriesen. Wenn er gleich bisweilen, trotz aller Bitten der Schauspieler wie des Dichters, Tage lang zauderte und säumte, so war er doch, wenn es galt, mit besonnener Behendigkeit auf dem Platze (V. 63—78). Seine Geschicklichkeit wird gerühmt (V. 79—98), womit er Alles nachahmend vorführte:

> Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
> Der Vögel Sang, des Donners lauten Knall u. s. w.

Dieser Geschicklichkeit wegen möchte ihm der Dichter den Namen „Director der Natur" geben, womit auf folgende Stelle im zweiten Act des „Triumphs der Empfindsamkeit" angespielt ist: „Merkulo. Weil der Prinz so sehr daran

gewöhnt ist, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat, so haben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unsern Zügen überall mit herumführen. Unser Hof-Etat ist mit einem sehr geschickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel Naturmeister, Directeur de la nature, gegeben haben."

Wer soll nun einen Mann, wie Mieding, ersetzen? An Aspiranten auf seine Stelle wird's nicht fehlen, aber wohl, fürchtet der Dichter, an Erben seines Geistes (V. 99 bis 108).

Dann wird der Einfachheit seines Leichenbegängnisses gedacht. Er, der Uneigennützige, hat zu wenig hinterlassen, um prunkvoll bestattet zu werden (V. 109—122). Daher lädt der Dichter die Musen ein, bei seinem Begräbniß zu erscheinen, redet sie aber dabei in einer Weise an, die mich früher bestimmte, die Anrede auf die Schauspielerinnen zu beziehen:

> Ihr Schwestern, die ihr, bald auf Thespis Karr'n,
> Geschleppt von Eseln und umschrie'n von Narr'n,
> Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
> Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt,
> Bald wieder, durch der Menschen Gunst beglückt,
> In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
> Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
> Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg!

Er fordert sie auf (V. 136—148), jetzt durch die Theilnahme an Mieding's Todesfeier eine alte Schuld abzutragen; denn als beim Schloßbrande zu Weimar 1774 auch das Theater in Asche gelegt wurde, sei man dennoch ihrem Dienste treu geblieben, und habe ihnen, in der Stadt und auf dem Lande, die mannigfachsten Tempel errichtet.

Es diente nämlich, bis der Redoutensaal (1779) dazu eingerichtet wurde, ein Local im herzoglichen Schlosse zum Theater, und außerhalb Weimar waren ein Flügel des Etterburger Schlosses, oder auch die benachbarten Waldhöhen, und im Tiefurter Parke die Mooshütte zur Bühne umgeschaffen. Im Ettersburger Walde sieht man noch jetzt einen Aushau als Erinnerung an die hier unter freiem Himmel errichtete Waldbühne; Belvedere zeigt ähnliche Ueberbleibsel eines im Freien angelegten Gartentheaters. Aber auch weiterhin, nach Dornburg und Ilmenau, wanderte bisweilen das 1776 entstandene herzogliche Liebhaber-Theater.

Mit dem Gefolge, das sich um die dramatischen Musen ergießt (V. 149—152), „dem leichten, tollen, scheckigen Geschlecht“, bezeichnet der Dichter die Repräsentanten der untergeordneten dramatischen Productionen, der Posse, des Schattenspiels, der Fastnachtsstücke u. s. w. und gedenkt dann im Folgenden (V. 153—164) einiger Productionen dieser Art. Die Verse

> An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
> Ein Schattenvolk aus mytholog'schem Grab

scheinen besonders auf ein komisches Pantomimenstück „Minerven's Geburt, Leben und Thaten“ hinzudeuten, womit zur Feier von Goethe's Geburtstag 1781 das zu Tiefurt errichtete Gartentheater eröffnet wurde. Es ward nach Art der ombres chinoises, aber von lebenden Personen, hinter durchsichtigem Vorhang aufgeführt und von erklärendem Prolog und Musik begleitet. Nicht lange nachher gab man ein von Goethe angeordnetes und mit erklärender Rede versehenes pantomimisches Zauberspiel „Das Urtheil des Midas“.

> Im Possenspiel regt sich die alte Zeit,
> Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.

So wurde 1778, mit allgemeinem Aufgebot dazu geeigneter Personen von Hof und Stadt, Goethe's Jahrmarkt von Plundersweilern zu Ettersburg als „neueröffnetes Puppenspiel“ mit Musik aufgeführt; und an demselben Tage der médecin malgré lui, von Einsiedel übersetzt gegeben.

Was Gallier und Brite sich erdacht,
Ward, wohlverdeutscht, hier Deutschen vorgebracht.

Ferner wird der Singspiele, Operetten, Ballette und Maskenzüge gedacht, so wie der dramatischen Vorführung der h. drei Könige (s. Bd. I das Gedicht „Epiphanias“ S. 168). Endlich wird in den Versen 165 und 166 auf die edelste Production jenes Liebhabertheaters, auf die erste Aufführung der damals noch in rhythmischer Prosa geschriebenen „Iphigenie auf Tauris“ im J. 1779 hingedeutet. Corona Schröter spielte die Iphigenie, Goethe den Orest, Prinz Constantin den Pylades, Knebel den Thoas. „Nie“, sagt Hufeland, der Zeuge dieser Darstellung war, „werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüm machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in Einem Manne, als damals in Goethe.“

Zu seinem Gegenstande zurücklenkend, wiederholt der Dichter in V. 167 f. seine Aufforderung an die Musen, nun auch diese Trauerfeier mitzubegehen. Da tritt aus der Menge hervor, von den Musen gesandt, die Günstlingin derselben, Corona Schröter, einen schönen vom Trauerband umknüpften Kranz in ihrer Hand. Sie nähert sich dem Grabe, wirft den Kranz hinein und richtet herzliche Worte des Dankes und der Anerkennung seines Werthes an den Hingeschiedenen (V. 169—214).

Schon aus diesem Ueberblick des Gedichtes wird der

Leser erkannt haben, daß es nicht in dem gewöhnlichen Tone der Leichen-Carmina gehalten, sondern von dem Hauche einer Laune durchweht ist, die durch Thränen lächelt. In dieser Beziehung ist eine Vergleichung unsers Gedichtes, der Elegie „Euphrosyne" und des Epilogs zu Schiller's Glocke sehr interessant, dreier Gedichte, die als eben so viele Stufen poetischer Todtenklage gelten können. Wie verschieden aber auch in ihnen Stimmung und Ausdruck sein mögen, in allen dreien gibt sich der ächte Dichter zu erkennen, der „die Nothwendigkeit mit Grazie zu umziehen" versteht.

Was die Composition, den ganzen Gedankenbau des Gedichtes betrifft, so möchte es vielleicht nicht jeder strengen Kunstforderung genügen. Namentlich scheint es nicht überall sich nahe genug an sein Thema zu halten. Schon das Abschnittchen:

O Weimar, Dir fiel ein besonder Loos!

schweift etwas ab, weit mehr aber noch die spätere Aufzählung der vielfachen theatralischen Festlichkeiten. Wollte der Dichter diese in den Bereich des Stückes ziehen, so hätte er sie, wie mir scheint, in engere Beziehung zu Mieding setzen, nicht aber durch ein so schwaches Band, wie der Vers

Zahlt, was ihr ihm, was ihr uns schuldig seid!

anknüpfen müssen.

Das Gedicht erschien in der Göschen'schen Ausg. von Goethe's Werken (1790) mit folgenden Varianten:

V. 13. Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest,
V. 39 bis V. 46 fehlen.

---

82. Poetische Gedanken
über die
Höllenfahrt Jesu Christi.
Auf Verlangen entworfen
von
J. W. G.
1765 (?).

Eckermann berichtet über diese Ode unter dem 16. Februar 1826: „Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte; so tief lag es in der Zeit zurück.*) Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Jesu Christi zum Gegenstande, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen. Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herrühren, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war stärker, freier und leichter, und hatte eine größere Energie, einen bessern Zug. Außerordentliche Gluth erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich um sich selbst herum und war länger geworden, als billig. Ich legte Goethe'n das ganze vergilbte, kaum noch

*) Und doch gedenkt Goethe dieser Ode in dem 1811 geschriebenen ersten Bande seiner Selbstbiographie.

zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichtes wieder. Es ist möglich, sagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Ueberschrift auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, was ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage."

Die Jahreszahl 1765, die wir dem Gedichte beigefügt sehen, hat man entweder aus der Zeit der Veröffentlichung erschlossen, oder vielleicht in dem Zeitungsblatt beigesetzt gefunden. Doch gehört die Entstehung der Ode höchst wahrscheinlich einer frühern Zeit an. Goethe erwähnt derselben im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung vor den Begebenheiten des Jahres 1763, und zwar wo er von den geistlichen Oden spricht, die einen Theil des ersten seinem Vater verehrten Quartbandes bildeten. Demnach würde die Ode etwa dem J. 1762 angehören. Um so bewundernswürdiger erscheint dann freilich die außerordentliche Sprachgewandtheit und überhaupt die Fertigkeit und Sicherheit, womit Goethe schon damals über die poetischen Mittel verfügte. Die Versification ist leicht, der Ausdruck reich und verhältnißmäßig auch geschmackvoll; besonders aber sind die Reime von großer Reinheit und füllen das Ohr mit kräftigen Klängen. Es ist aber wohl möglich, daß Goethe das Stück im J. 1765 behufs der demnächstigen Aufnahme in die Zeitschrift einer Nachfeile unterworfen

hat, wie er denn auch ausdrücklich von ihm bemerkt, daß es noch mehrere Jahre nachher ihm zu gefallen das Glück hatte.

38. Der ewige Jude.

Fragmentarisch.

1774.

Als Goethe sich von der Brüdergemeinde schied (vgl. die Bemerkungen oben zu Nr. 34), dauerte in ihm die Neigung zu den heiligen Schriften und zum Stifter der christlichen Religion ungeschmälert fort; und so bildete er sich in seiner nunmehrigen Isolirtheit „ein Christenthum zu seinem Privatgebrauch“ und suchte dieses durch fleißiges Geschichtsstudium und durch Beobachtung derer, die sich zu seinem Sinne hinneigten, zu begründen und aufzubauen. Indem er aber, dem Bedürfniß seiner Natur gemäß, sich für seine Ideen nach einer dichterischen Form umsah, führte ihn derselbe geniale Instinct, der ihn die Faustsage und die Mythe vom Prometheus ergreifen ließ, auf die Geschichte vom ewigen Juden; und er beschloß, an dem Leitfaden dieser Sage, die sich ihm schon als Knaben durch die Volksbücher fest eingedrückt hatte, die hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte darzustellen. Er hatte während seiner Leipziger Universitätszeit in Dresden an einem Schuster eine interessante Persönlichkeit kennen gelernt, die er, mit einigen veredelnden Zuthaten, seinem Helden füglich leihen konnte. „Sein Eigenthum“, erzählt Goethe selbst, „war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heitern Gemüthe ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete,

war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen; und man mußte ihn vor vielen Andern in die Classe derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weisen genannt werden."

Ueber den Gang der Fabel und den ihr untergelegten Sinn berichtet Goethe in Wahrheit und Dichtung bis zu dem Punkte, wo der ewige Jude seine Wanderung durch die Welt antritt. Ahasver, ein Schuster zu Jerusalem, mit des Dresdener Schusters Charakterzügen und Hans Sachsen's Geist und Humor ausgestattet, unterhielt sich bei offener Werkstatt gern mit den Vorübergehenden, ward auf diese Weise auch mit dem Heiland und seinen Jüngern bekannt und faßte eine besondere Neigung zu Christo, die sich indessen hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den Hohen, dessen Sinn er nicht faßte, aus seiner Beschaulichkeit, seinem Herumziehen mit Müßiggängern, seinem Einwirken auf die Menge herauszuziehen und zu seiner eigenen Denk- und Handlungsweise zu bekehren bemüht war. Christus dagegen suchte ihn von seinen höhern Zwecken sinnbildlich zu belehren, was aber bei dem derb praktischen, aller öffentlichen Agitation abgeneigten Manne nichts fruchtete. In dem Maße nun, wie Christus immer bedeutender hervortrat und mehr und mehr eine öffentliche Person ward, regte sich in Ahasver ein immer stärkerer Unwille über sein Treiben; und als der Heiland endlich vor seiner Werkstatt vorbei zum Tode geführt wurde, ereignete sich hier die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erlag. Ahasver trat heraus, wiederholte alle früheren Warnungen und verwandelte sie in heftige Vorwürfe. Der Heiland antwortete nicht, aber in dem Augenblicke bedeckte

die liebende Veronika sein Gesicht mit dem Tuche, und als sie es wegnahm und in die Höhe hielt, erblickte Ahasver darauf das verklärte Antlitz des Herrn und vernahm die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst.“ Der Bestürzte kommt erst einige Zeit nachher zu sich, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems verödet, und beginnt, von Unruhe und qualvoller Sehnsucht getrieben, seine Wanderung.

Aus einer andern Stelle in Wahrheit und Dichtung erfahren wir noch, daß Ahasver auch bei Spinoza einsprechen sollte, wobei recht an's Licht getreten sein würde, was sich Goethe aus dessen Schriften zugeeignet hatte. Er gefiel sich in dem Gedanken so wohl und beschäftigte sich im Stillen so ernstlich damit, daß er nicht dazu kam, diese Partie zu Papier zu bringen, bis sich endlich der Einfall so sehr erweiterte, daß er ihn als lästig ganz aus dem Sinne schlug.

Dann kommt Goethe noch einmal in einem Briefe aus Italien vom 27. October 1786 auf den ewigen Juden zurück. „Dem Mittelpunkt des Katholicismus mich nähernd“, heißt es dort, „von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachtete, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist. Ja, wenn ich es mir in seiner Reinheit vergegenwärtigte, wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge all dieser

wundersamen Ent- und Aufwickelungen gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, sich nach den Früchten seiner Lehren umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende venio iterum crucifigi sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen". Sogar noch im J. 1808 hatte er die Idee nicht völlig aufgegeben; denn er äußerte damals gegen Riemer, er wolle ein Gedicht schreiben: Maran Atha oder der Herr kommt.

Aus den uns vorliegenden Fragmenten, die den Anfang, einzelne Stellen aus der Mitte und Bruchtheile des Schlusses darstellen, sieht man, daß die Dichtung in ihrem ganzen Tone von dem gewöhnlichen der ernsten Epopöe durchaus abweichen sollte. Hans Sachsens Ton sollte mit dem der kraftgenialischen Zeit ineinander spielen; in einer scheinbar nachlässigen, oft burlesken Sprache sollten die ernstesten Wahrheiten, die strafendsten Satiren vorgetragen werden. Auf die kurze Introduction folgt zunächst eine Charakteristik des Haupthelden, der als „halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist" dargestellt wird. Dann werden die Priester der jüdischen Hauptkirche geschildert,

Die Priester, die vor so viel Jahren
Waren, als wie sie immer waren,
Und wie ein Jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt u. s. w.

Hiervon lenkt der Dichter wieder auf den Schuster und „seines Gleichen" zurück; und in dem Bilde, das er von ihnen entwirft, erkennt man die Brüdergemeinde und ihre Bestrebungen wieder, deren Schattenseiten ihm

nicht entgangen waren. Hierauf kommen sechs kurze Fragmente, die über den Gang des Gedichtes nur sehr schwache Andeutungen geben. Sodann nähern wir uns schon der Katastrophe bei den Versen:

> Der Vater saß auf seinem Thron,
> Da rief er seinen lieben Sohn . . .

Es verletzt, selbst bei dem burlesken Gesammtton, noch als ein greller Mißlaut, wenn es nun weiter heißt:

> Mußt' zwei- bis dreimal schreien.
> Da kam der Sohn ganz überquer
> Gestolpert über Sterne her
> Und fragt: Was zu befehlen? u. s. w.

Ob sich in solchen Stellen nicht eine muthwillige Opposition ausspricht gegen die Art und Weise, wie Klopstock und die seraphischen Dichter überhaupt solche Stoffe zu behandeln pflegten? Daß es unserm Dichter keineswegs darum zu thun war, seinem ganzen Gegenstande einen komischen Anstrich zu geben, sehen wir bald nachher an der Stelle, wo der Heiland sich entschlossen hat, nochmals in Menschengestalt auf Erden zu erscheinen. Wie edel und innig ist da Alles gehalten!

> Er fühlt in vollem Himmelsflug
> Der irdischen Atmosphäre Zug,
> Fühlt, wie das reinste Glück der Welt
> Schon eine Ahnung von Weh enthält.
> Er denkt an jenen Augenblick,
> Da er den letzten Todesblick
> Vom Schmerzenshügel herabgethan,
> Fing vor sich hin zu reden an:
> Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
> Gesegnet all', ihr meine Brüder!

Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder u. s. w.

Ungemein kräftig ist die Verderbniß geschildert, worin der Heiland die christliche Welt wiederfindet:

Wohin ach! ist der Geist, den ich entsandt!
Sein Weh'n, ich fühl's, ist all verklungen ...

Auch innerhalb des Schlusses sind noch bedeutende Lücken gelassen. So ging den Versen

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,

ohne Zweifel die Wanderung des Heilandes durch die katholische Christenheit voran. Würde es hier nicht an starken Ausfällen gefehlt haben, so kommt in dem Ausgeführten der Protestantismus und besonders die protestantische Geistlichkeit nicht besser weg; und von der Reformation heißt es in einer spätern Stelle:

Sie nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, weniger Grimassen machen.

Ueberhaupt würde die Geißel, die hier geschwungen werden sollte, manchmal scharf getroffen haben, und vielleicht nur, um die Bezüglichkeit seiner Satire etwas abzuschwächen, verlegte der Dichter die Wiederkehr des Herrn in's J. 3000.

Bekanntlich ist die Sage vom ewigen Juden von spätern Dichtern noch mehrfach dargestellt worden. Aber einen Bearbeiter in dem Sinne, wie ihn Gervinus ihr wünscht, einen Dichter, der sie in ähnlich großartigem Geiste behandle, wie Goethe die Faustsage, und sie zu einem Gefäße für die Entwicklungsgeschichte der christlichen Mensch-

heit, zu einem cultur- und kirchengeschichtlichen Weltepos gestalte, einen solchen Genius erwartet sie noch.

---

84. Die Geheimnisse.

Ein Fragment.

1784 und 1785.

Wie aus Goethe's Briefen an Frau von Stein hervorgeht, hat er das vorliegende Gedicht im Sommer 1784 auszuführen begonnen, und sich dann weiter im Frühjahr 1785 damit beschäftigt. Möglicher Weise reicht aber die Conception des Gedankens in noch frühere Zeit zurück. Ein Billet an Frau von Stein vom 24. Juni 1782 beginnt: „Heute Abends, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, bringe ich Dir meinen Schlüssel selbst", und am 17. September dessen Jahrs schrieb er ihr: „Ich versuchte nur den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken und stellenweise zu denken; es ginge wohl, wenn ich Zeit hätte und häusliche Ruhe", — eine Stelle, wobei Schöll gleichfalls an unsere Dichtung denkt. Vielleicht hing die erste Conception der Idee mit Lavater's Pontius Pilatus zusammen, wovon Goethe im Frühjahr 1782 die ersten Bogen vom Verfasser zugesandt bekam. Es ist wohl denkbar, daß er, um den „widrigen" Eindruck eines Theils dieser Schrift los zu werden, den Entschluß faßte, producirend dagegen zu reagiren und sich aus einer unerquicklichen Polemik in die heitere Region der Poesie zu erheben. Hierbei kam ihm sein damals noch herzliches Verhältniß zu Herder, dem Priester der Humanität, zu Statten. Hätte er die Dichtung vollendet, so

besäßen wir wohl in ihr auch ein Denkmal seiner Freundschaft mit Herder.

Es scheint für das Werk noch Einiges bestimmt gewesen zu sein, was Goethe in das Fragment nicht mit aufgenommen und theilweise anderswo verwendet hat. So schickte er am 24. August 1784 aus Braunschweig, wo er damals mit dem Herzog verweilte, am Schluß eines französisch geschriebenen Briefes folgende, für die Dichtung bestimmte Strophe an Frau von Stein:

> Gewiß, ich wäre schon so ferne ferne,
> So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
> Die mein Geschick an Deines angehangen,
> Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
> Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Und am 30. August schrieb er ihr: »J'ai écrit de nouveau quelques versets du poème qui m'est une grande ressource etc.«, wozu Schöll bemerkt: „Damals möchte für Die Geheimnisse die Octave entstanden sein, die viel später erst einzeln unter den vermischten Gedichten gedruckt wurde mit der Ueberschrift Für ewig (s. oben Nr. 51)." Frau von Stein besaß diese Strophe auf Einem Blatte mit derjenigen, die jetzt die zweite des Fragments bildet, und mit der erst 1827 unter die „Zuschriften und Erinnerungsblätter" gemischten, den Bilder-Scenen vom 15. März 1816 angehängten („Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet"). Außerdem erfahren wir noch durch Goethe's Briefe an Frau von Stein, daß die „Zuneigung" (Bnd. I, Nr. 1) ursprünglich zum Eingange unserer Dichtung

„statt der hergebrachten Anrufung und was dazu gehört", bestimmt war. Aus dem Mitgetheilten erklärt sich auch die Differenz, wenn Riemer von 48 Stanzen spricht, die Goethe im März 1785 fertig gehabt habe, während unser Fragment deren nur 44 enthält.

Die vorliegende Dichtung ist vor vielen andern Goethe'schen einer Interpretation würdig und bedürftig; würdig, der Bedeutsamkeit ihres Inhalts wegen, indem sie einen Klärungs- und Ruhepunkt bezeichnet, zu dem Goethe in seinen Ansichten über Religion und Christenthum nach den durch die Lectüre Spinoza's angeregten Gährungen und Umwandlungen gelangt war; bedürftig, weil der Dichter absichtlich das Ganze in einen mystischen Schleier gehüllt hat, und hier schon sein tiefer Hang zum Symbolisiren und Allegorisiren stark hervortritt, der sich in seinen spätern Dichtungen oft so ungebührlich geltend machte. Viele Leser hatten auch schon vergebens ihre Auslegungskunst an diesen „Geheimnissen" versucht, als Goethe im J. 1816, durch die Anfrage eines Vereins studirender Jünglinge veranlaßt, sich entschloß, über Plan und Zweck des Ganzen Einiges mitzutheilen. Wir dürfen einfach auf diese Erklärung verweisen, da sie dem zweiten Bande der Gedichte unter den „Noten" angehängt und daher dem Leser dieses Commentars zur Hand ist. So dankenswerth nun auch diese authentischen Eröffnungen sind, so lassen sie doch noch eine Reihe von Fragen unbeantwortet; und wenn uns gleich der Dichter im Beginne des Liedes die Warnung zuruft:

> Es glaube Keiner, daß mit allen Sinnen
> Das ganze Lied er je enträthseln werde:

so ist es doch Pflicht des Interpreten, eine möglichst vollständige Lösung der aufgegebenen Räthsel zu versuchen.

Zuerst nimmt aber der Schauplatz der Handlung unsre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Unter den Gebirgsmassen, die Catalonien in den wunderlichsten Formen und Windungen durchziehen, zeichnet sich ein Felsenberg aus, nicht allein durch seine Höhe, sondern auch durch die kühnen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen. An und auf dem Berge liegt das uralte vormals sehr angesehene Benedictinerkloster Montserrat (Sägenberg). Dieses bildet zum Theil nur den Mittelpunkt seiner Angehörigen, welche in dreizehn zerstreut umher liegenden Einsiedeleien leben, zu denen nicht ungefährliche, in den Fels gehauene schmale Stufen führen. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten; sie horsten, wie Adler, drei-, viertausend Fuß hoch über andern Menschenkindern. Maulesel bringen ihnen vom Kloster den nothdürftigen Lebensunterhalt. Die Stationen liegen so, daß man auf jeder den Schall der Glocken, die Töne der Orgel und den Chorgesang der Klosterkirche hören kann, in welcher sich nur an Festtagen alle zum Gottesdienst versammeln. Als Anachoreten vereinzelt lebend, sind sie zugleich nach Könobitenweise durch ein festes Band verbunden. Mit den Jahren rücken die Bewohner der Einsiedeleien immer tiefer herab bis in die dem Kloster zunächst liegenden; zuletzt kommen sie in das Kloster selbst, wo die Grabstätte sie alle vereinigt.

Wenn nun Göschel („Unterhaltungen über Goethe“) meint, dieses Kloster sei es, wo Bruder Marcus nach mühsamer Wanderung spät Abends anlange, so übersieht er Goethe's ausdrückliche Erklärung, daß der Ort der Handlung „eine Art von ideellem Montserrat sei“. Mag er auch mit dem Bilde des Montserrat wohlbekannt gewesen

sein, so braucht man doch nur die Schilderung der Localitäten in den Stanzen 4 bis 6 flüchtig zu betrachten, um zu erkennen, daß er sich an jenes Bild nicht gebunden hat. Er scheint einige Züge zu seinem Gemälde von den Anschauungen entlehnt zu haben, die er auf seiner Schweizerreise 1775 beim Hinaufsteigen nach Maria Einsiedeln gewann.

Fragen wir dann specieller nach dem Zweck der Reise, die Bruder Marcus „auf erhabenen Antrieb" unternommen, und nach dem Wortlaut der Sendung, die den versammelten Rittern „Trost und Hoffnung bringt": so ist ohne Zweifel anzunehmen, daß er sich darüber im weitern Verlauf der Dichtung näher aussprechen sollte; und da würde sich vermuthlich ergeben haben, daß Marcus an heiliger Stätte durch einen ihm selbst räthselhaften Orakelspruch „höherer Wesen" (Stanze 11), welche von dem Dasein jener Ordensgesellschaft und ihren Zwecken unterrichtet waren, den Befehl erhalten, durch die Welt zu wandern, bis er an gewissen ihm angegebenen Zeichen erkennen würde, daß er am Ziele seiner Wanderung sei. Hier würde ihm dann durch nochmalige Offenbarung der Befehl geworden sein, in die Stelle des Humanus einzurücken. Indem er im Eingange des Gedichts den Ordensrittern den erhaltenen Auftrag referirt, ist er in der Kindereinfalt seines Herzens weit entfernt, die Höhe seiner Mission zu fassen; wohl aber ahnen die Ordensritter den erhabenen Geist, der aus seinen Worten spricht:

Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt;
An Offenheit, an Unschuld der Gebärde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Was aber bedeutet das geheimnißvolle Bild, das er auf dem Bogen der Klosterpforte erblickt, das mit Rosen umschlungene Kreuz? Wollen wir hierauf antworten, so müssen wir zugleich, etwas weiter ausholend, über die Grundidee der ganzen Dichtung uns ein wenig deutlicher aussprechen, als es Goethe'n selbst beliebt hat.

Nach seiner Ansicht wäre ursprünglich eine Mannigfaltigkeit von Religionen durch die Mannigfaltigkeit von Himmelsstrichen, Stammesanlagen und Culturstufen bedingt. Jede Nation bedürfe einer völlig ihrer Eigenthümlichkeit angepaßten Gottesverehrung, um von dieser ganz ergriffen zu werden. Da aber hierbei auch der Culturstand eines Volks in Betracht komme, dieser jedoch etwas Wandelbares sei, so könne die Angemessenheit einer Religion, die Uebereinstimmung derselben mit der Eigenthümlichkeit und den Bedürfnissen einer Nation nur eine Zeit lang vollkommen sein. In dieser Epoche sei jede Religion eine heilige und würdige, sei, wie er sich selbst ausdrückt, „aller Ehren, aller Liebe werth“. Aber in dem Maße, wie die verschiedenen Völker zu einer höhern und reinern Bildung aufsteigen, müssen sie sich, trotz fortbestehender Verschiedenheit von Himmelsstrich, Landesnatur und Stammeseigenheit, einander annähern und einem mehr gemeinsamen Religionsbekenntniß entgegenreifen, welches ein reinerer Ausdruck des für alle Zeiten und Völker als wahr und heilig Geltenden, also des rein Menschlichen ist. Nun war aber Goethe, wie auch Schiller, der Ueberzeugung, daß zu einer solchen Weltreligion keine geeigneter sei, als die christliche, daß diese (wie Schiller sich ausdrückt) virtualiter die Anlage zu allem Höchsten habe; und so läßt denn auch unser Dichter über der Pforte des Gebäudes

welches die Vertreter jener verschiedenen Bekenntnisse in Eintracht und Liebe vereinigt, das Kreuz prangen. Doch nicht das Christenthum in der Gestalt, wozu es sich im Laufe der Zeit entwickelt oder vielmehr entstellt hat, eigne sich zu dieser hohen Bestimmung. Solle es wahrhafte Universal-Religion werden, so müsse es sich läutern, veredeln, verklären; zum Hohen und Heiligen, das ihm innewohne, müsse sich das Schöne gesellen; das Finstere, das ihm nicht ursprünglich eigen war, sondern allmählig aufgebürdet wurde, müsse es wieder von sich thun; es müsse eine heitere Religion werden, die nicht, weil sie das Jenseits als unsre Heimath betrachtet, das irdische Dasein für eine Zeit des Jammers und der Trübsal halte, sondern als wahres Evangelium die beglückende Lehre verkünde, daß wir jetzt wie immerdar, hier wie dort, in der Hand und am Herzen eines alliebenden Vaters ruhen; es müsse eine Religion der Duldung werden, nicht kleinlich ausschließend, nicht engherzig befangen, zwar unerschütterlich einig im Wesentlichen, aber freisinnig tolerant im Unwesentlichen, eine Religion, die nicht Verläugnung der Nationalität verlange, sondern eine erfreuliche Mannigfaltigkeit, eine schöne Gliederung des Einen großen Ganzen zulasse, kurz eine Religion der Liebe, der Freude und der Schönheit, — was alles durch die dem Kreuze zugesellten Rosen symbolisch angedeutet wird. Das heilige Leben dreifacher Strahlen, das der Mitte dieses so schön geschmückten Kreuzes entquillt, soll wohl das Wahre, Gute und Schöne bezeichnen, das unter dem Schutz einer solchen Religion herrlich gedeihen muß. Erkennt der schlichte Bruder Marcus auch nicht deutlich den Sinn dessen, was er staunend erblickt, so geht ihm doch die Ahnung eines neuen Lebens auf:

Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt.

Eine wichtige Frage ist ferner, wie sich Humanus und Marcus zu einander verhalten, was das Ablösen des Einen durch den Andern für einen Sinn habe. Wir antworten darauf kurz: Humanus ist der auf dem Wege langer und angestrengter Selbstbildung und Selbstbezwingung zu der hellen Höhe reiner Menschlichkeit, oder was für Goethe dasselbe ist, reiner Christlichkeit gelangte Mensch; Marcus ist das rein und unentzweit gebliebene Gemüth, das den Kinderfrieden, die Liebe zu Gott und den Menschen, die der Schöpfer in's Herz legte, treu bewahrt hat, das in seiner Einfalt fühlt und liebt, „was kein Verstand der Verständigen sieht", das ein Glück fortdauernd besessen und genossen, welches dem Humanus erst als der Preis vieler Mühen und Kämpfe geworden. Darin nun, daß dieser dem Humanus in seiner hohen Stellung folgt, liegt etwas sehr Bedeutsames. Jene reine Menschlichkeit und Christlichkeit erschien bisher nur in wenigen Einzelnen, und zwar nur als die Frucht heißer Mühe und Arbeit; von nun an soll sie Gemeingut der bewußtloser hinlebenden Menge werden, soll von dem Boden des hellen Bewußtseins in den des dunklern Gemüthslebens verpflanzt werden, wo sie eine vollere, lebensreichere Ernte verheißt; sie soll die Jugend, wie das Alter durchdringen, soll vom Vater auf Sohn und Enkel sich fortpflanzen und nicht von Jedem stets auf's Neue errungen werden. Auf diesen Unterschied weist das Fragment in manchen Stellen deutlich genug hin. So lange Humanus das Haupt der Gesellschaft war, wurden nur Greise in sie aufgenommen, die, wie die über ihren Betstühlen hängenden Schilde, Waffen,

Fahnen und Ketten andeuten, ein thatenreiches Leben hinter sich hatten:

> Du siehest alle hier mit grauen Haaren,
> Wie die Natur uns selbst zur Ruhe wies;
> Wir nehmen keinen auf, den, jung an Jahren,
> Sein Herz zu früh der Welt entsagen hieß.
> Nachdem wir Lebens-Lust und Last erfahren,
> Der Wind nicht mehr in unsre Segel blies,
> War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
> Getrost, daß wir den sichern Hafen fanden.

Daß es unter dem Bruder Marcus, den wir uns noch in kräftigen Jahren denken müssen, anders werde gehalten werden, unterliegt keinem Zweifel; die Gesellschaft wird, wenn auch von würdigen Greisen geleitet und berathen, Mitglieder jedes Alters, Geschlechts und Standes zählen. Es wird ausdrücklich von Humanus gesagt, daß er seinen Werth größtentheils sich selbst verdanke; man könne ihn mit Freuden Andern zeigen

> Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Anders der fromme, treue Bruder Marcus, dessen Bild ohne Zweifel im Verfolg der Dichtung noch weiter würde ausgeführt worden sein, ein Mann, von dem Schiller gesagt haben würde, daß er „nie den schützenden Engel verloren,

> Nie des frommen Instincts liebende Warnung verwirkt."

Wir heben noch hervor, welche Tugend vor allen Humanus in sich zu entwickeln strebte; es ist dieselbe, die Marcus still und fast bewußtlos übt, dieselbe, die in Schiller's Kampf mit dem Drachen als die Krone aller Rittertugenden gepriesen wird. Und ganz im Geist dieser Ballade, welche Gehorsam und christlich-demüthige Selbst-

bezwingung der ritterlichen Tapferkeit gegenüber als das Größere und Rühmlichere verherrlicht, heißt es in unserer Dichtung:

> Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
> Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Der Leser könnte über unser Stück noch so manche Frage an den Interpreten stellen, daß die Antworten, gehörig begründet, zu einem Büchlein anschwellen müßten. Wir beschränken uns darauf, noch ein Räthsel zu besprechen: die seltsame Erscheinung der drei fackeltragenden Jünglinge. Eine wunderliche Deutung hat Göschel in seinen Unterhaltungen über Goethe gegeben:

> Jetzt stirbt Humanus, der, vom Wort durchdrungen,
> Das Mensch geworden, neu als Mensch geboren,
> Der Menschheit Urbild wiederum errungen,
> Und wie? dräng's doch in Aller Herz und Ohren!
> Er hat das eigne Selbst, das trennt, bezwungen,
> Und Gott als eignes Eigenthum erkoren.
> Wer sich bezwingt, bezwingt auch Bär' und Drachen;
> Solch Wappen mahnt zu beten und zu wachen.
> Und eben in der Nacht, da er verschieden,
> Verschieden mit des Morgens ersten Zeichen
> Der Engel drei, die ihn vereint hienieden
> Begleitet. Leib und Seel' und Geist, sie steigen
> Schon auf. Seht, wie zu neuem Bund in Frieden
> Sie, eh sie schwinden, sich die Hände reichen!
> Indem sie noch die Fackeln abwärts neigen,
> Graut Ostern schon zu neuem Lebensreigen.

Es ist in dem Fragment so wenig, als in Goethe's Eröffnungen über das Gedicht gesagt, daß Humanus an dem Morgen bereits verschieden, auch nicht, daß dieser Morgen schon der des Ostertages gewesen sei; Goethe erklärt nur,

daß die ganze Handlung in der Charwoche vorgehen, und Ostern erst den Schluß der Dichtung bezeichnen sollte. Auch ist die Deutung im Ganzen zu mystischer Art, als daß sie befriedigen könnte. Ich denke, es sei eine einfachere und natürlichere Annahme, daß in der Nacht unter Leitung der Ordensgesellschaft eine religiöse Feier im Geiste der neuen Religion, also mit heiter festlichem Cultus, begangen worden sei, von der die drei Jünglinge zurückkommen. Der Schall, den Bruder Marcus hörte, war

> Nicht Schall der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
> Ein Flötenton mischt sich von Zeit zu Zeit;
> Der Schall, der seltsam ist und schwer zu deuten,
> Bewegt sich so, daß er das Herz erfreut,
> Einladend ernst, als wenn sich mit Gesängen
> Zufriedne Paare durcheinander schlängen.

Die Jünglinge kommen in weißen Festgewändern, das Haupt mit Blumenkränzen geschmückt, den Gurt mit Rosen umwunden:

> Es scheint, als kämen sie von nächt'gen Tänzen,
> Von froher Mühe recht erquickt und schön.
> Sie eilen nun und löschen, wie die Sterne,
> Die Fackeln aus, und schwinden in die Ferne.

Hier hat Goethe auch die Fackel seiner Dichtung erlöschen lassen. Wie Schade, daß er sie später nicht wieder anzuzünden vermocht! Schöll meint: „Dieses romantisch-mystische Epos fallen zu lassen, ward Goethe gewiß durch die unerquicklichen Eindrücke bestimmt, die Jacobi's theologische Controversphilosophie (in den Briefen über Spinoza's Lehre) auf sein Wesen machten. Er fühlte um so deutlicher seine Entfernung von abstracter Theologie und ging um so entschiedener weiter in seinem Gottesdienst einer stillen Beachtung

der Naturgesetzmäßigkeit.“ Es bleibe dahin gestellt, ob dieses, oder Mangel an Muße das Werk in's Stocken gebracht; jedenfalls ist es zu bedauern, daß es ihm nicht gelang, in jener Zeit die Dichtung durchzuführen. Später ward ihm die Vollendung derselben eine Unmöglichkeit. Denn in Italien entwickelte sich in ihm eine, man darf sagen, feindselige Stimmung gegen das Christenthum, worin er Männer, wie Lavater, Claudius und selbst Jacobi, als Gegner seiner Natur-Religion, innerlich mit Unwillen und Hohn von sich stieß; und als in spätern Jahren diese Erbitterung wieder einer mildern Gesinnung Platz gemacht hatte, sprudelte der Born seiner dichterischen Productivität nicht mehr frisch und voll genug, um eine so große Composition würdig zu Ende zu führen.

Kunst.

Goethe hat lange zwischen Poesie und bildender Kunst geschwankt. Schon von seinem Vater her war ihm Interesse für Gemälde und Kupferstiche angeboren, oder anerzogen. Er lernte früh mit Zirkel und Lineal umgehen, und indem er den Unterricht in Geometrie, den er genoß, sogleich praktisch anzuwenden trachtete, versuchte er sich Behufs der Decorationen eines Puppentheaters in allerlei complicirten Papparbeiten, die freilich nicht immer zu Ende geführt wurden. Als während des siebenjährigen Krieges der kunstliebende französische Graf Thorane in seinem Elternhause einquartirt wurde, verwandelte sich des Knaben Studir-

stube in ein Atelier, und es wurden die Frankfurter Maler, besonders aber Seekatz aus Darmstadt, für den Grafen in Thätigkeit gesetzt. Goethe, mit den meisten derselben schon bekannt, war bei den Berathschlagungen, Bestellungen und Ablieferungen zugegegen und sprach frisch seine Meinung darein. Nach dem Abzuge der Franzosen erhielt er täglich eine Stunde Zeichenunterricht, freilich nur von einem „Halbkünstler" und ohne rechte Folge und Methode. Zugleich ertheilte ihm ein Freund seines Vaters weiteren Unterricht in der Mathematik, wodurch er in Stand gesetzt wurde, seine architektonischen Risse genauer auszuführen. Auch dauerte der Verkehr mit Malern fort, denen sein Vater noch immer Bilder in Bestellung gab. So gewöhnte er sich dann mehr und mehr, die ihm vorkommenden Gegenstände mit künstlerischem Blicke zu betrachten. Daher, als er nach dem Verlust seiner ersten Geliebten, kurz vor dem Abgang zur Hochschule, einsam durch Wald und Felder schweifte, trat diese halb natürliche, halb erworbene Gabe lebhaft hervor, und er begann, obwohl ihm die nöthige technische Vorbildung fehlte, nach der Natur zu zeichnen. Er gewann dadurch eine große Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, faßte sie jedoch nur im Ganzen, insofern sie Wirkung thaten, und so wenig ihn die Natur zu einem descriptiven Dichter bestimmt hatte, eben so wenig wollte sie ihm die Fähigkeit eines Detailzeichners verleihen. Sein Vater suchte die Bestrebungen möglichst zu fördern. Er umzog die unvollkommenen Skizzen mit Linien, schnitt die unregelmäßigen Blätter zurecht, legte eine Sammlung derselben an und nährte dadurch, wenn er auch des Sohnes Talent nicht zu steigern vermochte, doch allmälig in ihm den Sinn für Ordnung.

Auf der Universität zu Leipzig hatte vor Allen Oeser einen großen Einfluß auf seinen Kunstsinn, ohne ihn jedoch in der Ausübung der Kunst bedeutend zu fördern. Wie Oeser selbst bei schönen Anlagen die Technik nicht genugsam geübt hatte, so wirkte er auch als Lehrer bei Goethe mehr auf Geist und Geschmack, und versäumte darüber, ihn, „der an Gegenständen der Kunst und Natur nur so hindämmerte", zu einer strengen und folgerechten Praxis anzuhalten. Vielleicht ging aber Oeser's Verfahren auch aus der Ansicht hervor, daß Goethe nicht zum ausübenden Künstler berufen sei. Dieser wurde indeß, weil es ihm doch eigentlich um das Ausüben zu thun war, allmälig etwas mißmuthig, und da ein ausdauernder Fleiß ohnehin nicht seine Sache war, so wandte er sich nach und nach mehr der Kunstgeschichte zu und wurde hierbei von Oeser unterstützt, der ihm manches Portefeuille der Leipziger Sammlung zur Durchsicht verschaffte. Der junge Kunstliebhaber hätte kaum irgendwo in Deutschland ein günstigeres Terrain finden können, als in Leipzig. Zahlreiche Kenner und Freunde der Kunst, wie Huber, Kreuchauf, Winckler, Richter, lebten und wirkten hier in Einem Sinne, und dem strebenden reichbegabten Jünglinge stand der Zutritt in ihre Kreise und zu ihren Schätzen jederzeit offen.

Indem er sich nun aber, bei so reicher Gelegenheit zur Anschauung, nach einem festen Halt für Begriff und Erkenntniß umsah, fiel zur rechten Zeit durch Lessing's Laokoon ein helles Licht in die bisherige Dunkelheit. Mit steigender Begeisterung studirte er die Schrift und erfreute sich eines „überschwänglichen Wachsthums" der Einsicht. Aber wie diese zunahm, fühlte er immer mehr das Bedürfniß, einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken,

und so beschloß er, der Dresdener Gemäldegalerie mehrere Tage zu widmen. Der Eindruck, den sie auf ihn machte, war außerordentlich; besonders wirkten solche Stücke auf ihn, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davontrug, wogegen er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben annahm. „Was ich nicht als Natur ansehen“, sagte er selbst, „nicht an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam.“ Für die Auffassung der umgebenden Wirklichkeit war aber sein Auge durch die Betrachtung jener Meisterwerke so künstlerisch angeregt, daß er im Hause eines Schusters, bei dem er in Dresden sich einquartiert hatte, und sonst überall Bilder von Ostade und Schalken zu erblicken glaubte.

Auch die Kupferstecherkunst reizte Goethe durch die Reinlichkeit ihrer Technik zu Uebungen und Versuchen. Unter Anleitung des Kupferstechers Stock in Leipzig radirte er nicht ohne Glück einige Landschaften von Thiele und Andern, von denen sich ein paar Blätter erhalten haben. Die menschliche Figur schreckte ihn nach seinem eigenen Geständniß noch durch ihre Unfaßlichkeit von der Nachbildung ab. Das Radiren und Zeichnen setzte er zu Frankfurt, vor dem Besuch der Straßburger Universität, noch eine Weile fort, worauf aber alle Uebungen in bildender Kunst eine geraume Zeit geruht zu haben scheinen.

Wie sehr ihn zu Straßburg die herrliche Münsterkirche und die gothische, oder, wie er sie nannte, deutsche Baukunst überhaupt beschäftigte, würde schon der Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ hinreichend bezeugen, wenn er es nicht in der Selbstbiographie so eingehend erzählt hätte. Dort sah er auch, bei Gelegenheit der Durchreise der Königin

Marie Antoinette, zum ersten Mal ein Exemplar jener nach Raphael's Cartons gewirkten Teppiche, und „dieser Anblick", sagt er, „war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte."

Auf seiner Rückreise von einem Ausfluge nach Saarbrücken im Juni 1771 ward er in dem Orte Niederbrunn vom Geist des Alterthums angeweht, als ihm dort „Reste von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften aus Bauerhöfen mitten zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräth wunderbar entgegenleuchteten". Dann besuchte er bei der Heimkehr von Straßburg in Mannheim den Antikensaal und ward hier zuerst von der Herrlichkeit der antiken Statuen lebhaft ergriffen. Apoll von Belvedere, Laokoon, der sterbende Fechter und die Gruppe von Kastor und Pollux fesselten ihn vor allen. Die Eindrücke, die sie auf ihn machten, blieben für die nächsten Jahre ohne bedeutende Folgen, trugen aber dafür in späterer Zeit um so reichere Früchte. Auch von antiker Architektur ward ihm in Mannheim wieder ein Vorschmack zu Theil. Er fand den Abguß eines Capitäls der Rotonda und begann beim Anblick jener so ungeheuern als eleganten Akanthblätter in seinem Glauben an die nordische Baukunst etwas wankend zu werden.

In den Jahren, die Goethe nun weiter zu Frankfurt, Wetzlar und auf kleinen Ausflügen zubrachte, beschäftigte er sich nur zu Zeiten mit Zeichnen, Malerei und bildender Kunst überhaupt. Auf einer Wanderung durch's Lahnthal stieg noch einmal der alte Wunsch in ihm auf, die malerischen Punkte der Landschaft würdig nachahmen zu können; und durch ein in den Fluß geschleudertes Messer suchte er sich ein Orakel zu verschaffen, ob er jene Bemühungen wieder

aufnehmen solle. Das Orakel war zweideutig, aber er legte es zu seinen Ungunsten aus und ward so in diesen Uebungen noch unterbrochener und fahrlässiger. Bei einzelnen Anlässen trat jedoch die alte Neigung wieder lebhaft hervor, so namentlich auf einer bald darauf folgenden Rheinfahrt von Coblenz nach Mainz, wobei er fleißig zeichnete und sich dadurch die herrlichen Uferlandschaften fester einprägte.

In Frankfurt warf sich dann sein durch die Natur geschärfter Blick wieder eine Zeit lang auf die Kunstbeschauung, wobei ihm besonders der Maler Nothnagel Hülfe leistete. Da es ihm zur Leidenschaft geworden war, die Natur in der Kunst zu sehen, so zeigen ihn auch in den Frankfurter Sammlungen besonders die Werke der niederländischen Meister an. Um ihn aber auch in die Praxis einzuführen, räumte ihm Nothnagel ein Cabinet mit allem zur Oelmalerei Nöthigen ein; und wirklich führte Goethe Einiges zur Ueberraschung des Lehrers glücklich aus. Weil er indeß nach Dilettantenart sich nun gleich am Schwersten versuchte, gerieth er wieder in's Stocken. Um jene Zeit kaufte er sich von Italienern, welche die Messe bezogen, ein kleines Museum von Gypsabdrücken antiker Köpfe zusammen und suchte dadurch den großen in Mannheim gewonnenen Eindruck sich lebendig zu erhalten.

Zu höherer Aufmerksamkeit auf das Menschenantlitz ward er durch den Verkehr mit Lavater hingelenkt. Das Portraitiren seiner Freunde und Bekannten im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide übte er sehr lebhaft in der Zeit, wo er im Prometheus das Bild eines sich von Göttern und Menschen absondernden Künstlers darstellte; Dichten und Bilden ging damals unaufhaltsam nebeneinander. Wenn er dictirte oder sich vorlesen ließ,

entwarf er die Stellungen der Schreibenden und Lesenden mit ihrer Umgebung. Das Unzulängliche jedoch dieses Abbildens bald fühlend, griff er wieder zu Sprache und Rhythmus, die ihm besser zu Gebote standen, und dichtete Kunstlieder.

Damit hätten wir unserm Leser Goethe's Verhalten zur bildenden Kunst bis dahin, wo die früheren der unter der Rubrik „Kunst" zusammengestellten Lieder entstanden, übersichtlich dargelegt. In diesen Liedern fühlt er sich noch als Künstler, aber als einen solchen, der, was ihm die Seele lebendig füllt, nur stotternd zu sagen vermag, dem die innere Schöpfungskraft in den Fingerspitzen nicht nach Wunsch bildend werden will. Später, in Italien, kämpfte er noch einmal energisch den innern Kampf der Entscheidung zwischen plastischer Kunst und Poesie, kämpfte ihn aber glücklich zu Ende, und wandte sich nun entschlossen der Dichtkunst zu. Erst in noch späterer Zeit, als er die dichterische Productionskraft allmälig in sich abnehmen fühlte, und die Aufregungen der politischen Welt ihm tagtäglich unheimlicher wurden, flüchtete er sich wieder auf das friedliche Gebiet der plastischen Kunst, aber nur als sinnig theilnehmender Beobachter, Beurtheiler und Förderer, nicht mit dem Gedanken, als ausübender Künstler noch etwas leisten zu können.*)

---

85. Die Nektartropfen.

Wahrscheinlich 1781.

Goethe ließ in der Göschen'schen Ausgabe (1789) dies Gedicht auf das An die Cicade (vgl. die Bemerk. oben

*) Zum letzten Male beschäftigte er sich ernstlicher mit Zeichnen im J. 1810 einige Monate hindurch (s. Goethes Annalen unter dem J. 1821).

zu Nr. 48) folgen. Man erkennt daraus, wie vollkommen er sich sogleich den Ton Anakreon's angeeignet hatte. Durchaus antik und doch auch wieder ächt Goetheisch fühlt man sich angesprochen, wenn es heißt: Als Minerva heimlich eine Nektarschale den Menschen des Prometheus vom Himmel herabbrachte,

Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die gold'ne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Das Gedicht ist eine liebliche Paramythie, welche die Idee versinnlicht, daß alle Kunsttriebe und Kunstanlagen Himmelsgaben und göttlichen Ursprungs sind.

---

86. Der Wanderer.

1771.

Im Juni 1831 schickte Zelter an Goethe ein Excerpt aus einem Briefe von Felix Mendelssohn, datirt „Neapel, den 7. Mai 1831“. Es heißt darin: „Von dem Gedicht Gott segne Dich, junge Frau behaupte ich das Local aufgefunden zu haben; ich behaupte sogar, daß ich bei der Frau zu Mittag gegessen; aber natürlich muß sie jetzt ganz alt, und ihr saugender Knabe ein stämmiger Vignerol

geworden sein, und an beiden fehlte es nicht. Zwischen Pozzuoli und Bajä liegt ihr Haus, eines Tempels Trümmer, und nach Cuma ist es drei Meilen gut.“ Goethe antwortete darauf: „Was Du nicht verrathen mußt, ist, daß jenes Gedicht Der Wanderer im J. 1771 geschrieben ist, also viele Jahre vor meiner italienischen Reise. Das aber ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich sich daran erfreuen muß.“ Hiermit übereinstimmend heißt es in dem Aufsatz über Tischbein's Idyllen, daß er das Gedicht geschrieben, „ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben“. Den ersten Anstoß mögen ihm die oben in der Einleitung erwähnten Eindrücke gegeben haben, die er auf seiner Rückreise von Saarbrücken nach Straßburg im Juni 1771 zu Niederbrunn empfing. In seiner ersten Gestalt scheint dann das Gedicht im Spätjahr 1771 entstanden zu sein; denn im Frühjahr 1772 theilte er es bereits dem Kreise seiner Darmstädter Freunde mit. Im Sommer 1772 muß es zu Wetzlar noch einmal um- oder durchgearbeitet worden sein; denn im Frühjahr 1773 schrieb Goethe an Kestner: „Etwas verdrießt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechts wegen Niemand besser verstehen sollte, als ihr. Ich möchte es euch so gern schicken, habe aber keine Abschrift mehr davon. Boie hat eine durch Mercken, und ich glaube, es wird in den Musenalmanach kommen. Es ist überschrieben Der Wanderer und fängt an: Gott segne Dich, junge Frau.“ Als im September 1773 der Göttinger Musenalmanach auf das folgende Jahr erschien, schrieb er weiter an Kestner: „Heute früh habe ich von Falcken einen

Brief bekommen mit den ersten Bogen des Almanachs. Du wirst auf S. 15 den Wanderer antreffen, den ich Lotten an's Herz binde. Er ist in meinem Garten an einem der besten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen, und in einer ruhigen Genüglichkeit, all' eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn Du's recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte; Du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hundertmal bei ihr gefühlt, erkennen." Der Leser wird nach einer nähern Betrachtung des Gedichtes das hier von Goethe Gesagte selbst auf das rechte Maß zurückzuführen wissen.

Ein Wanderer, ein begeisterter Verehrer antiker Kunst, auf classischem Boden reisend, kommt gegen Abend in eine einsame Gegend und findet hier eine junge Frau, mit einem Säugling an der Brust, an einer Felswand im Schatten eines Ulmbaums sitzen. Ermüdet läßt er sich an ihrer Seite nieder. Sie erkundigt sich nach seinem Gewerbe, das ihn durch solche Hitze treibe, und ist geneigt, ihn für einen Tabuletkrämer zu halten, der Waaren aus der Stadt im Lande herumbringt. Ihre Frage erwidert er verneinend mit Lächeln und bittet die Frau, ihm den Brunnen zu zeigen, woraus sie zu trinken pflege. Sie heißt ihn einen Felsenpfad hinauf durch Gebüsch ihr vorangehn. Beim Hinaufsteigen findet er Steine, die auf „ordnende Menschenhand" hindeuten, höher hinan einen moosbedeckten Architrav, für ihn ein Zeichen, daß hier der Geist der bildenden Kunst gewaltet, weiterhin eine Inschrift, deren Worte bis zur Unleserlichkeit weggewandelt sind. Die junge Frau erstaunt über seine warme Theilnahme an diesen Steinen und deutet auf ihre nun bald erscheinende Hütte auf der Höhe, wo sich

der Steine viele finden. Mit einem Ausruf der Ueberraschung erkennt er in der Hütte die Trümmer eines Tempels. Während die Frau das Trinkgefäß holt, ergießt sich seine Wehmuth über die Unempfindlichkeit, womit die Natur das Kunstwerk der Menschenhand zertrümmert und mit ihrer Vegetation überwuchert. Unterdessen ist die Frau mit dem inzwischen eingeschlafenen Säugling zurückgekehrt und übergibt diesen dem Fremdling, um Wasser schöpfen zu gehen. Jetzt zieht das in Fülle der Gesundheit schlummernde Kind seine Aufmerksamkeit auf sich. Für den über Resten einer heiligen Vergangenheit geborenen Knaben weiß er keinen bessern Wunsch, als daß der Geist dieser Vergangenheit über ihm ruhen, und er dereinst als Künstler vor seinen Gesellen leuchten möge. Die Frau kann dem Fremdlinge zum frischen Trunk nur ein Stück Brod bieten, lädt ihn aber ein, bis zur Rückkehr ihres Mannes zu bleiben und ihr Abendbrod mitzugenießen, und gibt ihm mit kurzen Worten eine Anschauung ihres einfachen Lebenslaufs. Das Gefühl des stillen Glücks, das aus ihren Worten athmet, ergreift den Wanderer. Er versöhnt sich mit der Natur, die er eben unempfindlich genannt; er erkennt, daß sie jedes Wesen zu einem specifischen Lebensglück, zum Genusse der Gegenwart geschaffen hat, und daß sie die an den Kunstwerken angerichtete Zerstörung durch eine Fülle von Leben, welches sie aus dem Schutt hervorbrechen läßt, wieder vergütet. Von dieser Betrachtung noch erfüllt, vergißt er beim Abschied nach dem Wege zu fragen, und erst der Nachruf der Frau: Glück auf den Weg! erinnert ihn, daß er des Weges unkundig ist. Nach erhaltener Auskunft wandert er fort und spricht im Weitergehen noch den Wunsch aus, es möge auch ihn nach seiner Wan-

derung über Gräber heiliger Vergangenheit eine trauliche Hütte und ein glückliches unverkünsteltes Weib, den Knaben auf dem Arm, empfangen.

Das Versmaß, in welches der Dichter diesen Stoff gekleidet, könnte man ein plastisch-lyrisches nennen. In wechselnden, bald jambischen, bald trochäischen und daktylischen Rhythmen schmiegt es sich dem herrlichen Inhalte, wie ein weiches, leichtes Gewand einem schönen, blühenden Körper an. Von der Prosa, auch noch von der sogenannten poetischen Prosa, unterscheidet es sich nicht bloß durch den bestimmter hervortretenden Numerus, sondern noch mehr durch den syntaktischen Bau, durch kürzere Satzglieder, die sich dem Umfange nach einander mehr entsprechen, wenn gleich die Verse nicht genau in der Zahl der Hauptaccente, und noch weniger in der Sylbenzahl übereinstimmen. Die Form der Darstellung ist dialogisch, das Gespräch lebendig und leicht, das Ganze bildet eine anmuthige dramatische Scene. J. G. Jacobi's Tadel, den er in Wieland's Merkur über das Gedicht aussprach, scheint mir durchaus ungegründet; er wünschte ihm einen leichtern Ausdruck und geschmeidigern Dialog. Auch was er weiter hinzusetzte, daß die Rede des Fremdlings zuweilen ohne Noth geheimnißvoll sei, kann nicht zugegeben werden; für die Frau ist sie allerdings stellenweise geheimnißvoll, aber für diese kann und soll sie auch nicht durchweg klar sein; der noch unentzweiten bloßen Natur ist das streit- und drangvolle innere Leben der Culturwelt ein tiefes Geheimniß.

Die Zeit, die Oertlichkeit, die ganze äußere Situation ist mit meisterhafter Kunst, ohne Hülfe erzählender oder beschreibender Partien, bloß durch natürlichen und leichten Gesprächswechsel vor unser geistiges Auge gestellt. Alles

ist Bild, Bewegung, Leben, Empfindung, kein müßiges Wort! Die Regel, welche Goethe der vorliegenden Rubrik „Kunst“ als Motto vorgesetzt: „Bilde, Künstler, rede nicht! Nur ein Hauch sei Dein Gedicht“, hat er hier treulichst befolgt. Auf welch beschränktem Raume, mit welch geringem Aufwande von Worten sind die wechselnden Bilder hingezeichnet: die junge Frau, den Säugling an der Brust, an der Felswand im Ulmbaumschatten, neben ihr der Reisende sich niederlassend, die Bürde abwerfend, die er durch des Tages Hitze den staubigen Pfad her getragen, — und nun das ganze Local, das sich wie in Hermann und Dorothea successiv vor den handelnden Personen entwickelt.

Diese eminent plastische Darstellungsweise verdient, daß man einen Augenblick bei ihrer Betrachtung verweile. Sie ist um so mehr zu bewundern, da sie nirgend anspruchsvoll hervortritt, sich überall dem Lyrischen bescheiden unterordnet. Schon gleich die ersten Worte des Wanderers malen, und verrathen doch nicht im Geringsten die Absicht des Schilderns. Dann müssen wir, außer der bereits angedeuteten successiven Vorführung des Locals, noch den doppelten Kunstgriff rühmen, wodurch Goethe den Eindruck, den der Anblick der Tempeltrümmer macht, zu steigern gewußt hat. Erstens spannt er die Erwartung stufenweise; die „Spuren der ordnenden Menschen“, welche die Ahnung wecken, der moosige Architrav, der schon deutlich das Gepräge des bildenden Geistes trägt, die verloschene Inschrift, worauf nach der ältesten Lesart noch ein Paar die Neugier reizender Worte zu lesen war, bilden eine Gradation; dann hat der Dichter auch dadurch, daß er den Felsenpfad durch „ein Gebüsch“ hinaufleitet, die Ueberraschung erhöht. Und nun wird die Schönheit der Ruinen durch ihre Wirkung auf

den **Beschauer**, durch die Begeisterung, in die ihr Anblick ihn versetzt, auf's kräftigste dargestellt. Aber auch da, wo er in eine detaillirte Schilderung der Trümmer eingeht, ist die Beschreibung meisterhaft, — anschaulich und zugleich von Empfindung ganz durchwärmt, — plastisch und lyrisch zugleich in hohem Grade:

> Epheu hat Deine schlanke
> Götterbildung umkleidet.
> Wie Du emporstrebst
> Aus dem Schutte,
> Säulenpaar!
> Und Du, einsame Schwester dort,
> Wie ihr,
> Düst'res Moos auf dem heiligen Haupt,
> Majestätisch trauernd herabschaut
> Auf die zertrümmerten
> Zu euren Füßen,
> Eure Geschwister!

Hierbei ist nicht zu verkennen, daß ihm das gewählte Versmaß trefflich zu Statten kam, welches sich allen Wendungen des Gedankens leicht und gefällig anschmiegt; namentlich stellt manchmal ein sehr kurzer Vers eine Idee, ein Bild bedeutsam hin, wie oben durch den fünften der mitgetheilten Verse die Einsamkeit des Säulenpaars so schön versinnlicht wird. — Dann folgt eine Gruppe ganz anderer Art, und doch mit dem Vorhergehenden durch den Empfindungsgehalt verbunden: der Knabe in dem Arme des Fremdlings, welcher sich am Anblick seines holden Schlummers labt und seinen Weihesegen über den an kunstgeheiligter Stätte Geborenen ausspricht; dann ferner die mit dem Trinkgefäß zurückkehrende Frau, — alles Bilder von so antik einfachem und edlem Charakter, daß man wohl die enthusiastische

Vorliebe begreift, welche die Malerin Angelika Kaufmann nach einer Mittheilung von Matthisson (Morgenblatt, 1810, Nr. 52) für unser Gedicht gehegt.

Suchen wir dann tiefer in das Innere desselben einzudringen, so gewahren wir einen sehr bedeutsamen Gehalt. Wir erkennen das Gedicht als ein symbolisches, insofern es ein großes, weit und tief eingreifendes Verhältniß, den Gegensatz der Cultur und Natur, in einem einzelnen schön begränzten Gemälde veranschaulicht. Ein Zögling der Cultur, oder specieller ein Verehrer der antiken Kunst wird einem einfachen Zöglinge der Natur gegenübergestellt; zwei ganz verschiedene Weltanschauungen werden dargelegt, anfangs, wenn auch nicht feindlich einander entgegenstehend, doch durchaus voneinander geschieden, allmälig aber sich freundlich annähernd, zuletzt gänzlich versöhnt, und zwar in der Weise, daß der Zögling der Cultur sich zur einfachen Weltansicht des Naturkindes bekehrt, oder wenigstens sich das Vollglück des Naturzöglings zum Ziel seiner Wünsche und seines Strebens setzt.

Wie aber und durch welche Mittel hat der Dichter diesen Gegensatz und seine Auflösung versinnlicht? Zuvörderst hat er eine junge Frau zur Repräsentantin der bewußtlos schönen Natur, einen rüstigen, strebenden Mann zum Träger des Culturlebens gemacht, — so wie auch Schiller in ähnlichem Sinne die beiden Geschlechter in der „Frauenwürde" in Gegensatz gestellt hat. Das Bild der Frau und ihres Lebens ist in einfachen, nicht gehäuften, aber sehr charakteristischen Zügen ausgeführt. Gleich anfangs wird sie als eine junge Frau bezeichnet, die sich wohl zum ersten Male des Mutterglücks erfreut; sie erkundigt sich mit unbefangener, nicht zudringlicher Neugier nach dem

Geschäft des Fremdlings und zeigt schon durch ihre Frage, daß sie von seinem innern Leben keine Ahnung hat; ihre Gefälligkeit, womit sie dem Wanderer den Trinkbrunnen zeigt, ist in ruhiger, antik naiver Weise dargestellt. Ein schöner Zug ist dann weiter das treuherzige Vertrauen, womit sie ihm ihr Liebstes, ihren Knaben, zur Verwahrung übergibt, — und wie objectiv, wie frei von jeder Sentimentalität ist hier Alles gehalten! Mit derselben ächt antiken Enthaltsamkeit ist ihre Freude an dem schlafenden Knaben nur durch ein paar für die Phantasie productive Striche gezeichnet, desgleichen ihre wachsende Zuneigung zu dem Fremdling, als sie bei ihrer Rückkehr sein Auge liebevoll auf ihrem Kinde ruhen sieht, so wie die Offenheit, womit sie ihm ihre Anmuth gesteht, die herzliche Gastfreundschaft, mit der sie ihn zum Abendimbiß einlädt, und ihr Verdruß, daß er nicht bleiben will. — Ist in dem Bilde der Frau Alles Natur, Bewußtlosigkeit, antike Naivetät, so fehlt es dem Charakter des Wanderers nicht an sentimentalen modernen Zügen, obgleich die Darstellungsweise auch hier antik einfach zu nennen ist. Sein Sinnen und Trachten ist anfänglich fast ganz der Kunst und dem Alterthum zugewandt; Natur und Gegenwart sprechen ihn nur oberflächlich an; ja er kann der Natur beinahe zürnen, daß sie das Kunstwerk des Menschen so mitleidlos zerstört.

Wodurch ist nun die Annäherung dieser Stimmung zu der des glücklichen Weibes vermittelt worden? Es hätte kaum schöner geschehen können, als durch das Kind. Dieses lenkt die Aufmerksamkeit des Fremdlings von den Tempeltrümmern auf sein frischblühendes Leben ab. Aber noch ist der Wanderer zu voll von dem Eindrucke, den die Ruinen auf ihn gemacht. Kaum hat er sich eine Weile

an dem Anblick des holden Schlummers, der himmlischen Gesundheit, worin der Knabe „schwimmt", geweidet, so denkt er sogleich daran, daß das Kind über Resten einer heiligen Vergangenheit geboren sei, und wünscht, daß ihr Kunstgeist über ihm ruhen möge. Doch sein Herz, sein Auge öffnet sich nun immer mehr der Schönheit der umringenden Natur:

> Wie herrlich Alles blüht umher
> Und grünt!

Und jetzt beginnt auch die ganze Existenz der Frau ihn mehr zu interessiren. „Ihr wohnet hier?" fragt er und zeigt dadurch, daß er in seinem Kunstenthusiasmus frühere Worte der Frau überhört hat. Ihre Antwort führt den Fremdling zu einer Reflexion:

> Natur, du ewig keimende,
> Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
> Hast deine Kinder alle mütterlich
> Mit Erbtheil ausgestattet u. s. w.

der wir in einer spätern Schrift Goethe's, in dem Aufsatz über Wilhelm Tischbein's Idyllen, wiederbegegnen. Dort heißt es über ein Blatt von Tischbein, welches Ruinen von Lust- und Prachtgebäuden, durch Vegetation wiederbelebt, darstellt: „Die weitläufigsten von der Baukunst eroberten Räume sollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Substructionen, die Last kaiserlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlassen nunmehr einen ebenen gleichgültigen Boden dem Weizenbau; Schling- und Hängepflanzen senken sich in diese halbverschütteten finstern Räume; Früchte des Granatbaums, Kürbisranken erheitern, schmücken diese Einöde; und wenn dem Auge des Wanderers ein so uneben zerrissener Boden als gestalteter Natur-

hügel erschien, so wundert es einen Herabsteigenden desto mehr, in solchen Schluchten statt Urfels Mauerwerk, statt Gebirgslager Spalten und Gänge gerade anstrebende Mauerpfeiler und mächtige Gewölbbogen zu erblicken und, wollte er sich wagen, ein unterirdisches Labyrinth von düstern Hallen vor sich zu finden. Einem solchen gefühlvollen Anschauen war Tischbein mehr als Andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeschiedenen gepaart. Noch besitze ich solche unschätzbare Blätter, die den innigen Sinn eines wundersamen hingeschwundenen und wieder neu belebten Zustandes verkünden. Dem obigen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Würd'ge Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß, nach tausendjähr'gem Treiben,
Thor und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohlgerathen."

Durch eine ähnliche, aber viel wärmer ausgeführte Reflexion wird in unserm Gedichte die Aussöhnung des Wanderers mit der Natur vollendet. In dem Maße aber, wie diese ihn gewinnt, muß sein sentimentaler Enthusiasmus für die Reste einer großen Vergangenheit sich etwas abkühlen; er scheidet schneller von den Tempeltrümmern, als man nach der Begeisterung, womit er sie begrüßt hat, erwarten sollte, und wünscht der jungen Frau, die er jetzt ein „glücklich Weib" nennt, Lebewohl. Sich selber aber wünscht er, daß ihm bei seinem Gange über Gräber der Vergangenheit, d. h. in seinem Studium alter Kunst und

Poesie, in seiner durch antike Vorbilder geleiteten Thätigkeit, der Sinn für Natur, Leben und Gegenwart stets lebendig bleibe, und er dereinst seine schönste, vollste Befriedigung, den Abschluß seines Glücks, in erquickenden häuslichen Verhältnissen finden möge.

In dem Göttinger Musenalmanach auf das J. 1774 finden sich folgende Abweichungen vom jetzigen Text.

V. 8. Welch Gewerbe treibt Dich
V. 10. Den sandigen Pfad her?
V. 15 f. Ich bringe keine Waaren
Aus der Stadt.
Schwül ist, schwül der Abend;
V. 25. Da ich trinke d'raus.
V. 30. Weiter 'nauf!
V. 32. Ich kenne Dich, bildender Geist!
V. 35 ff. Eine Inschrift, über die ich trete!
Der Venus — und ihr übrigen
Seid verloschen,
Weggewandelt, ihr Gespielen,
Die ihr eures Meisters u. s. w.
V. 51. Eines Tempels Trümmern!
V. 52. Da zur Seit' hinab
V. 54. Da ich trinke d'raus.
V. 61 f. Wart', ich will ein Schöpfgefäß
Dir holen.
V. 72. Auf die Zertrümmerten
V. 85 ff. Fremdling? Willst Du hier
Unter'm Pappelbaum
Dich setzen?
Hier ist's kühl; nimm den Knaben,
Daß ich hinabgeh,
Wasser zu schöpfen.
V. 100 ff. Lieblich dämmernden

Frühlingstags Schmuck,
Scheinend vor Deinen Gesellen!
V. 105. Die volle Frucht und reif' der Sonn' entgegen.
V. 107. Gesegn' es Gott! — Und schläft er noch?
V. 115. Vom Feld. Bleib, Mann!
V. 118. Hier, zwischen das Gemäuer her.
V. 124 ff. Hast Du geschlafen, liebes Herz?
Du meines Lebens Hoffnung!
Wie es munter ist u. s. w.
V. 129 f. Deine Kinder all
Hast mütterlich mit einem Erbtheil ausgestattet,
Einer Hütte!
V. 131. Hoch baut die Schwalb' am Architrav,
V. 138 f. Für Deine Bedürfniss'
Eine Hütt', o Mensch!
V. 146. Wohin führt mich der Weg
V. 156. Ich wandele.
V. 158. Vor'm Nord geschützet,
Wo dem Mittagsstrahl
V. 164. Vergüldet vom letzten Sonnenstrahl:

---

87. Künstler's Morgenlied.

Wahrscheinlich 1774.

Dieses Gedicht ist zwar nicht in der Chronologie der Goethe'schen Schriften unter den 1774 entstandenen Kunstliedern aufgeführt, gehört aber höchst wahrscheinlich dem genannten Jahre an, auf welches schon der in ihm herrschende kraftgenialische Geist und Ton hinweisen. Es erschien zuerst im Anhange der deutschen Uebersetzung von Mercier's Schrift: „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Nebst einem Anhange aus Goethe's Brieftasche. Leipzig 1776.“

Der Dichter hat sich hier in die Seele eines Malers hineingedacht, wie er keiner war, aber wohl gern einer gewesen wäre. Durfte er sich gleich nicht als ächten Jünger der plastischen Kunst betrachten, so stand er dieser Kunst doch nahe genug, um sich in die Stimmung zu versetzen, von der ihr Jünger erfüllt sein muß; und er that dies vielleicht um so leidenschaftlicher, je mehr er schon damals zu Zeiten inne werden mochte, daß ihm der Eintritt in ihr innerstes Heiligthum, welches sich nur dem genialen productiven Künstler öffnet, versagt war. Daß er die Lust und den Drang des künstlerischen Schaffens gerade zum Gegenstande eines Morgenliedes wählte, ist schon an sich leicht erklärlich, da der Künstler, wenn er durch Schlaf erquickt und gekräftigt einen Tag freudiger Thätigkeit vor sich sieht, dann am leichtesten von begeistertem Entzücken über seinen Beruf hingerissen wird, ist aber auch charakteristisch für Goethe, der, ungleich dem lucubrirenden Schiller, den Morgenstunden die schönste poetische Ausbeute verdankte.

Hinsichtlich der Form steht dieses Lied ziemlich isolirt da. Ein so regelmäßig strophisch eingetheiltes Gedicht in reimlosen Jamben wird man bei Goethe nicht leicht wieder finden. Den Mangel des Reims hat aber der Dichter durch eine seltene Fülle von Kraft und Wärme ersetzt. Der Ausdruck ist durchweg genial, kühn und gedrungen. Wo das Schlachtgetümmel geschildert wird, sind daktylische oder, wenn man will, anapästische Füße auf eine sehr ausdrucksvolle Weise unter die Jamben gemischt:

> Und Roß dann vor dem Wagen stürzt,
> Und drunter und drüber sich
> Freund', Feinde wälzen in Todesblut —

Eben so malerisch wirken die Enjambements, wodurch eine

ganze Reihe von Strophen (Str. 5 bis 9) aneinander gekettet wird.

Das Gedicht gliedert sich in drei Haupttheile. Im ersten (Str. 1—8) begeht der Künstler seine Morgenandacht durch Lobgesang und begleitendes Saitenspiel und eine lithurgische Lection im „heiligen Homer" und zwar durch Lesung der Schlachtengemälde der Ilias. Mit Str. 9, wo er zur Kohle greift und seine hohe Wand „in Schlachtfeldwogen brausen" läßt, beginnt der zweite Theil. Die drei folgenden Strophen stellen das tiefe Versenktsein des Malers in seinen Gegenstand dar. Str. 13 eröffnet den dritten Theil. Aus seinem Begeisterungsrausch erwachend, wirft er einen Blick auf seine Geliebte, die „ach! im Bilde nur" gegenwärtig ist, und vertieft sich in die Erinnerung an das Zusammensein mit ihr (Str. 14 f.). In St. 16 fleht er die Entfernte an, zurückzukehren und bei ihm zu bleiben; er wolle dann keine Schlachten mehr, sondern nur sie in den mannigfachsten Bildern, bald als Madonna, bald als Waldnymphe, bald als Liebesgöttin malen (Str. 17 bis 20).

In der ältesten Form zeigt das Gedicht folgende Varianten.

Str. 1, V. 1. Ich hab' euch einen Tempel baut,
Str. 2, V. 4. In heil'gem Morgenglanz.
Str. 4, V. 1. Ich trete vor den Altar hier,
Str. 5, V. 1. Und wenn der in's Getümmel mich
Str. 6, V. 3. Freund, Feind sich wälzen in Todesblut —
Str. 7, V. 3. Bis denn auch er gebändiget
Str. 8, V. 1. ,Rab auf den Leichen-Rogus stürzt
Str. 9, V. 1 f. Da greif' ich muthig auf und faß, —
Die Kohle wird Gewehr,

Str. 12, V. 2. In's Lager bringt ihn rück,
Str. 14, V. 2. Mich schmachtetst liebend an,
V. 4. Im Griffel schmachtete,
Str. 18, V. 3 f. Ein geiles Schwänzchen hinten vor,
Die Ohren aufgereckt!
Str. 20, V. 4. An Bettfuß angebannt.

---

88. Amor als Landschaftsmaler.

Herbst 1787.

Goethe genoß während seines Aufenthalts in Italien im Herbste 1787 etwa vom 6. bis zum 24. October einer Villegiatur zu Castel Gandolfo bei dem herrlichsten Wetter. Er war dort bei dem wohlhabenden englischen Kunsthändler Jenkins einquartirt. In der Morgenfrühe pflegte er, damals wieder einmal lebhaft für das Landschaftszeichnen schwärmend, mit seinem Zeichnen-Apparat im Gebirge umherzuschweifen, nach der Rückkehr aber für den übrigen Theil des Tages der Gesellschaft anzugehören. Es fand sich nach und nach eine große Zahl von Gästen ein, zwischen denen sich sogleich ein geselliges Leben, wie an einem Badeort, gestaltete, unter Andern eine hübsche römische Nachbarin des Dichters mit ihrer Mutter, nicht weit von ihm zu Rom im Corso wohnend, und in ihrer Begleitung auch eine schöne Mailänderin, Schwester eines Commis des Herrn Jenkins. Mit der jungen Römerin hatte Goethe schon zu Rom eine Art von Verhältniß angeknüpft und versäumte jetzt nicht, den Faden geschickt fortzuspinnen. Aber bald gerieth sein Herz in Zwiespalt; die Mailänderin übte gleichfalls eine starke Anziehungskraft auf ihn. Eine Zeit lang hielten sich die beiden anziehenden Pole einander

das Gleichgewicht; auf einmal entschied sich Goethe's Neigung für die Mailänderin. Die artistischen Morgenwanderungen wurden nun ausgesetzt, um möglichst früh mit der Geliebten zusammen zu sein. Doch nach wenigen Tagen schon trübte sich sein Glückshimmel. Eines Abends fand er, nach den jüngern Damen sich umsehend, die ältern in einem Pavillon, wo sich die herrlichste Aussicht darbot. Goethe schweifte mit seinem Blick in die Runde und gewann bei sich die Ueberzeugung, daß Amor als der höchste Landschaftmaler erst einem solchen Bilde die Weihe vollendeter Schönheit zu geben vermöge. „Es hatte sich ein Ton", erzählt er selbst, „über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Düften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher, als jemals in Oel oder Aquarell." Auf die Einladung der Damen sich am Fenster niederlassend, hörte er lange in halber Zerstreuung einem Gespräch über Ausstattung einer Braut und die Verdienste des Bräutigams zu, und fragte zuletzt, wer denn die Braut sei. Da vernahm er, eben als die Sonne untertauchte, zu seinem Schrecken, es sei Niemand, als seine im Stillen geliebte Mailänderin. Um seine Bewegung zu verbergen, verließ er augenblicklich unter irgend einem Vorwande die Gesellschaft, und sah sich nun in Italien wieder von den Wetzlarer Leiden bedroht.

Goethe will in seinen spätern Berichten über diese Tage uns glauben machen, daß sich das Verhältniß in seinem Gemüth bald wieder „auf die anmuthigste Weise zurecht gelegt habe". Es läßt sich aber nachweisen, daß der Schmerz um den Verlust seiner Geliebten noch eine geraume

Zeit, bis etwa in den Juni des nächsten Jahres, in seiner Brust nachgeklungen habe und oft hindernd genug zwischen alle die ernsten Aufgaben getreten sei, die er sich noch für den fernern Aufenthalt in Italien vorgesetzt hatte. Doch dürfen wir ihm Glauben schenken, wenn er erzählt, er habe diesmal sogleich den Versuch gemacht, sich von der Leidenschaft, die ihn ergriffen, loszureißen. In der Frühe des nächsten Morgens nach der schmerzlichen Entdeckung ließ er sich für die Mittagstafel bei der Gesellschaft entschuldigen, machte, die Mappe unter dem Arm, einen weiten Weg in's Gebirge und war nach der Rückkehr darauf bedacht, der heimlich Geliebten nur im Beisein Anderer zu begegnen.

In diese Tage fällt ohne Zweifel die Conception unsers Gedichtes, wenn es gleich erst in einem Briefe an Herder vom 22. Februar des nächsten Jahres erwähnt wird. Goethe deutet selbst in seinem Bericht über die Villegiatur zu Castel Gandolfo auf den Sinn des Gedichtes hin, da, wo er erzählt, er habe sich nach der erschütternden Aufweckung aus dem süßen Liebestraume rasch zu dem inzwischen vernachlässigten Landschaftszeichnen zurückgewandt und dabei die Erfahrung gemacht, daß seine Technik zwar wie früher unzulänglich gewesen, daß er aber im Sehen in den letzten Tagen einen großen Fortschritt gemacht. Die ganze Fülle der landschaftlichen Bilder jener Gegend sei durch die Gemüthsaufregung seinem Auge gleichsam fühlbar geworden, und so habe er dem Schmerz nicht grollen können, der ihm den innern und äußern Sinn in solchem Grade geschärft und erhöht habe. Eben dieses drückt nun auch unser Gedicht in sinnbildlich poetischer Weise aus. Der Dichter sitzt in der Frühe des Herbstmorgens auf einer

Felsenspitze, und starrt, von seinem Liebesschmerz hingenommen, in den Nebel, der, wie ein grau grundirtes Tuch gespannt, Alles in die Breite und Höhe deckt. Da findet sich Amor ein und malt ihm ein Landschaftsbild in den hellsten und reizendsten Farben. Der poetischen Fiction entkleidet, heißt dieses: die aus dem Nebelflor sich entwickelnde Landschaft schaut er aus dem Grunde in so wunderbarer Klarheit und Körperlichkeit, weil die Kraft seines Sinnes durch die Liebe gesteigert ist.

Wie es ihm aber damals mit der vor ihm ausgebreiteten Landschaft erging, so ergeht es uns fort und fort mit dem poetischen Bilde, das er uns im vorliegenden Gedichte vorführt; es tritt uns jeder Zug darin mit einer wunderbaren Frische und Reinheit stereoskopisch klar entgegen. Zum Theil erklärt sich diese Wirkung daraus, daß ihm jene poetische Fiction gestattete, das Gemälde durch und durch nach der Lessing'schen Regel zu entwerfen: Der Dichter soll den zu malenden Gegenstand nicht als einen fertigen, sondern als einen werdenden darstellen.

Nachdem Goethe gegen den 24. October wieder in Rom angelangt war, ergab er sich von Neuem einer mannigfachen und angestrengten Thätigkeit, in die sich jedoch seine fortdauernden Liebesleiden oft genug störend und verwirrend eindrängten. Als interessantes Document seines damaligen Gemüthszustandes hat sich ein anmuthiges Gedicht erhalten, dessen er zwar erst im Bericht vom Januar 1788 gedenkt, dessen Entstehung aber wohl in den December oder gar November zurückreicht. Aus einem Briefe vom 9. Februar 1788 erfahren wir, daß es Goethe's Leibliedchen geworden war, wieder ein Beweis, wie tief ihm das Verhältniß zu Herzen ging; und wie viel er noch in spätem

Alter auf das Gedicht hielt, bezeugen die Gespräche mit Eckermann an mehrern Stellen. Da er das Gedicht, dem ich in der ersten Auflage dieses Commentars den Titel „Amor als Gast“ gegeben, zu seinem nachherigen Bedauern aus der Gedichtsammlung ausgeschlossen hat, möge es hier folgen:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennt den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Wunderlich genug sucht der Dichter diesem Liedchen, dessen Beziehung aus dem Vorhergehenden so klar wird, sowohl in seinem Bericht über den Januar 1788, als in den Gesprächen mit Eckermann, eine ganz andere, allegorische Deutung zu geben. Er will es dort nicht im nächsten Sinne genommen, nicht jenen Dämon dabei gedacht haben, den wir gewöhnlich Amor nennen, sondern, wie er sich ausdrückt, „eine Versammlung thätiger Geister, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen und durch getheiltes Interesse verwirren.“ Demgemäß wäre also Amor hier eine Verkörperung seiner Vielgeschäftigkeit in Italien, während in der That, wie das

Gedicht auch ausdrücklich sagt, Amor der Störer seines ernsten und vielseitigen Bildungsbestrebens, der Verzehrer des Vorraths von Bildungsstoffen war, den der Dichter in Italien für die nordische Winternacht sich bemühte zu sammeln.

---

89. Künstler's Abendlied.

1774.

Aus den Briefen an Merck, herausgegeben von Wagner, geht hervor, daß unser Gedicht vor dem 5. December 1774 entstanden ist. Unter diesem Datum sandte Goethe an Merck ein Gedicht, das aus den ersten zwölf Zeilen des unten (Nr. 94) folgenden Sendschreibens und aus Künstler's Abendlied bestand. Die Ueberschrift, die unser Gedicht in Goethe's Briefen an Lavater, so wie auch in des Letztern physiognomischen Fragmenten führt, gibt über seine ursprüngliche und nächste Beziehung Aufschluß; Goethe betrieb damals seine Uebungen im Zeichnen besonders aus physiognomischem Gesichtspunkte; daher die ältere Ueberschrift „Lied eines physiognomischen Zeichners". Warum der Dichter es später als Abendlied eines Künstlers aufgefaßt haben wollte, könnte zweifelhaft erscheinen, da sich in dem Stücke keine directe Beziehung auf den Abend findet. Indeß erscheint es dem Inhalt wie dem Tone nach wohl dazu geeignet. Der Künstler hat sich den Tag hindurch redlich bemüht, das, was ihm die Seele füllt, zur Erscheinung zu bringen. Jetzt, wo er, vom feurigen Schaffen ausruhend, mit freierm Gemüth das Werk des Tages betrachtet, muß er sich gestehen, daß er „nur stottert"; doch

wird er zugleich sich seines innern Wachsthums bewußt und erkennt mit dankbarer Rührung die Größe des Glücks an, das er der Kunst verdankt. So bildet das Gedicht in seiner halb sehnsüchtigen, halb zufrieden glücklichen Stimmung gewissermaßen einen Gegensatz zu dem feurigen, von übermüthigen Schaffensdrang glühenden Morgenliede des Künstlers (Nr. 87).

In der ältesten Gestalt bestand das Gedicht nicht aus fünf vierzeiligen Strophen, sondern aus zwei Abschnitten, wovon der erste achtzeilige folgende Abweichungen enthält:

V. 1. O daß die innre Schöpfungskraft
V. 5. Ich zittre nur und stottre nur;

Den zweiten setzen wir ganz hierher, da er mehrere Varianten zeigt:

Wenn ich bedenke, wie manches Jahr
V. 10. Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Jetzt Freudenquell genießet:
Da ahnd' ich ganz, Natur, nach Dir,
Dich frei und lieb zu fühlen;
V. 15. Ein lust'ger Springbrunn, wirst Du mir
Aus tausend Röhren spielen;
Wirst alle Deine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

In der Ueberarbeitung scheint mir der Dichter keine ganz glückliche Hand gehabt zu haben. „Dasein hier" im vorletzten Verse war offenbar besser, und in V. 13 scheint die neue Lesart dem Gedanken eine unrichtige Wendung zu geben. Die Gedankenfolge ist nämlich diese: O daß die

innere Schöpfungskraft in dem Werke meiner Hand rein und ganz hervorträte! Ich weiß, daß ich nur sehr mangelhaft wiedergebe, was in meinem Innern lebt; aber da ich die Natur kenne, so hoffe ich sie auch fassen und festhalten zu lernen. Blick' ich zurück, was ich früher gewesen, und vergleiche dann, was ich durch meine Kunstbestrebungen geworden bin, dann ahne ich, daß es mir noch gelingen werde, die Natur mit freier Liebe zu erfassen u. s. w. Der Ausdruck „Da ahnd' ich ganz nach Dir" schien dem Dichter mit Recht anstößig, aber der dafür substituirte Ausruf „Wie sehn' ich mich nach Dir!" hat einen ungehörigen Gedanken an die Stelle gebracht.

---

90. Kenner und Künstler.

Wahrscheinlich 1774.

Eine scharfe Satire in Gesprächsform auf die Kunstkenner, die wohl zu wissen glauben, was und wo es fehlt, aber sogleich in ihrer Rathlosigkeit erscheinen, wenn es die Mittel und Wege zu bezeichnen gilt, die zu vollendeter Kunst führen. Das Gedicht wurde im Anhange zu der oben (bei Nr. 87) erwähnten Uebersetzung von Mercier's Schrift, und außerdem in der „Poetischen Blumenlese für das J. 1776", herausgegeben von J. H. Voß, veröffentlicht mit folgenden abweichenden Lesarten:

V. 1 f. Gut! Brav, mein Herr!
Allein — —
Die linke Seite
V. 4 und 5 fehlen; statt ihrer bei Voß der Vers:
Der Mund noch aufgeschwollen!

V. 7. Und das Kinn
V. 9. Noch Alles zu todt!
V. 18. Vermög' zu bilden.

In der Carlsruher Ausgabe von 1780 sind die Worte des Kenners in folgende sechs Verse zusammengezogen:

Gut, brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten!
Hier zuckt's ein wenig!
Und die Lippe nicht ganz Natur,
Zu todt noch Alles!

---

91. Kenner und Enthusiast.

Spätestens 1774.

Dieses Gedicht erschien 1776 in der zur vorhergehenden Nr. erwähnten poetischen Blumenlese von Voß mit der Ueberschrift „Kenner", ferner in der bei Nr. 87 angeführten Uebersetzung der Mercier'schen Schrift mit dem Titel „Wahrhaftes Märchen", auch in Wieland's Mercur, „Kenner und Liebhaber" überschrieben. Daß es aber schon vor dem 21. August 1774 entstanden war, deutet ein Brief Goethe's von diesem Tage an Jacobi an, worin eine Stelle lautet: „Es ist eines braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm Alles gab, was es hatt', und dem rüstigen Knaben Freud' genung, frisch junges warmes Leben."

Konnte sich Goethe auch nicht, wie er zu Zeiten wohl deutlich erkennen mochte, (vgl. Nr. 92) zu den Künstlern rechnen, die er im nächstvorigen Gedichte den kalten unproductiven

Kunstkennern gegenüberstellte: so fühlte er sich doch von den letztern als Kunst-Enthusiast noch durch eine weite Kluft geschieden. Er nahm damals die Schönheiten der Kunst, wie die der Natur, ohne zergliederndes Urtheilen und Kritisiren in liebevoll genießendem Anschauen in sich auf; und hierüber freute er sich noch in späten Jahren. „Die Jugend“, schrieb er in Wahrheit und Dichtung, „ist des höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt.“ Im vorliegenden Gedichte nun parallelisirt er sich selbst als Enthusiasten, welchem über der Fülle der Schönheit die kleinen Mängel, die einem Kunst- oder Naturwerk anhaften mögen, gar nicht zum Bewußtsein kommen, mit einem jener kalt raisonnirenden, durch nichts befriedigten Kenner, und zwar in doppelter Beziehung, zuerst einem herrlichen Naturgebilde, einem reizenden Mädchen, und sodann ausgezeichneten Kunstwerken gegenüber. Die Gegensätze sind durch die anschaulichsten Situationen versinnlicht, und in der derben, kräftigen Sprache der Genie-Periode ausgeführt.

Die Varianten aus der poetischen Blumenlese sind:

V. 1 f. Ich führt' einen Freund zu e'm Maidel jung,
Wollt's ihm zu genießen geben.
V. 7. Der Herr macht ihr ein Compliment,
V. 10 f. Betracht't sie herüber hinüber;
Und um mich war's schon lang gethan,
V. 14. Zieht mich d'rauf in ein Ecken,
V. 17. Da nahm ich von mei'm Kind Adieu,
V. 27 f. Hätt' ich nur jetzo meine Braut,
Wollt' sie für Dich bezahlen.
V. 38. In süßen Liebesbanden.

---

92. Monolog des Liebhabers.

Wahrscheinlich 1774.

Tröstete sich der Dichter in „Künstlers Abendlied“ mit der Vergegenwärtigung dessen, was er der Kunst schon verdankte, und mit der Hoffnung auf fernere Bereicherung durch dieselbe, und träumte er sich in „Künstlers Morgenlied“ ganz in die Seele eines productiven Malers hinein: so gab es dafür auch Augenblicke, wo er es schmerzlich empfand, daß er nur Dilettant in der bildenden Kunst sei. Einem solchen Augenblick gehört dies kurze Selbstgespräch an, das im Februarheft 1776 von Wieland's Mercur unter der Ueberschrift „An Kenner und Liebhaber“ zuerst erschien, aber wahrscheinlich schon 1774 entstand. In der ältesten Gestalt beginnt das Gedicht:

> Was frommt die glühende Natur
> An Deinem Busen Dir,
> Was hilft Dir das Gebildete u. s. w.

---

93. Guter Rath.

Wahrscheinlich 1774.

Wer Goethe's Leben bis in die spätern Jahre verfolgt, wird finden, daß er der hier ausgesprochenen Maxime „Hetze dich nicht zur schlimmen Zeit“ stets treu geblieben ist. Ohne Zweifel sind darum seine Geistesfrüchte größtentheils so voll und reif und saftig, weil er sie nie vorzeitig ertrotzte. Aber ob er nicht zuweilen mit seinem geduldigen, resignirten Erwarten productiver Stunden zu weit gegangen? Man kann sich bei der Betrachtung seines Treibens in manchen

Lebensjahren nicht des Gedankens erwehren, daß ein kräftiger Entschluß den Bann, der seine Productivität befangen hielt, gelöst haben würde.

Das Gedicht findet sich im Anhange der bei Nr. 87 erwähnten Uebersetzung von Mercier's Schrift mit dem Zusatz zur Ueberschrift: „Auf ein Reißbrett, auch wohl Schreibtisch 2c." und den Varianten:

V. 1 f. 's Geschieht wohl, daß man an einem Tag
Weder Gott noch Menschen leiden mag,
V. 5 f. Drum hetz' Dich nicht zur bösen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ist nimmer weit.

---

94. Sendschreiben.

1774.

Goethe sandte in einem Briefe vom 4. December 1774 an Merck unser Gedicht von Zeile 13 an mit der Aufschrift „Lieber Bruder" und dem Anfange:

Wer nicht richtet, sondern fleißig ist ...

Die zwölf ersten Zeilen, mit den jetzt des „Künstlers Abendlied" bildenden Strophen zusammengeschrieben, schickte er ihm den folgenden Tag zu. Beide Abschnitte zusammen, unter der Ueberschrift „Brief" wie jetzt miteinander verbunden, finden sich auch im Anhange der bei Nr. 87 angeführten Uebersetzung von Mercier's Schrift. Auf das ursprüngliche Nichtzusammengehören beider Abschnitte deutet schon das verschiedene Versmaß hin: Jamben mit gekreuzten Reimen im ersten Theil, wie in „Künstler's Abendlied"; Trochäen, paarsweise gereimt im zweiten Abschnitte. Von dieser Incongruenz abgesehen, schließen sich die zwei Theile

ziemlich passend zu einem Ganzen zusammen, worin Goethe sein damaliges Glaubensbekenntniß als Künstler im weitesten Sinn, und somit auch als Dichter ausgesprochen.

An die Spitze stellt er einen Punkt, auf den auch in „Hans Sachsens poetischer Sendung" ein Hauptgewicht gelegt ist; damit das Leben des Künstlers, heißt es dort, „immer bei holden Kräften bleibe, damit seine Seele immer wonnereich, gleich der Knospe im Thau" sei, darf es ihm nicht an einer beglückenden Liebe fehlen. Die Fülle des Reichthums und des Wohllebens, sagt unser Gedicht (V. 5 bis 12), vermag weit weniger, als ein herzerquickendes Liebes- und Freundschaftsverhältniß, die Begeisterung und Wärme des Künstlers zu ernähren, was hier in der derben Weise der Kraftgenies so ausgedrückt ist:

Doch Menschenfleisch geht Allem vor,
Um sich daran zu wärmen.

Der zweite Abschnitt faßt dann in eben so derber Art den Inhalt der beiden Gedichte „Kenner und Künstler" und „Kenner und Enthusiast" zusammen: Nicht Kritisiren, sondern fleißiges Schaffen und hingebungsvolles Genießen erhält den Künstler bei frischem Muthe. Anstatt das Schöne der Natur mit ekler Vorsicht nach den Regeln eigensinniger Theorien zu beurtheilen, sollen wir uns mit voller Lust der Anschauung hingeben (V. 17—24). Mit einer solchen Empfänglichkeit trete der Künstler der ganzen Breite und Fülle der Welt und des Lebens entgegen und nehme alles Schöne und Erhebende in sein Gemüth auf, mit demselben Eifer, womit die weltdurchwühlenden Naturforscher Joseph Banks und Daniel Solander, welche Cook auf seiner ersten Reise begleiteten, alles Anziehende und Wissenswürdige ihren Sammlungen einverleibten (V. 25

bis 32). Trägt er der umringenden Welt ein so empfängliches Herz, so offene Sinne entgegen, so braucht er nicht, um wahrer Künstler zu werden, aus einer abgeschiedenen Welt, aus Rom und Großgriechenland Stoff und Form zu entlehnen; er kann dann Alles „in sich selbst erzielen“, kann in der nächsten Umgebung, an seiner „Frau und Hunden“ größere Freude als an imaginirten Gottgestalten finden.

Nicht in Rom, in Magna Gräcia,
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

Wir werden weiter unten sehen, daß sich dieses Kunst-Evangelium Goethe's später wesentlich geändert hat.

In der ursprünglichen Gestalt lautete:

V. 3. Doch mir ist's wohl um mich herum,
V. 9. Auch thät' ich bei den Schätzen hier
V. 11. Doch Menschenfleisch geht Allem für,
V. 17. Denn er blöcket nicht mit stumpfem Zahn
V. 19. Das er, wenn er wohl so sittlich kaut ...

---

95. Künstlers Fug und Recht.

1774.

Hier wird der bildende Künstler vorgeschoben, um den Dichter, um Goethe persönlich zu rechtfertigen. Nach zwei Productionen, wie Götz und Werther, erwarteten Goethe's Freunde von ihn nur Ausgezeichnetes und höchst Bedeutendes. Da sie ihn nun mit dem Jahrmarktsfest von Plundersweilern, Bahrdt, Pater Brey u. s. w. die Bahn

einer Hans Sachsischen formlosern, skizzenhaften, burlesken populären Poesie einschlagen sahen, waren sie nicht ganz zufrieden und meinten, er müsse ein höheres Ziel fest im Auge behalten und unsere Literatur mit großen und würdigen Meisterwerken zu bereichern streben. Nicht alle urtheilten noch so glimpflich, wie Hamann, der an Herder schrieb: „Goethe's Harlekins-Peitsche ist nicht ganz nach meinem Geschmack, wiewohl sie vielleicht das beste Mittel bei gegenwärtiger Barbarei zu sein scheint.“ Manche fanden in diesen Poesien geradezu einen Rückschritt. Ihnen gilt die vorliegende Rechtfertigung des Künstlers.

Früher hatte er Tafeln gemalt,

> Wie man sie lobt, wie man sie bezahlt.
> Da kamen einige gut hinaus,
> Man baut' ihn'n sogar ein Heiligenhaus.

Nun fällt's ihm auf einmal ein, auf die Wand eines Saals Allerlei, „was öfters in der Welt passirt“, zu malen, zwar nur skizzenhaft, aber doch mit so deutlichen Umrissen, daß man sehen konnte, was gemeint war; zwar nur mit wenigen Farben, aber solchen, „die das Aug' frappirten“. (Die „Wand im Saal“ deutet offenbar auf das große Feld der Volkspoesie, den gemeinsamen Tummelplatz für Alles, was sich im Volke an Geist, Laune, Witz und Muthwillen regt, während die „Tafeln“ selbständige, abgeschlossene Werke bezeichnen). Da meinten nun seine Freunde, es sei doch zu bedauern, daß unter seinen Bildern „an der losen, leidigen Wand“ sich keine edleren Gestalten fänden, daß dort:

> Nicht auch ein Götterbildniß stand.
> Die setzten ihn sogleich zur Red',
> Warum er so was malen thät,

Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd'.

Der Künstler behauptet dagegen, es müsse ihm dergleichen zur Abwechselung und zur Erholung von größern und edlern Werken auch gestattet sein, da selbst der Ober- und Altmeister aller Künstler, Gott der Herr, allerlei Wesen geschaffen und manche auch nur so als Skizzen hingeworfen,

Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herrn sei'n,
Und er auch Manches nur ebauchirt
Und gerade nicht Alles ausgeführt,
(Wie man den Menschen denn selbst nicht scharf,
Und nur en gros betrachten darf).

Und so gibt er sein Ultimatum sehr entschieden dahin ab:

D'rum ist mein Wort zu dieser Frist,
Wie's allezeit gewesen ist:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

---

96. Groß ist die Diana der Epheser.

Apostelgeschichte 19, 39.

1812.

Ueber Entstehungszeit und Veranlassung dieses 1815 erschienenen Gedichtes gibt besonders der Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi nähere Auskunft. Letzterer hatte Goethe'n ein Exemplar seiner Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" zugeschickt. Goethe nahm, wie aus seinen Briefen an Knebel hervorgeht, großen Anstoß an dem Werkchen, das auch von Schelling scharf beleuchtet

und angegriffen wurde. Am 10. Mai 1812 dankte Goethe seinem Freunde für die Zusendung, fügte aber hinzu: „Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich Dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin*) und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herausgegeben (was jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig sein mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblatts stehen müssen: Man lernt nichts kennen, als was man liebt; und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein."

Gab nun auch Goethe keine „ähnliche Schrift" zum Preise der großen Artemis heraus, so konnte er es sich doch nicht versagen, dem Jacobi'schen Buche wenigstens durch ein Gedicht entgegenzutreten.**) Es muß schon zu Anfange des Jahres 1813 fertig gewesen sein und sich in Abschriften verbreitet haben; denn ein Brief Goethe's vom 6. Januar 1813 scheint, wie Jacobi später selbst annahm, in der Absicht geschrieben, den Eindruck des Gedichtes, wenn

---

*) Die Diana der Epheser stellte die Fruchtbarkeit der Natur dar.

**) Ausführlicheres hierüber in meinem „Goethe's Leben" III, S. 133 ff.

es seinem Freunde zu Gesicht käme, weniger verletzend zu machen. „Ich für mich“, heißt es darin, „kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an Einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. — Siehst Du, so steht es in mir, und so wirke ich nach Innen und Außen im Stillen fort, mag auch gern, daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur, wenn dasjenige, was mir zu meinem Dasein und Wirken unentbehrlich ist, von Andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu sein, und auch dies vor meinen Nächsten und Freunden nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber.“

Trotz dieser vorbereitenden Andeutung, daß in dem Gedichte nur der Ausdruck einer kurzdauernden gereizten Stimmung zu suchen sei, fühlte sich Jacobi dadurch verletzt, wie aus einem Briefentwurf vom November 1815, der sich unter seinem schriftlichen Nachlaß gefunden, hervorgeht. „Um die alte Reinheit“, schreibt Jacobi „und Aufrichtigkeit nicht zu verletzen, darf auch ich Dir nicht verschweigen, daß eine Mißstimmung gegen mich, die ich in Deinem Briefe vom 6. Januar 1813 von Anfang bis zu Ende fand und aus keinem neuern Vorgange mir zu erklären wußte, mich hinwieder gegen Dich verstimmte. Bald darauf kam mir Dein Spottlied Groß ist die Diana der Epheser zu Gesicht, und ich fand den Schmied, besonders wegen der

angehängten Drohung, zu der ja so ganz und gar keine Veranlassung gegeben war, sehr unartig. Es verdroß mich an Dir, daß Du Dich hintennach in dem Maße hattest einärgern können; denn Anfangs hattest Du gar nicht ein solches Aergerniß an dem Apostel der Heiden genommen." Jacobi beweist dieses durch Anführungen aus einem Briefe, den Goethe am 31. Januar 1812 über die Schrift an Schlichtegroll gerichtet, und fährt dann, zum Goethe'schen Briefe vom 10. Mai 1812 übergehend, fort: „Der Vorwurf des Aufdringens, und noch mehr, wie Du ferner zu verstehen gibst, des Aufregenwollens fuhr mir hart wider die Stirne, da ich mir wohl bewußt war, wie so gar nicht ich dergleichen Vorwurf verdient. Ich wollte Dir gleich antworten und den Apostel rechtfertigen gegen die Schmiede aus demselben 19. Capitel der Apostelgeschichte, vornehmlich die Rede des Kanzlers Dir zu Gemüthe führen. Es kam nicht dazu, weil ich gerade im Aufbrechen war zu einer ziemlich langen Reise."

Das Verhalten des Goldschmieds Demetrius im 19. Capitel der Apostelgeschichte stimmt nicht genau zu dem des Goldschmieds im Gedichte. Demetrius hetzt seine Handwerksgenossen gegen den Apostel und seine Anhänger auf, so daß ein Volksauflauf entsteht und fast zwei Stunden lang der Ruf Groß ist die Diana der Epheser ertönt. Das Citat bei der Ueberschrift ist durch einen Druckfehler entstellt und muß heißen: Apostelgeschichte 19, 34. Goethe bedient sich jenes Rufes als Ueberschrift, um die polytheistische Weltanschauung, der er als Künstler und Dichter zugethan war, anzudeuten. In den Schlußversen spricht sich dieselbe gereizte Stimmung Goethe's, wie in seinem Briefe vom 8. April 1812 an Knebel aus, wo es über

Jacobi heißt: „Gott ist gerecht! sagte der persische Gesandte, und so werde ich mich's freilich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt."

---

97. Antike.

Erschienen 1821

Diese Strophen dürften schon 1817 oder 1818 entstanden sein. Im J. 1817 ward Goethe's Begeisterung für antike Kunst durch Mittheilungen über frische Funde genährt und gesteigert; besonders lebhaft beschäftigten ihn die Abzeichnungen der Lord Elgin'schen Marmore, womit er schon im vorigen Jahre bekannt geworden war. Er erzählt in seinen Annalen, seine Begierde, etwas von Phidias zu sehen, sei damals plötzlich so heftig geworden, daß er an einem sonnigen Morgen, ohne Absicht ausfahrend, den Wagen auf einmal nach Rudolstadt gelenkt und sich dort „an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für längere Zeit hergestellt" habe. Im J. 1821 setzte er die vorliegenden Verse in Kunst und Alterthum der Abtheilung Bildende Kunst voran, die mit der Besprechung der Meisterwerke des Phidias und seiner Zeit sich eröffnet. Phidias Werke werden hier, neben Homer, zum „Herrlichsten und Besten" gerechnet, das allein dem Geiste Gewinn bringe". Man sieht hieraus schon, wie sich jetzt sein in den Liedern des Jahrs 1774 ausgesprochenes Kunst-Evangelium (vgl. oben Nr. 94) umgestaltet hatte.

---

98. Begeisterung.

Erschienen 1827.

Der Spruch erschien zuerst in dem angeführten Jahr mit den beiden nächsten in gleicher Folge, unter der Rubrik Kunst. Auch hier ist mit „Geist und Kunst auf ihrem höchsten Gipfel“ vorzugsweise Geist und Kunst des classischen Alterthums gemeint.

99. Studien.

Erschienen 1827.

Der Dichter gesteht, der Theorie, daß die Kunst das Schöne der Natur nachahmen solle, in frühern Jahren angehangen, und auch auf diesem Wege sich nach und nach vergnügt zu haben; aber seit er mündig geworden, seien ihm die Griechen Vorbilder und Muster (vgl. Nr. 98).

100. Typus.

Erschienen 1827.

Die Ueberschrift deutet auf den osteologischen Typus hin, in welchem die äußere Gestalt des Menschen und des Thiers begründet ist. Diesen hat der Künstler zu studiren und sich nicht auf das Studium der Oberfläche zu beschränken. Durch die schöne äußerliche Blüthe des Körpers auch die innere gute Gestaltung hervorblicken zu sehen, gewährt dem Beschauer die größte Freude. In Betreff der Veröffentlichung dieser Verse vgl. Nr. 98.

101. Unerläßlich.

Erschienen 1827.

Ueber diese hier ungehörigen Orts eingereihten Verse wolle man die Bemerkungen zu Nr. 106 nachsehen.

---

102. Ideale.

Erschienen 1827.

Wenn der Maler kühn genug ist, die Darstellung idealer Göttergestalten zu unternehmen, so darf er es auch wagen, „dem Liebenden die Liebste zu schildern“. Er pflegt diese Aufgabe für unlösbar zu halten, weil man dem Liebenden, der in seiner Geliebten ein Ideal sieht, unmöglich genugthun könne. Aber der Dichter räth es dennoch zu wagen, da dem Liebenden auch schon ein „Schattenbild“ der Liebsten hoch willkommen sein werde.

---

103. Abwege.

Erschienen 1827.

Als zwei „Abwege“, worauf der Künstler gerathen könne, werden in den vier ersten Versen bezeichnet: Verfall in Eintönigkeit und Steifheit und anderseits in eine vage Unbestimmtheit. Die vier letzten Verse fügen aber den Trost hinzu, daß einem Künstler, der seine Mängel zu erkennen begonnen, der Weg zur ächten Kunst noch immer offen stehe.

---

104. Modernes.

Erschienen 1827.

Als Goethe's Freunde ihn für Phidias und die antike Kunst sich so lebhaft begeistern sahen (vgl. Nr. 97), mochte es ihnen schwer begreiflich dünken, wie er damit die hohe Verehrung für Hans van Eyck verbinden könne, die er in der Beschreibung seiner „Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815“ ausgesprochen. Der Dichter antwortet darauf, man müsse es in der Kunst halten wie im Leben, worin man an einer Geliebten nach der andern Gefallen finde; man habe auch in der Kunstwelt über einem Meister den andern zu vergessen.

---

105. Dilettant und Künstler.

Vermuthlich 1821.

Goethe erzählt in den Annalen unter dem J. 1821, wo er von seinem Interesse an bildender Kunst spricht: „Endlich kam auch mein eigenes stockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewohnt reinlichen Blättern in Einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letzten male der Trieb, die Natur nach meiner Art auszusprechen, Monate lang belebte; sie durften für mich des sonderbaren Umstands halber einigen Werth haben.“ Wahrscheinlich entstanden beim Anblick dieser Sammlung die vorliegenden Verse, die erst nach dem Tode des Dichters gedruckt wurden. Er setzt sich hier als Dilettant dem ächten, genialen

Künstler gegenüber. Die nach der Natur „gestammelten“ Blätter des Dilettanten (vgl. Künstler's Abendlied, Str. 2, V. 1) deuten, wenn man sie gesammelt vor sich sieht, allerdings auf Kunstbestrebungen und das, was ihn im Leben angesprochen hat, hin und haben so in ihrer Verbindung Werth und Interesse für ihn; aber wer zum Kranz der wahren Künstler gehört, spricht sein Wesen in jedem einzelnen Blatte voll aus und findet sich durch jedes einzelne in seinem Streben belohnt.

---

106. Landschaft.

Erschienen 1827.

Der Lehrer an der Weimar'schen Zeichen-Akademie K. W. Lieber hatte auf der Dresdener Galerie die Landschaft eines Niederländers in Aquarell copirt, worauf sich ein Mädchen mit „lieblichstem Gesichte“ befand. Goethe dichtete dazu diese Verse, worin er sich den wunderbaren Reiz des Landschaftsbildes eben aus der Gegenwart des schönen Mädchens erklärt, das aus seinen Blicken einen verklärenden Reiz über das Alltägliche ausgieße. — Vor diesen Versen erschienen in der Ausgabe letzter Hand (1827) unter der Ueberschrift „Ländlich“ vier nicht zusammengehörige Strophen, und darunter als dritte die oben unter Nr. 101 bezeichneten Verse, auf eine Zeichnung bezüglich.

---

107. Künstlerlied.

1816.

Goethe gedenkt dieses Liedes in den Annalen unter dem J. 1816 mit den Worten: „Ein Lied für das Berliner

Künstlerfest wurde geschrieben". In der Correspondenz mit Zelter wird es in einem Briefe vom 1. Januar 1817 erwähnt. „Herrn Director Schadow", schreibt Goethe, „habe ich ein Lied zum Künstlerfeste geschickt. Möge es dazu beitragen, den düstern Geist, der durch unsere Kunsthallen schleicht, endlich verbannen zu helfen. Er überbietet freilich schon sich selbst, und allernächst werden die Bekenner und Beförderer mit Schrecken wahrnehmen, daß sie sich auch mercantilisch verrechnet haben."

Die erste Strophe sagt uns, in welchem Sinne Künstlervereine zu loben sind. Wenn es gilt, einen würdigen Gegenstand zu erfinden, und über Behandlung und Ausführung desselben mit sich einig zu werden, so muß der Künstler sich ganz auf sich selber zurückziehen. So verfuhr auch Goethe als Dichter, im Gegensatze zu Schiller, der sich gerne über seine poetischen Plane mit Freunden unterhielt. Also um den Künstler unmittelbar in der Lösung einer Aufgabe zu fördern, hielt Goethe die Künstlervereine für unwirksam, aber wohl für geeignet, dem einzelnen Künstler eine freudige Stimmung zu bewahren. Aeltere und jüngere Künstler finden sich dort in frohem geselligen Kreise zusammen; diese werden durch den Anblick jener zu kräftigem Streben angespornt und sehen gleichsam ihren künftigen Lebenslauf sich vor Augen gestellt; die ältern genießen im Anblick der jüngern noch einmal ihre Jugendzeit:

Dort im Ganzen schau, erfahre
Deinen eig'nen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Geh'n Dir in dem Nachbar auf.

Die zweite Strophe schildert sodann das Verfahren des einzelnen Künstlers, wie es sein soll, um ein tüchtiges

Kunstwerk zu Stande zu bringen. Gedanke, Entwurf und Ausführung wirken auf einander aufhellend, bestimmend, vervollkommnend ein. Aber endlich muß der Künstler auch im rechten Momente abzuschließen wissen; wartet er damit, bis die rechte Liebe zum Werke verglüht ist, so verdirbt er leicht etwas an seiner Arbeit.

Die dritte Strophe deutet auf das Gemeinsame hin, das sich auf allen Gebieten der Kunst als das belebende Prinzip geltend machen soll. Wie sich in der vielgestaltigen Natur nur Ein Gott offenbart, so soll im Ganzen „weiten Kunstgefilde“ der Sinn der Wahrheit in der Hülle der Schönheit herrschen, — dieselbe Lehre, die uns in der Zueignung (Bd. I, Nr. 1) in Beziehung auf die Dichtkunst entgegentrat.

Die vierte Strophe legt einen besondern Nachdruck auf ein heiteres, freudiges Wirken:

> Soll des Lebens heitre Rose
> Frisch auf Malertafeln stehn,

und deutet auf die Absicht hin, den düstern Geist, der damals durch die Kunsthallen schlich, zu verbannen. In den letzten Versen dieser Strophe klingt der bei Goethe oft wiederkehrende Gedanke an, daß „die Kunst die Vermittlerin des Unaussprechlichen“ sei.

In der Schlußstrophe deutet die erste Hälfte den Gedanken an, daß, in wie vielfachen Formen der Künstler sich auch versuche, seine höchste und genußreichste Aufgabe doch das Bild des Menschen bleibe, worin sich das Göttliche versinnlicht. Die vier letzten Verse endlich wenden sich an die Künstler verschiedener Art mit der Mahnung zu einträchtigem Zusammenwirken.

Goethe legte später das Gedicht in die Wanderjahre ein. In seiner ursprünglichen Gestalt (bei Schadow „Kunstwerke und Kunstansichten") lautete:

Str. 1, V. 5. Hier im Ganzen schau u. s. w.
Str. 2, V. 3. Eines wird das andere schärfen,
Str. 3, V. 4. Webt ein Sinn der ewigen Art;
Str. 4, V. 2. Redner und Dichter sich ergehn;

Die Ueberschrift hieß: Dem edlen Künstlerverein zu Berlin.

Parabolisch.

Die der Rubrik als Motto vorgesetzten Verse:

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt ...

die ursprünglich sich ausschließlich auf die Nr. 108 bis 119 bezogen, kündigen an, daß in der Mehrzahl der hier folgenden Gedichte unerfreuliche Erfahrungen und Wahrnehmungen in Leben, Wissenschaft und Kunst durch bildliche oder parabelartige Darstellung, meist in humoristischem Tone gehalten, dem Leser erquicklicher gemacht werden sollen. Manche dieser Gedichte sind nicht sowohl Parabeln, als vielmehr Gleichnisse oder Bilder zu nennen.

---

108. Erklärung einer antiken Gemme.

Erschienen 1815.

Unser Dichter hatte sich schon in Italien eine Sammlung von zweihundert Abdrücken der besten antiken Gemmen

angeschafft. „Es ist das Schönste", meldete er in einem Briefe vom 22. September 1787, „was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind." Im J. 1792 hatte ihm bei seinem Besuch in Münster die Fürstin Galitzin eine Sammlung vortrefflicher, größtentheils antiker Gemmen mitgegeben, die er mehrere Jahre in Händen behielt, und von denen er sich Schwefel- und Gypsabgüsse anfertigen ließ. Irgend ein Stück aus diesen Sammlungen gab wohl die Anregung zum vorliegenden Gedichte, das schwerlich der Zeit seines Aufenthaltes in Rom (wie man vermuthet hat) angehört. Die Schlußstrophe spricht den durch das Bild veranschaulichten Gedanken klar genug aus.

---

109. Katzenpastete.

1810.

Goethe ließ am 20. April 1810 das zwei Tage vorher entstandene Gedicht dem Hofrath und Professor G. Sartorius in Göttingen zukommen. Die Wahrnehmung, die er hier in der Parabel vom Koch, der den Jäger spielend eine Katze für einen Hasen nimmt, zu versinnlichen sucht, gehört zu denen, die ihm Jahre lang großen Verdruß gemacht. Er wollte es durchaus nicht gelten lassen, daß man die Mathematik, die sonst in der Optik wohl an ihrer Stelle sei, auch auf die Chromatik oder Farbenlehre anwende, bei welcher es auf ein „freies, ruhiges Schauen" ankomme. „Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen", sagt er in der Einleitung zu seiner Chromatik, „ist die Farben-

lehre vor den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen, wohin sie nicht gehört. Dies geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker (Newton) die Farbenlehre bearbeitete; und da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um diesem Irrthum Consistenz zu verschaffen." Newton ist hier der „brave Koch", der eine große Geschicklichkeit im mathematischen „Appretiren" einer aufgestellten Theorie besitzt. Es fiel ihm ein, sich auf dem Jagdgebiete der Chromatik, wo nur ein offenes, empfängliches Auge, nicht der Calcul am Platz ist, nach Wildpret umzusehen. Er brachte eine falsche Jagdbeute, eine Wildkatze statt eines Hasen, heim, wollte sich aber nicht bedeuten lassen, daß es kein Hase sei, und suchte nun durch die Kochkünste der Mathematik seinen Fang den Leuten mundgerecht zu machen. Wenn es dann in der Schlußstrophe heißt, daß „manche Gäste das verdroß", so sagt uns die Einleitung zur Farbenlehre, wer damit speciell gemeint sein kann: „Der ächte Praktiker, der Techniker, der Fabrikant, dem sich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, der Nutzen oder Schaden von der Ausübung seiner Ueberzeugungen empfindet, fühlt weit geschwinder das Hohle, das Falsche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet worden."

---

110. Séance.

Erschienen 1815.

Klopstock hatte schon in seinen grammatischen Gesprächen, und lange vor ihm Lucian die Buchstaben in einer Unterredung eingeführt. Goethe läßt sie als Mitglieder einer in gelehrter Verhandlung begriffenen Akademie figuriren. Die Selbstlauter, in Fibeln bisweilen durch rothen Druck ausgezeichnet, erscheinen hier als Vorsitzende in Scharlachkleidern, die sich ganz besonders vernehmlich machen; A ist erster Präsident. Die Mitlauter, die erst durch Unterstützung der Selbstlauter Stimme gewinnen, sind untergeordnete Mitglieder der Gesellschaft, und die untergeordnetsten sind die zusammengesetzten, wie „Pe-Ha, Te-Ha und solches Getön", die einer mehrfachen Mithülfe der Selbstlauter bedürfen. Die beiden Hauptähnlichkeitspunkte des Bildes sind, daß die hervorragenden Mitglieder der Versammlung die eigentlichen Tonangeber und die andern nur Mitstimmer und Nachbeter sind, und zweitens bei ihrem ganzen Gerede nichts Erkleckliches herauskommt:

Dann gab's ein Gerede, man weiß nicht wie.

---

111. Legende.

Erschienen 1815.

„Legende" ist unser Gedicht nur scherzweise betitelt, da der „heilige Mann" nicht etwa ein frommer Büßer, sondern ein Gelehrter aus der Naturforscherzunft ist, der auf dem noch ziemlich wüst liegenden Gebiet seiner Wissenschaft „zu seinem Erstaunen" einem petulanten Poeten begegnet. Dieser leichtfertige Gesell wünscht den Eintritt in die Genossen-

schaft der Auserwählten; aber der Heilige meint, die Gelehrtengilde werde ihn als Poeten schwerlich aufnehmen, worauf denn der Dichter mit der Frage erwiedert, warum sie an seinen Poesien Anstoß nehmen, während sie so manchen Flach- und Schwachkopf in ihrer Mitte dulden. Es ist bekannt, wie Goethe im Stillen fortwährend einen tiefen Verdruß darüber empfand, daß gerade die Koryphäen der Naturwissenschaft seine Leistungen in der Chromatik so wenig gelten ließen, und sie entweder ignorirten, oder als geistreich dilettantische Spielereien belächelten. — Der Ausdruck: „Du kommst nicht zum englischen Gruß" (in dem Sinne: Du wirst nicht von den Auserwählten als einer der ihrigen begrüßt werden) ist nicht glücklich gewählt, da der „englische Gruß" in der lithurgischen Sprache ja eine andere bestimmte Bedeutung hat.

---

112. Autoren.

Spätestens Anfangs 1774.

Unter der Ueberschrift „Ein Gleichniß" erschien unser Gedicht 1774 im Göttinger Musenalmanach auf das folgende Jahr, und schon am 5. März 1774 anonym im Wandsbecker Boten. Es wurde vermuthlich durch Goethe's Bekanntschaft mit Basedow hervorgerufen, der für sein berühmtes Elementarwerk das Publikum nicht weniger als 1500 Thlr. beisteuern ließ. Unser Dichter dagegen streute seine poetischen Arbeiten ohne pecuniären Lohn unter den Freunden und in der Lesewelt umher. „Sehr angenehm war mir zu denken", sagt er in Wahrheit und Dichtung, „daß ich für wirkliche Dienste vor den Menschen auch

reellen Lohn fordern, jene heilige Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuspenden fortfahren dürfte."

Ursprünglich lauteten V. 4 und f.:

Ihm schlägt das Herz für Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Geheimniß! o Glück!

113. Recensent.

Spätestens Anfangs 1774.

Wie das vorhergehende Gedicht erschien das vorliegende 1774 im Göttinger Musenalmanach auf's J. 1775. Es hat hier die Ueberschrift „Der unverschämte Gast" und ist mit H. D. unterzeichnet. Im Wandsbecker Boten wurde es schon am 9. März 1774 anonym und ohne Ueberschrift veröffentlicht. Goethe war, wie sehr er es betonte, daß der Dichter nur nach dem Beifall eines auserlesenen Kreises zu streben habe, doch für Kritiken sehr empfindlich. So schrieb er am 6. März 1776 an Auguste Stolberg: „Ich habe das Ausgraben und Seciren meines armen Werther's so satt; wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug (Nicolai's Freuden Werther's); der Eine schilt d'rauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt: Es geht doch an! und so hetzt mich Einer wie der Andere."

Im Musenalmanach, wie im Wandsbecker Boten lautete:

V. 3. Ich hatt' so mein gewöhnlich Essen,

und im letztern

V. 4. Hat sich der Mensch pumpsatt gefressen.

114. Dilettant und Kritiker.

Spätestens 1773.

Unter der Ueberschrift „Ein Gleichniß“ erschien das Gedicht zuerst anonym im Wandsbecker Boten vom 29. October 1773. Eine Lebenserfahrung von der Art solcher, die das vorliegende Gedicht hervorriefen, hatte Goethe schon früh gemacht. In Wahrheit und Dichtung erzählt er, wie er als Knabe in Frankfurt mit einem zum Theater gehörigen muntern und geschwätzigen jungen Franzosen Namens Derones bekannt geworden und dadurch unglaublich rasche Fortschritte im Gebrauch der französischen Sprache, so wie in der Kenntniß der dramatischen Literatur der Franzosen gemacht. Eine Frucht dieses praktischen Lehrcursus war ein kleines Drama, das Goethe französisch verfaßte und seinem Freunde vorlegte. „So leichtsinnig der Freund war“, erzählte er, „so schien ihm doch die Gelegenheit, den Meister zu spielen, allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Lauf der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Person weg, substituirte eine andere, genug er verfuhr mit der tollsten Willkür von der Welt, daß mir die Haare zu Berge standen . . . Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerfetzte Geburt mit nach Hause, und suchte sie wieder herzustellen, aber vergebens.“

Die ursprüngliche Form des Gedichts zeigt folgende Abweichungen:

V. 5. Und hatte so Freud' am Täubelein,

V. 11. „Muß meinem Fuchs mein Täubelein zeigen!“

V. 15 ff. Zeig her! — Der Knabe reicht's — 's geht an;
Aber sieh, es fehlt noch Manches dran.
Die Federn sind viel zu kurz gerathen.
V. 20. Sonst ziert's nicht, schwingt's nicht.

Auch fehlen die Spatia nach V. 14 und V. 18.

---

115. Neologen.

Erschienen 1815.

Goethe's Gegner auf naturwissenschaftlichem Gebiete könnten füglich dieses Bild auf ihn selbst anwenden, da er, statt sich in ein ernstes und gründliches Studium der Newton'schen Optik zu vertiefen und sich an den ererbten Schätzen zu erfreuen, von der hohen mathematischen Ausbildung dieses Zweiges der Physik, wie er selbst gesteht, abstrahirte und „gleichsam supponirte, als wenn in demselben noch Vieles zu erfinden", mit andern Worten, als wenn die Optik noch in ihrer Kindheit wäre („Beiträge zur Optik", Stück I, § 14). Ich habe mich meiner Biographie Goethe's (I, 139 ff, 217) zu zeigen versucht, worin es begründet war, daß Goethe auf autodidaktischen Wegen in eine Wissenschaft einzudringen pflegte, die künstlichen Hebel, welche ausgebildete Disciplinen anwenden, verschmähte und daher die höchsten und reifsten Resultate derselben sich nicht leicht rein aneignete. Er selbst dachte bei dem Gedicht wohl an die Stümper in der Poesie, die, anstatt das überkommene Vortreffliche zu genießen, auf eigne Hand etwas produciren wollen. Die Ueberschrift hieße besser „Die Originalen" (vgl. unten Nr. 140).

---

116. Kritiker.

Erschienen 1815.

Das Gedicht bezieht sich wohl auf einen besondern Fall, wo ein täppischer, naseweiser Kritiker bei der Beurtheilung einer Production, die er ganz falsch auffaßte, die Finger verbrannte und sich lächerlich machte.

---

117. Kläffer.

Erschienen 1815.

Wenn Neider und Gegner wider uns bellen, so lasse man sich das nicht anfechten; es beweist nur, daß wir in frischer Thätigkeit und Bewegung sind. „Gegen die Kritik", sagt Goethe anderswo, „kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln."

---

118. Celebrität.

Erschienen 1815.

Große Celebrität beim Philistervolk gewinnt ein Mensch vor Allem durch ein tragisches Ende, mag er, wie der heilige Nepomuk, als Märtyrer sterben, oder als armer Sünder durch Henkershand; und jedes Bild von ihm, groß und klein, von Erz und Stein und Holz oder in Kupferstich und Holzschnitt, erregt lebhafte Theilnahme. So gelangte auch des Dichters Werther als „halb Heiliger, halb armer Sünder" zu der Ehre, in Holzschnittsgloria auf Jahrmärkten und in Wirthsstuben zu prangen. — In den beiden Schlußversen spricht sich ein ähnlicher Sinn

aus, wie bei den Bürgern im Faust, die behaglich von Krieg und Kriegsgeschrei sich unterhalten,

Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.

---

119. Pfaffenspiel.

1818.

Den Stoff zu dieser Parabel überkam der Dichter von Riemer. „Gelegentlich überbrachte Mittheilungen“, so berichtet dieser in seinem Werk über Goethe (I, 397) „beachtete er sehr und wußte sie augenblicklich oder später zu seinem Nutzen zu verwenden; wie er mich denn einmal höchlich überraschte durch den zu einer Parabel Pfaffenspiel verarbeiteten Stoff, den ich aus meinen Kinderjahren ihm mitgetheilt hatte, ohne die Accommodation, die er davon machen würde, im Geringsten zu ahnen. Mehrere dergleichen Fälle könnte ich anführen, lasse es aber bei diesem als einem der prägnantesten bewenden.“

Die Nutzanwendung der Kindergeschichte auf gewisse Dichter der neuromantischen Schule ist recht glücklich, die Behandlung des Gegenstandes sehr sorgfältig. Vergleicht man das Stück in Beziehung auf den Ton mit jenen ältern Poesien in Hans Sachsischer Manier, so findet man denselben Humor bei einer feinern und gewähltern Behandlungsart wieder.

---

120. Die Freude.

Spätestens 1768.

Das Gedicht erschien zuerst 1769 unter der Ueberschrift „Die Freuden“ im Leipziger Liederbüchlein (s. die

Bemerk. zu Nr. 25 in Bd. I, S. 58), war aber auch schon in der handschriftlichen Liedersammlung von Friederike Oeser enthalten und muß also vor Goethe's Abschied von Leipzig (Herbst 1768) entstanden sein. Im Liederbüchlein hat es folgende, von der jetzigen mehrfach abweichende Gestalt:

Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Chamäleon;
Bald roth und blau, bald blau und grün;
O daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und setzt sich auf die stillen Weiden.
Da hab' ich ihn!*)
Und nun betracht' ich ihn genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau.
So geht es Dir, Zergliedrer Deiner Freuden!

---

121. Gedichte.

Erschienen 1827.

Wer ein dichterisches Erzeugniß mit nüchternem Philistersinn lediglich von außen her, aus dem Gesichtspunkt eines den Alltags-Interessen hingegebenen Menschen „vom

*) In der Sammlung von Fr. Oeser, worin das Lied sonst mit Obigem übereinstimmt:

Da hab' ich ihn! Da hab' ich ihn!

Markt“ her betrachtet, wird es weder verstehen noch Freude daran haben. Wer aber in sein Inneres eindringt und Geist und Empfindung des Dichters, der es schuf, in sich aufweckt, wird die Bedeutung und die Schönheit seines Werks erkennen und sich daran erbauen und ergötzen.

---

122. Die Poesie.

1816.

Das Gedicht erschien erst 1821 in Kunst und Alterthum vor der Abtheilung: Poesie, Ethik, Literatur, war aber schon 1816 am 30. Juni gedichtet worden. — Bekanntlich wurden im frühen Alterthum Gesetze, Lebensvorschriften, wissenschaftliche Lehren und Kunstregeln in Verse gekleidet, und dadurch eindringlicher und gefälliger gemacht und dem Gemüth und Gedächtniß bleibender eingeprägt. Das poetische Gewand gab ihnen Anmuth und Würde.

---

123. Amor und Psyche.

Erschienen 1827.

Ein Cursus der Poetik und Aesthetik macht Keinen zu einem wahren Dichter; feurige Liebe, Gluth der Empfindung bringt erst die Quelle der Poesie in Fluß.

---

124. Ein Gleichniß.

1828.

Goethe legte das Gedicht einem Briefe an Zelter vom 21. Mai 1828 bei mit der Vorbemerkung: „Anmuthige

Uebersetzung meiner kleinen Gedichte gab zu nachstehendem Gleichniß Anlaß, welches als Vorläufer des nächsten Heftes (von Kunst und Alterthum) hiermit abgehen lasse."

---

125. Fliegentod.

1810.

Eine rein und zart ausgeführte Darstellung eines im sinnlichen Genusse sich verzehrenden Menschen, gedichtet zu Töplitz am 4. September 1910. — Ursprünglich lauteten:

V. 1 f. Sie saugt mit Gier verrätherisch Getränke
Unabgesetzt, vom ersten Schluck verführt;
V. 7. So im Genuß das Leben sich verliert.

---

126. Am Flusse.

Erschienen 1821.

Der Mensch wohnt am Strome der Zeit, die bisweilen, einem seichten, stockenden Flusse ähnlich, anregungslos für ihn verfließt, ein ander Mal, wie ein angeschwollener, Wiesen wässernder Strom, seinen Zwecken förderlich wird (Str. 1). Er sieht, wie die Mitmenschen, wenn die Zeit ihnen günstig ist, sie zu ihren Geschäften verwenden, und die hiezu ungeeigneten Stunden froher Unterhaltung und Erholung widmen (Str. 2). Indem er dies beobachtet, soll er ohne Hast, aber ohne Rast seinen eigenen Geschäften und Pflichten obliegen, und wie der gemessen dahinziehende Zeitstrom unausgesetzt weiter streben.

---

127. Fuchs und Kranich.

1819.

Folgende Stelle eines Briefes von Goethe an Knebel vom 9. November 1814 läßt vermuthen, daß diese Parabel schon damals in Gedanken concipirt war, wenn sie gleich erst am 16. October 1819 zum Abschluß kam: „Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise."

Lessing hat selbst eine Reihe von Fabeln bezeichnet, die er aus Aesopischen dadurch gewonnen, daß er entweder einzelne Umstände in der Geschichte änderte, oder diese einen Schritt weiter führte, oder eine andere Moral hineinlegte. Auf ähnliche Art gelangte Goethe zu der vorliegenden Parabel, so wie auch Schiller zu seiner auf Nicolai zielenden satyrisch-epigrammatischen Fabel „Der Fuchs und der Kranich"*), die er später unterdrückt hat. Den unserm Gedicht zu Grunde liegenden Gedanken hat Goethe auch anderswo ausgesprochen: Wer Jedem etwas (d. h. etwas ihm Angemessenes und Zusagendes) bringt, ist Allen willkommen. Indeß hielt er es selbst, wie bekannt, in der Regel nicht mit dieser Maxime. Er war gewöhnlich weit entfernt, sich nach „Schnauz und Schnabel" zu richten, und glaubte zufrieden sein zu können, wenn er den Besten seiner Zeit genug gethan. — Das Gedicht ist mit großer Sorgfalt im Einzelnen behandelt und mit gutem Humor durchgeführt. Der Stoff ist sehr schön symmetrisch in die einzelne Strophen vertheilt, auch der Reim wohlgelungen

*) In meinem Commentar zu Schiller's Gedichten 3 Aufl. II, S. 285

bis auf zwei Stellen, wo Assonanzen die Stelle desselben vertreten (Str. 1, V. 2 und 4, und Str. 3, V. 1 und 3).

---

128. Fuchs und Jäger.

Erschienen 1821.

Es ist die Aufgabe des Fuchsjägers, das Wild im dichtverwachsenen Walde aufzuspüren, und die der Fachgelehrten, einen klug versteckten wissenschaftlichen Irrthum aufzudecken. Wenn aber der Jäger es mit dem Fuchse, die Gelehrtenzunft es mit dem Irrthum hält, wie die Physiker mit Newton's Theorie, wie soll da der Irrthum erkannt und beseitigt werden? Man begreift dann manche räthselhafte Erscheinung, worüber man sich jetzt den Kopf zerbricht; speciell, wie das verwitterte Ratten- und Eulennest der Newton'schen Farbenlehre noch immer für eine feste Burg angesehen wird.

---

129. Beruf des Storchs.

Erschienen 1833.

Der Storch ist von der Natur angewiesen, sich an Sümpfen von Würmern und Fröschen zu nähren; was gibt ihm ein Recht, sich auf dem Kirchthurm anzusiedeln? So manche unserer Kritiker haben nur Sinn für Niedres und Gemeines; was befugt sie, auf hohem Recensentenstuhl über Edles zu Gericht zu sitzen? Sie machen dort, wie der Storch, verdrießliches Geklapper genug, und doch wagt Keiner, sie auf ihrem Sitz zu stören, obwohl sie in

ihren Anspruch darauf nur durch Besudelung des Edlen zu beweisen wissen.

---

130. Die Frösche.

Erschienen 1821.

Die „Frösche“ scheinen die neuromantischen Sänger zu sein, deren Teich in der classischen Periode unsrer Poesie zugefroren war. Sie hielten sich damals still in der Tiefe, versprachen sich aber, wenn ihr Frühling komme, wie Nachtigallen zu singen. Ihr Frühling kam, und weit und breit begann ihr Lied, aber es war, wie vor alter Zeit, ein Frosch-Concert.

---

131. Die Hochzeit.

Erschienen 1821.

Die Menschen haben einen so großen Hang, sich in Feststimmungen zu versetzen und sich einen guten Tag zu machen, daß ihnen gar nicht viel darauf ankommt, was eigentlich den Anlaß dazu gegeben.

---

132. Begräbniß.

Erschienen 1827.

Wie es scheint, soll das Gedicht nur die Erfahrung veranschaulichen, daß die Welt ein memento mori sich zu einem memento vivere zu wenden pflegt; doch dürfte die Ausführung nicht ganz glücklich, und vielleicht das Eine

sich durchhinziehende Reimpaar hinderlich gewesen sein. V. 7 würde ich lieber lesen:

Uns trägt man nächstens auch hinaus.

---

133. Drohende Zeichen.

Erschienen 1821.

In schlimmen Zeiten denkt ein abergläubisch beschränkter Mensch, der Himmel habe es bei der allgemeinen Landes-Calamität speciell auf ihn und die Seinigen abgesehen, und deutet daher auffallende Himmelserscheinungen als seinem Hause ausschließlich geltend. Der einsichtigere Nachbar, dem er seine Besorgniß mittheilt, belehrt ihn, daß die drohenden Sterne auch über Anderer Häusern stehen, und leitet daraus den Rath ab, an seiner Stelle der Noth nach Kräften entgegenzuwirken und das Unabwendbare wie Andere zu tragen. — Auffallend und unklar ausgedrückt ist V. 15.

---

134. Die Käufer.

1820.

Der zu Karlsbad am 1. Mai 1820 abgehaltene Jahrmarkt rief diese Parabel hervor, die Goethe am nächsten Tage seinem Freunde Zelter in folgender Form zusandte:

Profit vom gestrigen Jahrmarkte.

Parabel.

Zu der Aepfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen.

Alle wollten kaufen!
Mit munterm Sinn
Griffen sie in die Haufen; —
Sie hörten den Preis,
Und warfen sie wieder hin,
Als wären sie glühend heiß.

Was der für Käufer haben sollte,
Der Alles gratis geben sollte!

Durch die Einschiebung der jetzigen Verse 6 und 7 sind die Reimwörter „Sinn" und „hin" (V. 4 und 9) etwas zu weit von einander gerückt worden. — Wer in Leben, Kunst und Wissenschaft etwas Tüchtiges erwerben will, muß sich entschließen können, dafür einen angemessenen Preis an Zeit, Anstrengung und mannigfachen Opfern zu entrichten.

---

135. Das Bergdorf.

Erschienen 1821.

Wenn die Menschen ein Mißgeschick erfahren, pflegen sie den Schaden nothdürftig zu ersetzen und dann leichtsinnig weiter zu leben, ohne an Sicherung für die Zukunft zu denken. So haben auch die Bauern des abgebrannten Bergdorfs so leichtfertig gebaut, daß, wenn ihnen nicht der Zufall günstig ist, sie bald dasselbe Schicksal erleben, und zuletzt Gott selbst, auf dessen Schutz sie rechnen, bankerott werden könnte.

136. Symbole.

Erschienen 1827.

Die katholische Kirche nimmt es, wenn man nur festen Glauben an ihre „Mythologeme" zeigt, mit den Symbolen, wodurch man ihn kund gibt, nicht genau, und hat beispielsweise nichts dagegen, wenn man am Palmsonntage statt der ächten Palmen Stechpalmen, Oelbaumzweige oder auch nur Weidenzweige verwendet.

137—139. Drei Palinodien.

Erschienen 1827.

Der Grundgedanke der ersten Palinodie (das Wort bezeichnet eigentlich die Zurücknahme eines Schmähliedes, hier aber den Widerspruch gegen eine Aeußerung) ist dieser: Die äußere Gottesverehrung, die Form des Cultus soll mit der innern Frömmigkeit nicht disharmoniren. Der Mensch, der das Bild der Gottheit aus dem Edelsten, was er in sich gewahrt, zusammensetzt, darf ihm weder ein Opfer bringen, wovor ihm selbst graut, noch ein solches, das den Opferer gleichgültig läßt. Daher heißt es (V. 1 bis 8) im Widerspruch gegen die als Motto vorgesetzten Verse: Wenn Dir persönlich vor dem allgemein geschätzten Weihrauch, als einem Gifte, graut, so sollst Du ihn Deinem Gott nicht darbringen; und (V. 9—12): Wenn Du empfindungslos („mit starrem Angesicht") das Opferwerk begehst, wird der Gott auch für Dich gefühllos sein.

Die zweite Palinodie, in doppelter Weise ausgeführt („ἄλλως" auf andere Art), lehrt, daß Geist und Schönheit am vortheilhaftesten wirken, wenn sie verbündet sind. Herr

Geist, darüber zürnend, daß die Welt der Schönheit den Vorzug gibt, läßt ihr durch Herrn Hauch (wohl mit dem französischen esprit in seiner speciellern Bedeutung verwandt) den Text lesen. Sie kümmert sich um den gemüthlosen zungenfertigen Abgesandten nicht, sondern wendet sich direct an den Principal und gibt ihm zu bedenken, wie unklug er thue, sich von ihr zu trennen, und was sie zusammen für ein hübsches Paar bilden werden. — Das Anhängsel 'Αλλως hebt dann weiter hervor, daß die Schönheit und die Empfänglichkeit für dieselbe continuirlich in der Welt fortlebt, während der Geist sich bisweilen ganze Generationen hindurch verdüstert und verlöscht. Aber er erwächst nach Autochthonenart immer wieder von selbst und vermählt sich dann zu seinem schönsten Lohne mit der Schönheit.

Die dritte Palinodie wendet sich gegen die Sinnesart der Philisterwelt, die bei großartigen Naturphänomenen nur für den daraus erwachsenden Nutzen oder Schaden ein Auge hat, während sie unempfänglich für ihre Schönheit und Erhabenheit bleibt und nicht an Erforschung der ihnen zu Grunde liegenden Gesetze denkt.

---

140. Die Originalen.

1830.

Der Leser dieses Commentars wird sich vielfach überzeugt haben, daß Goethe nicht besonders ängstlich gewesen, den Ruhm der Originalität zu bewahren. Er leitete unbedenklich fremde Quellen in sein Eigenthum, wenn sie dazu dienten, seine Pflanzungen zu befruchten und zu verschönern.

So war es ihm denn auch verhaßt, wenn Andere sich auf ihre Originalität viel zu Gute thaten; und unter der nächstfolgenden Rubrik sagt er in den Versen „Den Originalen" von Einem, der sich brüstet, keinem lebenden Meister, noch einem Todten etwas schuldig zu sein:

> Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
> „Ich bin ein Narr auf eigne Hand."

Im vorliegenden Gedicht ist der Begriff der Originalen etwas anders gewendet. Es sind darunter Solche verstanden, die sich nicht zu dem Genusse des Erfreulichen in Kunst und Poesie, das Andere ihnen zubereitet, herbeilassen, sondern sich den Genuß durch eignes Schaffen bereiten wollen.

---

141. Bildung.

Vermuthlich um 1828.

Auch hier zeigt sich wieder, daß Goethe Alles, was auf den Gebieten der Kunst und des Wissens geschaffen und geleistet worden war, als ein Gemeingut betrachtete, wovon Jeder zu seiner Bildung wie zur Ausstattung seiner Geisteswerke Gebrauch machen dürfe, ohne darum zum Plagiarius zu werden. Das vorliegende erst 1833 gedruckte Gedicht läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit der oben angegebenen Zeit zuweisen, da Goethe am 16. Decbr. 1828 in den Gesprächen mit Eckermann sich über die Sucht, nach den Quellen der Bildung berühmter Männer zu forschen, lustig machte. „Man könnte eben so gut", sagte er, „einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere

Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist." Ein ander Mal ging er sogar in Ueberbescheidenheit so weit, zu behaupten: „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden, nicht viel übrig bleiben würde."

---

142. Eins wie's andre.

Erschienen 1833.

Das Menschenleben ist wie ein Sardellen-Salat, aus den verschiedensten Ingredientien, scharfen und milden, zusammengesetzt, und bleibt eben dadurch von der frühsten Jugend bis zum Alter pikant und zum Genuß ladend. Das Heterogenste genießt man zusammen, als wäre es ein einziges homogenes Gericht. — Bemerkenswerth ist der Gebrauch des Wortes „Gesind" (V. 7) in dem Sinne: ein Ganzes, eine enge zusammengehörige Gesellschaft, wie denn auch ursprünglich Gesinde eine Reisegesellschaft bezeichnet (althochd. sint-Reise, ka- oder ki- Vorsylbe von Sammelnamen).

---

143. Valet.

Erschienen 1827.

In frühern Jahren legte der Dichter seine Productionen Andern zur Betrachtung und Beurtheilung vor. Da war denn ihres Meisterns und Besserns kein Ende; sie wollten Alles umgebaut und ihre Grillen hineingearbeitet haben, und was der Eine so wünschte, verlangte ein Anderer

anders, bis er ihnen zuletzt sämmtlich die Thüre wies. Jetzt hält er Wache vor seinem Hause, und wenn der Kritikerpöbel, der auf Straßen und Markt lärmt, vor seine Thüre kommt, heißt er ihn seines Weges gehn, wie sehr er darob ergrimmt, und findet sich wohl dabei.

---

144. Ein Meister einer ländlichen Schule.

Erschienen 1808.

Der „Meister einer ländlichen Schule" ist ein Kritiker, der bisher in niedern literarischen Sphären den belehrenden und strafenden Schulmeister gespielt hat, doch nun einmal in bessern Kreisen sein Handwerk üben möchte. Die vornehme Gesellschaft, in die er tritt, imponirt ihm so, daß er dem ersten Begegnenden gleich ein tiefes Compliment macht, damit aber zugleich einem Andern einen derben Stoß versetzt. Indem er diesen zu begütigen sucht, verletzt er einen Dritten, und so treibt er es mit Abbitten und Kränkungen fort, bis man ihm die Thüre weist. — Aergerlich darüber, daß er seiner Kritikernatur so untreu geworden und sich so schmiegsam gezeigt, kehrt er in sein Gebiet zurück und zertritt hier nicht etwa schlechten steinigen Boden, sondern gute Aecker und Wiesen „mit latschen*) Füßen". Die derbe Lection, die ihm dieses von dem Besitzer derselben einträgt, versetzt ihn in die beste Laune, da er sich nun wieder in seinem rechten Elemente fühlt.

---

*) Latsch, hier adjectivisch gebraucht, bezeichnet als Substantiv einen alten abgetragenen Schuh, auch einen plumpen Menschen.

145. Legende vom Hufeisen.

Spätestens 1797.

Da unser Gedicht im Schiller'schen Musenalmanach auf das J. 1798 (mit der einfachen Ueberschrift „Legende" und der Variante „So hätt'st Du's" im drittletzten Verse) erschien, und der Almanach frühzeitig im vorhergehenden Jahre gedruckt ward, so gehört es spätestens der ersten Hälfte von 1797, wenn nicht gar einer frühern Zeit an. Schon um jene Zeit begann die mit spätern Jahren immer zunehmende Neigung Goethe's für's Allegorisch- oder Symbolisch-Didaktische hervorzutreten. Die von seinem „lehrhaften" Vater ererbten Charakterzüge, die früher unter den von seiner genialen Mutter überkommenen verdeckt gelegen hatten, kamen jetzt mehr und mehr an den Tag. Zu ihnen gehörte auch die Achtung für scheinbar Kleines und Geringfügiges. Goethe war seitdem nicht mehr ein Verschwender seiner Geistesschätze; er hielt in der Ueberzeugung, daß „wer mit Secunden und Minuten sparsam wäre, ein Geistesmillionär werden könnte", auch das minder Bedeutende sorgfältig zu Rathe. Er war haushälterisch und ordnungsliebend, wie in äußern Dingen, so auch mit seinem geistigen Erwerb, sammelte und hob Mancherlei für zukünftigen Gebrauch auf, und sprach so auch mit der Lehre dieser Legende eine ihn persönlich leitende Maxime aus:

> Wer geringe Dinge wenig acht't,
> Sich um geringere Mühe macht.

In der formellen Behandlung kehrte der Dichter zu jenen dem Gegenstand ganz angemessenen freiern Reimzeilen zurück, wie er sie einst in Hans Sachsens poetischer Sendung angewandt hatte. Es sind wieder Verse ohne festes

Metrum, aber mit einer bestimmten Zahl (vier) Hebungen. Auch der treuherzige Ton des alten Meistersängers kehrt in dem Gedichte wieder; und so gibt uns Goethe hier ein eben so schönes Muster für die scherzhafte Legende, als Herder deren für die ernste Gattung aufgestellt hatte.

Epigrammatisch.

Wie wir unter der vorhergehenden Rubrik „Parabolisch" manchem Gedichte begegneten, dem man kaum einen parabelartigen Charakter zugestehen kann, so finden wir auch in der hier zusammengestellten Gruppe eine größere Anzahl von Gedichten, die höchstens in dem Sinne etwas Epigrammatisches haben, daß sich entweder ein Gedanke anmuthig zuspitzt, oder eine Erzählung, eine Beschreibung, ein Gespräch in eine frappante, oder scherzhafte, oder satirische Pointe ausläuft. Der Dichter charakterisirt selbst diese Rubrik durch das vorgesetzte Motto:

> Sei das Werthe solcher Sendung
> Tiefen Sinnes heitre Wendung.

---

146. Das Sonett.

Vor 1802.

Unser Gedicht, eine Abwehr des Sonetts, muß, wenn gleich erst 1806 gedruckt, doch wohl schon vor 1802 ent-

standen sein, da in diesem Jahre, wie aus dem sogleich (Nr. 47) zu erwähnenden Sonette erhellt, bei ihm der Widerwille gegen diese Form verschwunden war. Als Wortführer der Freunde des Sonetts in den beiden Vierzeilen (die durch Anführungszeichen abgesondert sein sollten) kann man sich füglich A. W. Schlegel denken, von dem ein Gedicht mit gleicher Ueberschrift so lautet:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich, freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Gegen die hier ausgesprochenen Gedanken, wenn auch nicht speciell gegen das mitgetheilte Gedicht, wendet sich Goethe's Sonett. Er lehnt die Aufforderung, sich gleichfalls in der erneuten Kunstform zu üben, mit der Antwort ab, so gern er auch seine Empfindungen in dergleichen kunstreiche Maße einkleiden möchte, trage er doch Bedenken, es zu versuchen, da er dem natürlichen Ausdruck des Gedankens oder des Gefühls dabei Abbruch zu thun befürchte. In dem nächst-

folgenden Sonett „Natur und Kunst" aus dem J. 1802, dem auch ein anderes im zweiten Akt der natürlichen Tochter vorkommendes angehört, spricht sich eine veränderte Ansicht über das Verhältniß von Inhalt und Form, von Natur und Kunst aus, und so sind wir wohl berechtigt, das vorliegende Sonett einer etwas frühern Zeit zuzuweisen. — In der Ausgabe von Goethe's Werken vom J. 1806 begann V. 12: „Doch weiß ich hier u. s. w."

---

147. Natur und Kunst.

1802.

Im J. 1802 wurde ein neues Schauspielhaus für das Lauchstädter Sommertheater gebaut. Goethe schrieb im Juni dieses Jahrs für die Eröffnung desselben das Vorspiel „Was wir bringen". Es erscheinen darin neben andern symbolischen Personen eine Nymphe als Repräsentantin des Natürlichen, Naiven in der Poesie, und ein Knabe mit zwei Masken, einer tragischen und einer komischen, in der Hand, der die jüngst auf der Bühne versuchten Maskenspiele und überhaupt das Kunstgemäße in der Dichtkunst symbolisch darstellt. Die Nymphe flieht voll Grauen vor dem Knaben mit seinen Larven; das natürliche Gefühl sträubt sich gegen die ihm hohl und todt erscheinenden Kunstformen. Da berührt Mercur beide mit seinem Stabe, „dem Seelenführer" und verkündet ihnen:

> Nun werdet ihr,
> Natürliches und Künstliches, nicht mehr
> Einander widerstreben, sondern stets vereint
> Der Bühne Freuden mannigfaltig steigern.

Die Nymphe beginnt nun in plötzlich umgewandelter Stimmung:

> Wie ist mir? welchen Schleier nahmst Du mir
> Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
> So warm als sonst, ja freier glüht und schlägt? —
> Herbei, Du Kleiner! keinen Gegner seh' ich,
> Nur einen Freund erblick' ich neben mir ...

worauf sie denn unter Hindeutung auf das Wort des Horaz, daß Natur und Kunst sich einander bedürfen, um Erfreuliches zu leisten, mit dem vorliegenden Sonette schließt. Das Gedicht erkennt im Allgemeinen für den, der Großes leisten will, „die Beschränkung", die Befolgung bestimmter Regeln und Gesetze, in der Kunst wie im Leben, als unerläßlich an, tritt damit aber auch im Besondern der Behauptung der Freunde des Sonetts im vorhergehenden Gedichte bei:

> Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
> Wenn sich die Geister gar gewaltig regen,
> Und wie sie sich denn auch gebärden mögen,
> Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

---

148. Vorschlag zur Güte.

Erschienen 1806.

Dieses und die drei folgenden Gedichte beziehen sich auf Ehe und Liebesverhältnisse. Wahrscheinlich entstand das vorliegende kurze Zeit vor seiner Veröffentlichung und hängt wohl mit der Conception der Wahlverwandtschaften zusammen, worin Goethe die verschiedenen Auffassungen des ehelichen Verhältnisses darstellt. Er sagt in den Annalen

unter dem J. 1809, er habe den Hauptgedanken des Romans schon vor einigen Jahren gefaßt; und damit übereinstimmend nennt er unter dem J. 1807 bei Erwähnung der für die Wanderjahre bestimmten Erzählungen auch die Wahlverwandtschaften, wozu bereits damals ein Schema weit gediehen und manche Vorarbeiten vollbracht waren. Indem er sich hierbei jene mannigfaltigen Anschauungen der Ehe vergegenwärtigte, mag sich ihm eine der leichtfertigsten in diese Form gekleidet haben. Der Graf in den Wahlverwandtschaften (I, Cap. 10) hält eben so wenig von der Unlöslichkeit des Ehebündnisses, als „Sie“ in unserm Gedichtchen.

---

149. Vertrauen.

Erschienen 1815.

Der Kern des ziemlich unbedeutenden Gedichtes liegt in dem Gedanken, daß zum Glück eines Liebenden festes Vertrauen auf die Geliebte erforderlich sei, welches sich nicht irre machen läßt, wenn auch Andere anders von ihrer Treue denken.

---

150. Stoßseufzer.

Vermuthlich um 1780.

Obwohl erst 1806 veröffentlicht, gehört dieser „Stoßseufzer“ höchst wahrscheinlich der frühern Weimarischen Zeit an. Schon in dem Sprachlichen deutet Einiges auf jene Periode hin, so die Form „verruckt“ (V. 2) und der Ausdruck „Dumpfheit“ (V. 3; vgl. die Anmerkung zu I,

Nr. 85). Dazu kommt, daß Riemer uns ähnliche Reflexionen über körperliche und geistige Diät aus Goethe's Tagebuch vom 1. bis 15. April 1780 mittheilt: „Seit drei Tagen keinen Wein! Sich nur vor dem englischen Bier in Acht zu nehmen: Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich." Und unter gleichem Datum: „Da wir alle nicht mehr verliebt sind, und die Lava-Oberfläche verkühlt ist, so ging's recht munter und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht visitiren, da brennt's noch."

151. Erinnerung.

1830.

Goethe steuerte die Verse im J. 1830 zum „Chaos" bei, einer von seiner Schwiegertochter gegründeten Zeitschrift origineller Art, wovon nur Mitarbeiter ein Exemplar bekamen, das sie nicht weiter verbreiten durften. Der Hauptgedanke ist, daß Liebesglück oft auf einer beiderseitigen Illusion, auf einer irrthümlichen Vorstellung von der Persönlichkeit des Andern beruht (vgl. 149). Der überraschende Ausdruck dieses Gedankens durch die frühere Geliebte, die zuerst auf die Vergegenwärtigung des ehemaligen Glücks sich einzulassen scheint, schließt den Dialog scharf ab.

152. Perfectibilität.

Erschienen 1806.

In diesem und dem nächstfolgenden Gedichte weist der Dichter die Ueberlästigen ab, die ihn meistern und zu

bessern suchen. Wohl hält er sich für perfectibel (vervollkommnungsfähig) und möchte besser sein, als er ist; aber wenn er es auch wäre, so würde ihn das nicht vor weitern Zumuthungen schützen. Die von ihm verlangen, er solle besser, als sie selbst sein, sollten ihn vor Allem belehren, wie er sich dazu anzuschicken habe. Er gesteht, daß er sich gern vor Andern auszeichnen möchte; aber da hört er schon seine Gegner sprechen, wie die Epheser zu ihrem Mitbürger Hermodorus, als sie ihn auswiesen: Wer sich unter uns hervorthut, suche sich einen andern Aufenthaltsort. — Die beiden letzten Verse sind, wie dies auch im ersten Druck geschehen, durch Anführungszeichen abzusondern.

153. Geständniß.

Erschienen 1827.

Hier fertigt der Dichter seine Tadler mit muthwilligerm Humor ab, als im vorhergehenden Gedichte. Er räumt ein, durch manche seiner Productionen der Welt ein Aergerniß gegeben zu haben, meint aber, er habe gleich den Fehler wieder gut gemacht, und antwortet auf die Frage, wie er das angefangen, durch eine neue anstößige Production habe er die Leute so aufgeregt und in Anspruch genommen, daß sie des frühern Fehlers vergaßen.

154. Schneider-Courage.

1810.

Im J. 1810 erhielt Goethe den Anstoß zu einer Anzahl für musikalische Begleitung berechneter Gedichte durch

„eine freiwillige Hauskapelle“, deren schon im ersten Bande bei den geselligen Liedern „Rechenschaft“ und »Ergo bibamus« gedacht worden. Zu ihnen gehört wohl das vorliegende Gedicht, in der Correspondenz mit Zelter der Schneider, auch das Spatzenliedchen genannt. Der Dichter hat es, so wie auch das später zu besprechende „Genialisch Treiben“, nur wegen der gedrängten und scharf zugespitzten Form unter die Rubrik „Epigrammatisch“ aufgenommen. Wahrscheinlich hat folgendes Volkslied von etwas modernem Anstrich die Anregung zu dem Liede gegeben:

Es ist ein Schuß gefallen;
O sagt, wo fiel der Schuß?
Man hört es tüchtig knallen
Dort drüben an dem Fluß. Piff, paff!

Es läßt sich wohl vermuthen,
Daß man nach Spatzen schoß.
Nach Kirschen, nach den guten,
Da ist ihr Lüstchen groß. Piff, paff!

Wohl Mancher schießt daneben,
Schießt Böcke ohne Bart,
Schießt fehl in seinem Leben,
Wie sehr er sich bewahrt. Piff, paff!

---

155. Katechisation.

1773.

Das Gedicht erschien zuerst anonym im Wandsbecker Boten vom 26. October 1773 mit der Ueberschrift Katechetische Induction. Es ist eine Satire auf die Lehrer,

welche die sokratische Methode am unrechten Orte anwenden. Die Verse 4 und 5 hießen ursprünglich:

Lehrer.
Und der, von wem hat's der?
Kind.
Vom Großpapa.
Lehrer.
Von wem hat's denn der Großpapa bekommen?

---

156. Totalität.

Erschienen 1815.

Das Gedicht verspottet unsre modernen Cavaliere ohne männliche Energie und soliden Besitz, die durch artigen Scherz die Damenwelt für sich einnehmen, mit einem Rückblick auf die ehemaligen Ritter, deren Werth und Bedeutung auf einer streitfertigen Faust und einem gesicherten Vermögen beruhte.

---

157. Das garstige Gesicht.

1773.

Die in der ersten Auflage dieses Commentars aufgestellte (damals lebhaft bestrittene) Annahme, daß dieses Gedicht an die Wetzlarer Lotte, Kestner's Gattin, gerichtet sei, hat sich unterdeß durch das Erscheinen der Schrift „Goethe und Werther, von A. Kestner" als richtig erwiesen. Goethe schickte es zuerst an Kestner am 15. September 1773, behielt aber das Portrait, worauf es sich bezieht, zurück, weil es nicht nach Wunsch gerathen war. Am 31. August 1774

sandte er es, wenig verändert, nochmals mit seiner Silhouette. In dem beigefügten Briefe deutet folgende Stelle darauf hin, daß der Ausdruck „Das garstige Gesicht" sich von Lotte herschrieb: „Adieu, Lotte, ich danke Dir, daß Du wohl lesen magst, was ich schreiben und drucken lasse; hab' ich Dich doch auch lieb. Küß mir den Buben. Und wenn ich kommen kann, ohne viel zu reden und schreiben, stehe ich wieder vor Dir, wie ich einst von Dir verschwand, darüber Du denn nicht erschrecken, noch mich ein garstig Gesicht schelten magst."

In der ersten Gestalt hatte das Gedicht folgende Varianten:

V. 1. Wenn einen seligen Biedermann
V. 5. Da heißt's: Seht hier von Kopf und Ohren,
V. 7. Seht seine Mienen und seine Stirn;
V. 13 ff. Magst wohl die lange Nase seh'n,
Der Augen Blick, der Locken Wehn,
Es ist ohngefähr das garst'ge G'sicht.

In der zweiten Form, worin es die Silhouette begleitete, lauteten:

V. 1 f. Wenn einen sel'gen Biedermann
Pastor oder Rathsherr lobesan
V. 5 ff. Da heißt's: Seht hier von Kopf und Ohren
Den Herrn hochwürdig wohlgeboren,
Seht seine Mienen und seine Stirn;
V. 12 ff. Ich schicke meinen Schatten Dir,
Magst wohl die lang Nase seh'n,
Der Stirne Drang, der Lippe Flehn,
's ist ohngefähr das garst'ge Gesicht.

158. Diné zu Coblenz.

1774.

Im Juli 1774 machte Goethe mit Lavater und Basedow eine Fahrt die Lahn hinab. In Coblenz stieg das berühmte Kleeblatt im Gasthof zu den drei Reichskronen ab. Alle Drei erregten, Jeder in seiner Art, Neugier und Antheil in der gebildeten Welt. Goethe und Basedow schienen zu wetteifern, wer am unartigsten sein könnte; Lavater benahm sich vernünftig und klug, konnte indeß seine Herzensmeinungen nicht verbergen, und erschien dadurch den Menschen vom Mittelschlag höchst auffallend. Eins seiner Lieblingsthemata war die Offenbarung Johannis, über deren Räthsel er größtentheils im Reinen zu sein glaubte. Basedow aber, so herzgewinnend er auch zu sprechen wußte, wenn er für sein philanthropisches Unternehmen Antheil erwecken wollte, verletzte häufig die Zuhörer durch Auskramung seiner heterodoxen Ansichten über Religionsgegenstände. Er war das Gegenstück von Lavater. Wenn dieser die ganze Bibel buchstäblich für geltend annahm und bis auf den heutigen Tag für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneinen und Glaubenslehren wie äußere kirchliche Handlungen nach seinen Grillen umzumodeln. Diese Eigenheiten beider Männer zeigten sich denn auch bei dem Gasthofs-Diner vom 19. Juli 1774, dessen Andenken Goethe in den vorliegenden Versen erhalten hat. „Ich saß zwischen Lavater und Basedow", erzählt er in Wahrheit und Dichtung; „der erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß

die Taufe ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei;

> Und ich behaglich unterdessen
> Hätt einen Hahnen aufgefressen."

Als sie darauf fürder nach Neuwied zogen, schrieb Goethe die Schlußverse des Gedichtes in irgend ein Album:

> Und, wie nach Emaus, weiter ging's
> Mit Sturm- *) und Feuerschritten u. s. w.

Zu den Versen, wo es von Lavater heißt:

> Und maß mit einem heiligen Rohr
> Die Cubusstadt und das Perlenthor u. s. w.

setzen wir die betreffenden Stellen aus der Offenbarung Johannis hierher: Cap. 21, 25 f. „Und der mit ihm redete hatte ein gülden Rohr, daß er die Stadt messen sollte, und ihre Thore und Mauern. Und die Stadt war viereckig ... Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich ..."; 21, 22: „Und die zwölf Thore waren zwölf Perlen, und jegliches Thor war von einer Perlen." — „Herr Helfer" heißt (V. 3) Lavater als Diakonus oder Vicar am Waisenhause zu Zürich, womit zugleich wohl scherzend auf seine Hülfeleistungen in allerhand sittlichen und religiösen Angelegenheiten angespielt wird.

Das Gedicht charakterisirt trefflich das damalige lebensfrohe Weltkind Goethe im Gegensatz zu den beiden Propheten. Während Lavater und Basedow, jeder in einer Idee befangen, wofür sie die Menschen erwärmen und gewinnen wollten, das Land durchzogen, brachte Goethe überall der Welt ein freies, offenes, empfängliches Herz entgegen,

---

*) So lautet der Vers in Wahrheit und Dichtung.

das alles Erfreuliche der Natur und des Menschenlebens, Großes und Gewöhnliches, zu umfassen strebte. Die Sprache ist die der kraftgenialischen Zeit, frisch, derb und keck. Bemerkenswerth sind die Formen: „Hätt ein Stück Salmen aufgespeist“, „Hätt einen Hahnen aufgefressen“ und: „Prophete rechts, Prophete links“, die vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichen.

---

159. Jahrmarkt zu Hünefeld.

1814.

Unter mehrern Hünefeld oder Hunefeld ist hier ein Städtchen im Fuldaischen dieses Namens gemeint. Goethe machte im Juli 1814 eine Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden und kam auf dem Wege am 26. Juli zu Hünefeld in den Jahrmarkt hinein.

Das Gedicht schließt sich in Ton und Haltung an das um 30 Jahre ältere nächstvorher besprochene an. Beim Anblick der bunten Jahrmarktsmenge erinnert sich der Dichter Lavater's und seiner physiognomischen Lehren, für die auch er einst geschwärmt hatte, und will diese hier an den mannigfaltigen Käufern einmal auf die Probe nehmen. Kannegießer (in seinen Vorträgen über Goethe's lyrische Gedichte) findet die Ausbeute seiner Prüfung etwas schwach. „Er sieht Soldaten“, sagt er, „Bauern und Bürger, Frauen und Mädchen. Und was sieht er ihnen an? den Soldaten, daß sie aus dem Kriege kommen, oder doch ihrer gewöhnlichen Beschwerden jetzt ein wenig frei sind und gerne noch länger frei blieben; den Bauern und Bürgern, daß sie noch an den Nachwehen der Geldleistungen und Lieferungen

leiden und mißvergnügt sind, und den Weibern, daß die Töchter der Eva mit leichtem Sinne sich an das Ungemach der Männer und ihren eigenen Antheil daran nicht kehren, sondern in guter Ruh an ihren Bedarf, auch wohl an den Putz denken und sich Schuhe anprobiren. Nun, das sind denn gar gewaltig feine Beobachtungen, die Jeder mit dem einfachsten Verstande und gesunden Augen auch machen würde. Dazu bedurfte es, in der Schule Lavater's gewesen zu sein? Das sind die treuen Ueberlieferungen, von denen es heißt: „Das ging sehr weit!". — Indeß, meint Kannegießer, liege eben in dieser trockenen Aufzählung des Allergewöhnlichsten zugleich eine recht trockene und geringschätzige Verspottung jener tiefen Weisheit und eine Verhöhnung des „stolzen Geists-Vertrauens".

---

160. Versus memoriales.

Spätestens 1782.

Diese Verse, nach Analogie der in Lehrbüchern vorkommenden, das Memoriren erleichternden Gedenkverse benannt, wurde zuerst 1782 im Tiefurter unter dem Titel „Beitrag zur Kalenderkunde" veröffentlicht. Schöll meint, es könnte auf dieselben folgende Stelle eines Briefes von Goethe an Frau von Stein vom 1. Januar jenes Jahres gehen: „Beikommendes bitte ich als ein Geheimniß zu bewahren; es ist ein lächerliches Werk und besser ausgeführt als gedacht." In der That scheint dem Gedanken stellenweise Gewalt angethan und daher das Gedicht unklar geworden zu sein. Die lateinischen Ausdrücke sind ganz in der Reihenfolge, wie sie hier vorkommen, die Bezeich-

nungen der dreizehn Sonntage vor Pfingsten, meist Anfangswörter der dann gesungenen Collecten. Ostern wird angedeutet in dem Verse: „Auf Oster-Eier freuen sich“; Spiritus im Schlußverse weist auf Pfingsten, das Fest der Sendung des h. Geistes. Die Anfangsverse lassen erwarten, daß das Gedicht heirathslustigen Mädchen in den Mund gelegt sei:

Invocavit (er, oder sie rief) wir rufen laut,
Reminiscere (gedenke) o wär' ich Braut!
Die Oculi (Augen) geh'n hin und her;
Lætare (freu Dich) d'rüber nicht so sehr.
O Judica (richte) uns nicht so streng!
Palmarum (der Palmen) streuen wir die Meng'.

Aber das Weitere läßt sich nicht ohne Zwang in diesem Sinne deuten.

161. Neue Heilige.

1787.

Diese neue Maria Magdalena war die in die berüchtigte Halsbandgeschichte verflochtene Marie Nicole le Guay, genannt d'Oliva, in Goethe's Großkophta die Nichte. Zu Brüssel mit ihrem Geliebten verhaftet, erregte sie als junge, zärtliche Mutter und durch lebhaft kund gegebene Reue allgemeines Mitleid und wurde nach ihrer Freisprechung (31. Mai 1786) überall, wohin sie kam, der Gegenstand großer Neugierde und Theilnahme.

162. Warnung.

1778.

Bei den Briefen Goethe's an Frau von Stein fand sich, mit Bleistift geschrieben, das vorliegende Gedichtchen folgender etwas abweichender Form, wozu Friedrich von Stein die Anmerkung hinzugefügt: „Ein Vers, der Goethe'n geträumt hatte:"

> Wie einst Titania im Traum- und Zauberland
> Klaus Zetteln in dem Schooße fand,
> Sollst Du erwachend bald für alle Deine Sünden
> Titanien in Deinen Armen finden.

Man hat diese „Warnung" (eine spätere Ueberschrift, die vielleicht gar aus Mißverständniß hervorgegangen) zu ernst genommen und Titania (aus Shakespeare's Sommernachtstraum) wegen Mangels „aller höhern menschlichen Eigenschaften, besonders reiner Gemüthlichkeit" als eine wirkliche Strafe für des Dichters frühere Sünden aufgefaßt. Das Gedicht versteckt unter der Hülle einer Parallele einen Contrast, der eben darum frappirt. Der Dichter hat die schöne Aussicht, aus der Verblendung seiner bisherigen flatterhaften Liebesneigungen erwachend trotz aller seiner Sünden sich im Besitz der Königin aller Zauberinnen zu finden. Frau von Stein wird die Verse, als sie ihr zukamen, schwerlich anders gedeutet haben.

---

163. Mamsell N. N.

1772.

Es wird schwer festzustellen sein und lohnt sich auch kaum der Mühe zu ermitteln, ob mit „Mamsell N. N.", die nach dem Beispiel des Hausherrn im Evangelium

Lucä 14, 16 ff., weil die Geladenen sich entschuldigten, die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden zum Mahl berief, eine bestimmte Persönlichkeit gemeint gewesen.

---

164. Hauspark.

Spätestens Frühjahr 1797.

Wahrscheinlich faßte Goethe den Gedanken zu diesem Gedichte gleich nach den „Musen und Grazien in der Mark“ (I, Nr. 107). In einem Briefe an Schiller vom 28. April 1797, womit er diesem die beiden Schlußstrophen übersandte, sagt er ausdrücklich, daß es ein Pendant zu jenem Gedichte werden sollte, und vielleicht eben, weil es ein Pendant sei, nicht so gut gerathen werde. Ohne Zweifel war es ursprünglich auf eine größere Anzahl von Strophen berechnet; die erste hat Goethe wohl später hinzugedichtet, um es doch nicht als Bruchstück liegen zu lassen. Eben weil es nun aber viel zu kurz gerieth, um für ein Seitenstück zu der oben erwähnten Satire gelten zu können, ist es in die vorliegende Rubrik eingeordnet worden, in die es auch seiner epigrammatischen Zuspitzung wegen gut paßt.

Dem Gedichte war anfänglich der Titel Die empfindsame Gärtnerin zugedacht (s. den oben bezeichneten Brief an Schiller). Da Goethe sich später dieser Ueberschrift nicht mehr erinnerte, so gab er Riemern das Gedicht mit dem Auftrag, eine Ueberschrift dafür auszudenken, wie er es denn in spätern Jahren mit den kleinern Gedichten so zu halten liebte, daß er sich die Titel dazu durch Riemer suchen ließ. Dieser, welchem Goethe's Abneigung gegen kleine englische Parkanlagen unmittelbar an der Wohnung, statt eines ordentlichen Hausgartens, bekannt war, lag nun

der Einfall nahe, es Hauspark zu betiteln; denn die empfindsame Gärtnerei wünscht sich ja stolze Pappeln um das Haus und verbittet sich die niederträchtigen Zwiebeln und vor Allem den Kohl. Das Mädchen spielt in Str. 2, V. 7 f. auf ein Wort des „lieben Vetters Asmus", des Dichters Claudius an, der in seiner Serenata im Walde zu singen die gekünstelten Parke der Reichen im französischen Geschmack, worin der Gärtner mit seiner Scheere sich wie ein Schneidermeister geberdet, „puren Schneiderscherz" nennt.

Daß wir in dieser Zeit mehrern satirischen Gedichten Goethe's begegnen (wozu auch der „Chinese in Rom" I, Nr. 177 gehört), kann uns nicht befremden; war es ja doch die Periode der Xenien, die Alles, was von satirischem und polemischem Gährungsstoff in Goethe's Gemüth lag, in Aufregung gebracht zu haben scheinen.

165—167. Mädchenwünsche. Verschiedene Drohung. Beweggrund.

Spätestens 1768.

Diese drei Gedichte sind dem Leipziger Liederbüchlein entnommen, dessen wiederholt im ersten Bande (Nr. 25 ff.) gedacht worden. Da sie sich aber auch in der dort erwähnten handschriftlichen Sammlung von Friederike Oeser finden, so müssen sie vor dem September 1768 entstanden sein. Das erste, ursprünglich Wunsch eines jungen Mädchens überschrieben, zeigt im Liederheft von Fr. Oeser ein paar Varianten:

V. 1. Ach fände für mich
V. 9 f. Da schickt man zum Schneider,
Gleich bringt der die Kleider

Die Ueberschrift des zweiten lautete früher das Schreien. Nach dem Italienischen; der Anfangsvers hieß in dem Heft von Fr. Oeser:

Jüngst ging ich meinem Mädchen nach

und der Schlußvers:

Damit Dich Niemand stört.

Das dritte Gedicht war zuerst Liebe und Tugend überschrieben. Str. 1, V. 7 lautete im Liederbüchlein:

Da hat daran der Eigensinn

und Str. 2, V. 2 in dem Liederheft:

Daß sie das kleine Herz erweicht.

Ueber den Ton dieser Gedichte und die Stimmung, die darin herrscht, verweisen wir auf die Bemerkungen zu Nr. 25 des ersten Bandes (S. 59).

---

168. Unüberwindlich.

Erschienen 1833.

Der Dichter findet die Weinflasche und die Geliebte, so wenig er beiden traut, doch gleich unwiderstehlich und gibt sich ihnen überwunden hin. Der Parallelismus in der Schilderung der Unüberwindlichkeit beider ist sehr schön durchgeführt, und die sprachliche und metrische Behandlung überhaupt so leicht und elegant, daß man die Entstehung des Gedichtchens wohl dem mittlern Lebensalter Goethe's

zuzuweisen hat, wenn es gleich erst nach seinem Tode veröffentlicht würde.

169. Gleich und Gleich.

Erschienen 1833.

Den Sprichwörtern: „Es regnet gern, wo's schon naß ist", und: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu" legt hier Goethe einen etwas andern Sinn unter, als den sie im Volksgebrauch zu haben pflegen. Durch die hinzugefügten Parallelsprüche gewinnt das Ganze den Anschein einer Verspottung frommer Teleologen, die es als eine wahre „Gift" (Gabe, Geschenk, Fügung) Gottes rühmen, daß Alles in der Welt so schön zusammenpaßt. Vgl. das Xenion „Der Teleolog", worin der Weltschöpfer gepriesen wird, daß er beim Erschaffen des Korkbaums gleich auch die Stöpsel erfunden.

170. Vergeblich.

Erschienen 1827.

Stoßseufzer eines von seiner Geliebten Getrennten, die gleich ihm sich in vergeblichem Sehnen verzehrt.

171. Frech und froh.

Erschienen 1815.

Der Leser wird schon bemerkt haben und weiterhin mehrfach Gelegenheit zu bemerken finden, daß die vorliegende Rubrik großentheils aus kleinern Gruppen zusammengesetzt

ist, deren Glieder dem Inhalte nach entweder miteinander verwandt sind, oder contrastiren. So bildet das vorliegende Gedicht (mit einem der geselligen Lieder, I, Nr. 102 gleichbetitelt) einen Gegensatz zum vorhergehenden, während es aus einer ähnlichen Sinnesweise, wie das nächstfolgende, hervorgegangen.

172. Soldatentrost.

Erschienen 1815.

Vielleicht rief im Sommer 1814 auf der Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegenden der Anblick des Soldatenlebens diese Verse hervor. Ein Soldatenlied verwandten Charakters dichtete Goethe (gemeinsam mit Schiller) für Wallenstein's Lager (s. meinen Commentar zu Schiller's Gedichten III, S. 206) und ein anderes für den Faust („Burgen mit hohen Mauern und Zinnen u. s. w.").

173. Problem.

Spätestens Frühjahr 1811.

Goethe schrieb am 2. Mai 1811 an Zelter: „Ehe ich nach Karlsbad gehe, muß ich Ihnen noch ein paar Worte schreiben und vor allen Dingen für das trefflich gerathene Seht hin, Seht hin! meinen besten Dank abstatten." Man muß sich wundern, daß Zelter durch die Verse zu einer Tonsetzung angeregt worden. Der Gedanke, daß Wille und Kraft, unter sich und mit der Zeit verbündet, die Welt zusammenhalten, ist weder sehr klar, noch besonders poetisch ausgedrückt.

174. Genialisch Treiben.

Spätestens 1810.

In der Correspondenz mit Zelter findet sich das Gedicht zuerst in einem Briefe Goethe's vom 18. November 1810 erwähnt. „Und nun ist sogleich hinzuzufügen", schreibt er, „wie viel Freude Sie uns durch die zuletzt übersendeten Compositionen sowohl, als durch den Diogenes gemacht haben, welcher der Liebling unsers kleinen Publicums geworden ist." Riemer meint indessen, das Gedichtchen müsse sich aus frühern Jahren herschreiben, da die Redensart „Ich wälze meine Tonne" schon in einem Briefe Goethe's an Schiller vom 26. September 1795 vorkomme. Sie findet sich desgleichen in einem Briefe des Dichters an Friedr. von Stein vom 14. August 1794: „Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen." Es leuchtet aber ein, daß dieser Umstand allein wenig beweist. „Uebrigens", fügt Riemer hinzu, „bezeichnet das Gedicht nur den Kreislauf seiner Beschäftigungen, den er auch seinen Zodiak (Briefe an Schiller, Nr. 437), oder das Quodlibet seines Lebens nannte (Br. an Zelter, Nr. 587, 828, 834)."

So klein der Umfang des Gedichtes ist, so bewährt sich doch an ihm schon der Meister der Kunst. Es liegt ein dreifaches Moment in der Form, wodurch die wenigen Zeilen so ausdrucksvoll und malerisch werden. Erstens runden sich durch die Wiederholung der ersten Verse am Ende des Stückes Anfang und Schluß wie zu einem Kreise aneinander. Dann liegt auch in dem Einen durchgehenden Reimklange etwas Nachahmendes, welches eben die bei aller Verschiedenheit der Objecte gleichbleibende Geschäftigkeit aus-

drückt. Und endlich ist der stete Wechsel, die rastlose Pendelschwingung seiner Thätigkeit durch Vershalbirung vermittelst der Cäsur versinnlicht:

Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß,
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß,
Bald ist es dies, bald ist es das,
Es ist ein Nichts, und ist ein Was.

Mit richtigem Takt behandelte Zelter das Stück als Canon, der nach Riemer zum ersten Male am 4. Novbr. 1810 von Goethe's mehrfach erwähnter „freiwilligen Hauskapelle" vorgetragen und später oft wiederholt wurde.

175—177. Hypochonder. Gesellschaft. Probatum est.

Erschienen 1815.

In diesen drei Gedichtchen, die wieder eine kleine Gruppe bilden, macht sich die Verstimmung Luft, in welche die Gesellschaftswelt den Dichter versetzt hat. Im ersten bekennt er, daß er den Verkehr mit den Menschen aus Aerger über sie oft ganz abschwöre und doch immer wieder zum Einzelnen sich in Liebe hingezogen fühlt. Das zweite stellt in Anekdotenform dar, wie schlimm man sich einer widerwärtigen Gesellschaft gegenüber in Vergleich mit dem Einsamen befindet, der, von seinen Büchern umringt, die ihm nicht zusagenden ungelesen bei Seite setzt. Das dritte läßt zweifelhaft, ob das als probates Mittel gegen Menschenhaß empfohlene Einsiedlerleben ihn durch den stillen Genuß, den es gewährt, oder durch das Wiederaufwecken der Sehnsucht nach Umgang mit Menschen heilt.

---

178. Ursprüngliches.

Erschienen 1815.

Der Dichter bekennt, daß er in Wissenschaft und Kunst überall gern auf die erste Quelle, „den frischen Quall“,*) zurückgehe und den abgeleiteten Bächlein keinen Geschmack abgewinnen könne, da sie auf ihrem Wege so manches Fremdartige aufzunehmen pflegen.

---

179. Den Originalen.

Erschienen 1815.

Ueber Goethe's Ansichten von Originalität vergleiche man die Bemerkungen oben zu Nr. 140 und 141. „Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler“, äußerte Goethe einmal gegen Eckermann, „ließe sich sagen, er habe Alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht“. Und unter den zahmen Xenien (Abtheilung VI.) lautet eine:

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' Alles von mir selbst erlernt.“ —
Es ist auch darnach.

---

180. Den Zudringlichen.

1812.

Mit diesen Versen, die am 5. August 1812 zu Töplitz entstanden, lehnt der Dichter die Zumuthungen Solcher

*) „Quall“ ist eine selbst im ältern Neuhochdeutschen selten vorkommende Form (z. B. Mathesius, Sarepta Bl. 10a).

ab, die ihn für ihre neuen Bestrebungen in Kunst und Poesie zu gewinnen suchen. Er will ihnen auf ihren Wegen nicht hinderlich sein, aber er kann ihnen darauf nicht folgen; denn sie sind neu und er alt geboren. Ein zahmes Xenion lautet:

„Willst Dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue so gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

Und in einem andern heißt es:

Ich lass' einem Jeden sein Bestreben,
Um auch nach meinem Sinn zu leben.

---

181. Den Guten.

Erschienen 1815.

Auch „Die Guten“ sind Zudringliche (vgl. 180), aber wackere Männer von ernstem Streben, die den Altmeister um Rath angehen. Er räth ihnen, nur der Leitung ihres Genius zu vertrauen; sie würden dann so viel leisten, als sie vermöchten, wogegen specielle Anweisungen, die er ihnen ertheilte, sie nur beirren und beschränken würden. In den Gesprächen mit Eckermann sagte Goethe einmal, er möge wohl einem Andern einen Rath geben, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieser verspreche, sich nicht daran zu binden. (Vgl. unten Nr. 189.)

182. Den Besten.

Erschienen 1815.

Wie gern der Dichter sich der Betrachtung der Verdienste ausgezeichneter Hingeschiedenen widmet, so freut ihn doch noch weit mehr das wetteifernde Zusammenwirken mit gleichzeitigen vorzüglichen Männern. Wer denkt hier nicht sogleich vor Allem an sein Verhältniß zu Schiller?

---

183. Lähmung.

Erschienen 1815.

Der dritte der hier zusammengereihten Sprüche erinnert an Schiller's Xenion:

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren:
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm! —

In einem Briefe an Zelter (Nr. 162) sagt Goethe: „Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast eben so viele Widersacher.“ Damit übereinstimmend heißt es im ersten der vorliegenden Sprüche: Was frommt es Dir, daß Du Deine guten Gedanken in andere Geister pflanzest? Sie gestalten sich dort auf andersgeartetem Boden zu Gegnern Deiner eigenen Lehren um. — In dem mittlern Spruche gesteht er, daß er noch gern ein thätiger, d. h. frisch und wirksam in's Leben eingreifender Mann wäre; aber er zieht es vor, sich zurückzuziehen, da man noch fortwährend von ihm verlangt, er solle gegen seine Ueberzeugung dem Zeitsinne gemäß wirken. In den zahmen Xenien sagt er:

Mit der Welt muß Niemand leben,
Als wer sie brauchen will.
Ist er brauchbar und still,
Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun, was sie will.

---

184. Spruch, Widerspruch.

Erschienen 1815.

Goethe war aller Polemik abhold und in dieser Beziehung dem streitlustigen und streitfertigen Lessing ganz entgegengesetzt. „Lessing's Sache war das Unterscheiden", sagte Goethe einmal zu Eckermann, „und dabei kam ihm sein großer Verstand auf's trefflichste zu Statten. Mich selbst dagegen werden Sie ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen; die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen." Und an Zelter schrieb er: „Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne des Andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere; und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controvertiren." (Vgl. die Bemerkung unten zu Nr. 257). Mit der Controverse beginnt sogleich der Irrthum (V. 2) schon aus dem Grunde, weil man sich aneinander irrt, einander mißversteht.

---

185. Demuth.

Erschienen 1815.

Was Goethe hier von sich behauptet, hat er lebenslang in der bereitwilligen Anerkennung der Verdienste großer Hingeschiedenen und Mitlebenden (wie Schiller), und in der Beurtheilung seiner eigenen Leistungen bewährt, in denen letztern er nur Versuche, Anläufe zum Höhern, Denkmäler überwundener Perioden, „abgelegte Schlangenhäute" erblickte. Er blieb fortwährend, wie er sich schon in der Jugend in einem Briefe an Auguste Stolberg geschildert, „einer, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt."

186. Keins von allen.

Erschienen 1815.

Man mag sich zur Welt stellen, wie man will, knechtisch fügsam, oder herrisch ergreifend, oder gleichgültig seines Weges gehend, immer wird sie an uns etwas auszusetzen haben.

187. Lebensart.

Erschienen 1815.

Del tempo ni della signoria non darsi malinconia, sagt ein italienisches Sprichwort, und der gescheidte Narr (Nr. 246) epilogirt:

Schlägt mich ein Mächtiger, daß es schmerzt,
So thu' ich, als hätt' er nur gescherzt.

188. Vergebliche Mühe.

Erschienen 1815.

Wer im Leben Anderer die Warnerrolle des getreuen Eckart spielen will, erntet keinen Dank und spricht vergebens. „Die Geheimnisse der Lebenspfade", heißt es in einer der Maximen und Reflexionen Goethe's (Abtheil. VI.), „darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß."

189. Bedingung.

Erschienen 1815.

Vgl. die Bemerkungen oben zu Nr. 181.

190. Das Beste.

Erschienen 1815.

Wie Goethe es ansah, wenn ihn auch noch in spätern Jahren eine heftige Leidenschaft ergriff und es „in Kopf und Herzen zu schwirren" begann, zeigen schon die Worte in den Erläuterungen zum Buch Suleika des westöstlichen Divans: „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück= wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Wein; jahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten."

191. Meine Wahl.

Spätestens Anfangs 1814.

Zelter erwähnt dieses Gedichtchens in einem Briefe an Goethe vom 9. März 1814: „Künftig erhältst Du ein Mehreres. Das Gastmahl, die Lustigen von Weimar und Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann sind schon componirt; sie sollen nur ein wenig auskühlen.“ Da es hier mit zwei Gedichten aus dem J. 1813 zusammen genannt ist, so gehört es wahrscheinlich demselben Jahre an.

---

192. Memento. 193. Ein anderes.

Erschienen 1815.

Der Mensch kann durch Willenskraft dem Schicksal Trotz bieten, muß sich aber dabei auf harte Schläge gefaßt machen. Läßt sich ein widriges Geschick nicht beseitigen, so gehe man ihm, wo möglich, aus dem Wege. — Der zweite Spruch scheint dem ersten theilweise zu widersprechen; empfiehlt er ja doch, das Schicksal nicht zu fliehen. Er faßt das Schicksal wohl als das Unabwendbare, Unvermeidliche auf, das wir uns erträglicher gestalten, wenn wir es entschlossen hinnehmen und unsern Willen ihm anpassen.

---

194. Breit wie lang.

Erschienen 1815.

Bescheidenheit schützt eben so wenig wie Frechheit vor Angriffen und Widerwärtigkeiten; darin liegt wohl implicite besonders eine Warnung vor Bescheidenheit den Widersachern

gegenüber. Bekanntlich hielt unser Dichter „nur die Lumpe für bescheiden."

195. Lebensregel.

Erschienen 1815.

Unter den zahmen Xenien findet sich am Schluß der vierten Abtheilung folgende weitere Ausführung dieses Spruches, die dem 25. October 1828 angehört:

Willst Du Dir ein hübsches Leben zimmern,
Mußt um's Vergang'ne Dich nicht bekümmern,
Und wäre Dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst Du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt Dich an eignem Thun ergötzen,
Was And're thun, das wirst Du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen.

196. Frisches Ei, gutes Ei.

Erschienen 1815.

Mit der Erläuterung: „Begeisterung ist die Sache des ersten Gefühls, nicht der Ueberlegung" erschöpft sich der Sinn dieser Verse nicht. Der Dichter denkt hier wohl vorzugsweise an den durch Kunstleistungen hervorgerufenen Enthusiasmus. Ein solcher bereitet dem Künstler den höchsten Genuß, wenn er seinen Leistungen auf dem Fuße folgt, wie dieses besonders dem Bühnenkünstler und Virtuosen der Tonkunst bescheert ist. Anerkennung, die erst nach

Jahren gezollt wird, wenn das Kunstwerk vielleicht dem Künstler selbst nicht mehr am Herzen liegt, läßt diesen kalt. Goethe hatte hierüber an sich selbst Erfahrungen genug gemacht.

---

197. Selbstgefühl.

Erschienen 1815.

Zum richtigen Verständniß des Spruches ist er besser zu interpungiren, als in den bisherigen Ausgaben geschehen. V. 2 bis V. 6 einschließlich bilden den Vordersatz zum Nachsatz in V. 7 f. „Sieht er" (V. 3) steht für: Wenn er sieht. — Hang zum Selbstgefühl liegt in der Natur des Menschen. Wenn er sich (die ihm inwohnenden Anlagen und Kräfte) gewahrt, wenn er sich von der Natur freigebig ausgestattet findet, und sich bewußt ist, oft in Schmerz und Glück eine selbständige Kraft bewährt zu haben: sollte er da nicht hintendrein ein frohes Selbstgefühl kund geben dürfen?

---

198. Räthsel.

1802.

Wie Schiller die Veranlassung zur Dichtung seiner sogenannten „Parabeln und Räthsel" in seiner Bearbeitung von Gozzi's Turandot fand, so wurde auch das vorliegende dadurch hervorgerufen. In diesem tragikomischen Märchen-Drama hängt das Schicksal des Helden von der Lösung dreier Räthsel ab. Um nun bei jeder neuen Aufführung des Stückes das Interesse der Zuschauer für die Räthsel rege zu erhalten, ersetzte der Dichter sie jedesmal

durch drei neue, wobei sich ihm denn Goethe hülfreich erwies. (Vgl. unten Nr. 128 f.). Das vorliegende ist wahrscheinlich in folgender Stelle eines Briefes von Schiller an Goethe vom 1. Februar 1802 gemeint: „Ihr Räthsel habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben, es errathen zu haben, wenn mich die zwei letzten Zeilen nicht irre machten.“ Kannegießer's Lösung „Das Genie“ war von Goethe gewiß nicht intentionirt; er hatte ohne Zweifel den Schalttag im Sinne.

---

199. Die Jahre. 200. Das Alter.

Spätestens Anfangs 1814.

Goethe übersandte beide Gedichtchen an Zelter den 23. Februar 1814, die Worte voranschickend: „Zu lustiger Raumerfüllung mögen hier ein paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufs schließen.“ Der erste Spruch gliedert sich schön in zwei symmetrische Hälften, das Verhalten der Jahre, der Jugend und dem Alter gegenüber, darstellend, wobei sich der Dichter wohlgemuth noch den Jüngern zuzählt („wir Jüngern“). Was die Jahre nach und nach nehmen, hat der Dichter im Divan (Buch der Betrachtungen Nr. 17) ausgeführt: Lust des Sinnenspiels, Erinnerung an den allerliebsten Tand von gestern, Durchschweifen des weit- und breiten Landes, Freude an Lob und Ehren von oben, Behagen am eigenen Thun und dreistes Wagen; aber er fügt dort tröstend hinzu, daß ihm genug übrig bliebe: Idee und Liebe. — Im zweiten Gedicht wird das Alter als „ein höflich Mann“ (vgl. oben in V. 5 des Gedichtes „Lähmung“ Nr. 183 „ein thätig

Mann") dargestellt, der wiederholt sein Nahen ankündigt, ähnlich wie der Tod in dem Grimm'schen Märchen „Die Boten des Todes", aber auch eben so unwillkommen ist, wie dieser, wenn er nun wirklich erscheint.

Im ersten Gedichte lautet in dem Briefe an Zelter das erste Reimpaar „Leute, heute".

201. Grabschrift.

Erschienen 1815.

Eine generelle Charakteristik der vier Lebensalter des Menschen in Form einer Grabschrift.

202. Lauf der Welt.

1826.

In einem Briefe aus München vom 30. September 1827 schrieb Zelter an Goethe: „Ich denke Dein in jeder Stunde, und wo ich hinkomme, denkt man Dein. Porzellantassen, Pfeifenköpfe, Dosen mit Goethe's Bildnisse sind, wie in den unzähligen Bilderläden Abdrücke, zu allen Preisen zu haben." Vergleicht man die Stelle:

Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen,

und erwägt man, daß der Inhalt jedenfalls auf eine späte Entstehungszeit hindeutet („Nun ich hier als Altmeister sitz'"), so liegt die Vermuthung, daß obige Briefstelle die Anregung zu diesen Versen gegeben, welche demnach etwa in den October 1827 zu setzen wären. Die Chronologie

der Entstehung schreibt aber das Gedicht dem J. 1826 zu; und nach einer brieflichen Mittheilung, die mir Varnhagen von Ense für den Commentar zukommen ließ, wäre es nicht von Goethe, sondern von Friedrich Förster verfaßt, und zwar auf Anlaß eines trefflichen Goethe'schen Bildnisses, das Ludwig Sebbers aus Braunschweig im August 1826 auf eine jetzt in der Weimarer Bibliothek befindliche Tasse malte. Goethe scherzte bei dieser Gelegenheit (s. den Brief an Zelter vom 12. August 1826) über die Sucht ihn zu malen in den unter den zahmen Xenien befindlichen Versen:

Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen;
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen.

---

203. Beispiel. 204. Umgekehrt.

Erschienen 1815.

Goethe's Leben bewegte sich meistens in einem Kreislauf der mannigfaltigsten Beschäftigungen, den er seinen Zodiacus zu nennen pflegte: morgendliches Dichten und Sinnen, laufende Tagesgeschäfte, Kunstbetrachtungen, Lectüre, Gespräch mit Freunden und Fremden lösten einander ab; (vgl. oben Nr. 174) und zu dieser abwechselnden Thätigkeit zwang ihn, wie er in einem Briefe an Knebel gesteht, „Das Bedürfniß seiner Natur". Machte ihn nun mitunter die Masse dessen, was er sich aufgebürdet hätte, ungeduldig, so nahm er sich die Mutter Erde zum Beispiel, die, ohne die Geduld zu verlieren, sich schon seit Aeonen täglich um

sich selbst und jährlich*) um die Sonne dreht. Aehnlich, wie hier, heißt es in den zahmen Xenien (Abtheil. II, 6):

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast
Drehe sich Jeder
Um die eigne Last.

Der zweite, ziemlich unbedeutende Reimspruch, der nur durch die Zuspitzung in das Sprachspiel „Lieb= und Schadenfroh“ etwas gehoben wird, charakterisirt auch nicht einmal Goethe's Natur. Schadenfreude war ihm ganz fremd.

---

205. Fürstenregel.

Erschienen 1815.

Der Dichter gibt den Fürsten eine Doppelregel. Wollen sie die Unterthanen abhalten, über ihre Lage nachzudenken und auf Neuerungen zu sinnen, so müssen sie ihnen panem et circenses bieten und sie in einem Taumel von Vergnügungen erhalten (wozu man freilich, wie die römischen Cäsaren, eines unterjochten Hinterlandes zum Aufbringen der Mittel bedarf). Will aber der Fürst seinem Volke wahrhaft nützen, so mag er immerhin starke Anforderungen an dasselbe machen, wenn er nur zugleich ihm einen förderlichen Schutz gewährt; und dieses ist nicht, wie ein Interpret meint, ein humoristischer, sondern ein sehr ernst gemeinter Rath.

---

*) Statt „jährlich so wie jährlich“ (V. 4) ist wohl: „jährlich so wie täglich“ zu lesen.

206. Lug oder Trug.

Erschienen 1815.

Mundus vult decipi, die Welt will betrogen sein, ist ein alter Spuch. D'Alembert behandelte die Frage 1777 in einem Briefe, und die Berliner Akademie der Wissenschaften stellte im folgenden Jahre gar die Preisaufgabe: Est-il utile au peuple dêtre trompé? Goethe erklärt es für unerlaubt, meint aber, wenn man dem Volk etwas aufbinden wolle, möge man es nur nicht fein machen, wie er es denn auch anderswo als Requisit einer ächten Volksreligion erklärt, daß sie eine starke Beimischung von „Absurdem" enthalte.

---

207. Egalité.

Spätestens Frühjahr 1814.

Goethe übersandte die Verse mit einigen andern an Zelter als Beilage zu einem Briefe vom 22. April 1814 ohne Ueberschrift. Die jetzige Ueberschrift, die an das Geschrei der französischen Revolutionäre nach Gleichheit erinnert, ist nicht glücklich gewählt. Das Gedicht hebt als eine Eigenthümlichkeit des Neides hervor, daß er sich nur auf Gleichgestellte ausdehne, woraus denn nothwendig folgt, daß je mehr Menschen und je höher stehenden einer sich gleich dünkt, desto weiter und höher sich sein Neid erstrecke.

---

208. Wie Du mir, so ich Dir.

Erschienen 1815.

Nur durch Liebe und Wohlthätigkeit werden Gegenliebe und Gegendienste hervorgerufen.

---

209. Zeit und Zeitung.

Erschienen 1815.

Goethe pflegte sich wenig um die politische Tagesgeschichte zu bekümmern und legte oft längere Zeit hindurch die eingehenden Zeitungen ungelesen bei Seite. In den Annalen heißt es unter dem J. 1808: „Von jeher und noch mehr seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da sind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden, . . . las ich keine mehr." In ähnlichem Sinne sagt er in den zahmen Xenien (Abtheilung V.):

Das Zeitungs-Geschwister
Wie mag sich's gestalten,
Als um die Philister
Zum Narren zu halten?

Er ließ sich durch seine Freunde den Ausgang, den Abschluß der Zeitbegebenheiten berichten, „ohne sich über die mittlern Zweifel zu beunruhigen". Doch machte es ihm in spätern Jahren mitunter Vergnügen, einen frühern Jahrgang von Zeitungen gebunden zu lesen, wobei er aber immer mehr die Ueberzeugung gewann, „daß weder für ihn noch seine Freunde, besonders im Sinn einer höhern Bildung, daraus das Mindeste abzuleiten sei."

---

210. Zeichen der Zeit.

Erschienen 1815.

Der Spruch kann sich an Räthselhaftigkeit der Beziehung mit den Sprüchen des Bakis messen. Der Interpret muß sich einstweilen mit dem nächstfolgenden Spruche trösten.

---

211. Kommt Zeit, kommt Rath.

Erschienen 1815.

Der umfassendere Sinn des Sprichwortes in der Ueberschrift wird in den beiden darunter zusammengestellten Doppelversen auf schwierige Gegenstände wissenschaftlicher Forschung und auf schwerlösliche Kunstprobleme eingeschränkt. Bekanntlich hob Goethe manchmal einen widerspänstigen poetischen Stoff viele Jahre hindurch für einen glücklichern Moment auf, der die Rosenknospe zur Entfaltung brachte.

---

212. National-Versammlung.

Erschienen 1820.

Die Versammlungen der Volksrepräsentanten scheiden sich bekanntlich stets in eine Anzahl von Parteien und Fractionen, die sich feindlich einander gegenübergestehen, weil sie vor Allem ihre besondern Interessen im Auge haben. Doch gibt es unter ihnen auch Männer, die vorzugsweise die Wohlfahrt des Ganzen erstreben. Willst Du sie herausfinden, so gib Deine Stimme, frei von Parteirücksichten, nach Deiner persönlichen Ueberzeugung, nur im Hinblick

auf das allgemeine Staatswohl ab, und habe dann Acht, wen Du mit Deinem Votum Dir gewinnest und wen entfremdest.

---

213. Dem 31. October 1817.

In der letzten Hälfte des Jahres 1816 faßte Goethe den Vorsatz, dem in's folgende Jahr fallenden dreihundertjährigen Reformations-Jubiläum eine große Cantate, etwa im Sinne des Händel'schen Messias, zu widmen. Wir gehen darauf, wenn es gleich nicht für das vorliegende Gedicht erforderlich ist, etwas näher ein, weil bei diesem Anlaß Goethe's Ansichten über Protestantismus und Katholicismus, wie über Judenthum und Christenthum im Briefwechsel mit Zelter sich einmal bestimmter kund gaben. „Da der Hauptbegriff des Lutherthums", schrieb er am 14. Novbr. 1816, „sehr würdig begründet ist, so gibt er schönen Anlaß sowohl zu dichterischer als musicalischer Behandlung. Dieser Grund nun beruht auf dem entschiedenen Gegensatz von Gesetz und Evangelium, sodann auf der Vermittlung solcher Extreme. Setzt man nun, um auf einen höhern Standpunkt zu gelangen, anstatt jener zwei Worte die Ausdrücke Nothwendigkeit und Freiheit mit ihren Synonymen, mit ihrer Entfernung und Annäherung, so siehst Du deutlich, daß in diesem Kreise Alles enthalten ist, was den Menschen interessiren kann. — Und so erblickt denn Luther in dem alten und neuen Testament das Symbol des großen sich immer wiederholenden Weltwesens: Dort das Gesetz, das nach Liebe strebt; hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben,

und zwar durch den Glauben an den allverkündigten und Alles bewirkenden Messias. Aus diesem Wenigen überzeugt man sich, wie das Lutherthum mit dem Pabstthum nie vereinigt werden kann, der reinen Vernunft aber nicht widerstrebt, sobald diese sich entschließt, die Bibel als Weltspiegel zu betrachten, was ihr eigentlich nicht schwer fallen sollte." — Weiter hin heißt es: „Vielleicht ist's hier am Platze, zu dem Obgesagten ein Wort, den Katholicismus betreffend, anzufügen. Bald nach ihrer Entstehung und Verbreitung litt die christliche Religion durch sinnige und unsinnige Ketzereien; sie verlor ihr ursprüngliches Reine. Als sie aber gar rohe Völker und verderbte Gesittete bändigen und beherrschen sollte, waren derbe Mittel nöthig; nicht Lehren, sondern Dienst bedurfte man. Der einzige Mittler zwischen dem höchsten Gott des Himmels und den Erdenmenschen war nicht genug u. s. w. was wir alle wissen, und so entstand eine Art von heidnischem Judenthum, das noch bis auf den heutigen Tag lebt und webt. Das mußte alles in den Gemüthern umgeworfen werden; deßhalb bezieht sich das Lutherthum einzig auf die Bibel. Luther's Verfahren ist kein Geheimniß; und jetzt, da wir ihn feiern sollen, thun wir es nur alsdann im rechten Sinne, wenn wir sein Verdienst anerkennen, darstellen, was er seiner Zeit und den Nachkommen geleistet hat. Dieses Fest wäre so zu begehen, daß es jeder wohldenkende Katholik mitfeierte."

Die beabsichtigte große Cantate wurde bald nach Aufstellung eines ausführlichen Schemas (s. Brief an Zelter vom 10. December 1816) zurückgelegt und blieb unausgeführt, wie es in Annalen heißt, „wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung", in Wahrheit aber, weil die Aufgabe

für Goethe's damalige Arbeitskraft viel zu groß und umfassend angelegt war. Er brachte indeß doch einen kleinen Tribut zu dem Jubiläum, indem er die vorliegenden drei Strophen dichtete, worin er sich als eifrigen Protestanten „in Kunst und Wissenschaft“ bekennt. Daß er hierbei vorzüglich an seine Stellung als Naturforscher den Zunftgelehrten gegenüber und als Künstler im Verhältniß zu den Neuromantikern gedacht habe, braucht kaum gesagt zu werden. Auffallend und ungehörig erscheint in dem Gedichte die Hervorhebung des „Türkenthrons“ und des gemeinsamen „Erbfeindes“.

---

214. Dreifaltigkeit.

Erschienen 1837.

Das Gedicht ist vielleicht deßhalb so lange zurückbehalten worden, weil es eines der christlichen Hauptdogmen ziemlich heterodox behandelt. Er bekennt sich zwar in den Schlußversen „treulich, unverstohlen“ zu dem alten Credo von der heiligen Dreifaltigkeit, aber der heilige Geist, die dritte Person, auf welche die Kirche nur „eine kurze Frist“, namentlich zu Pfingsten die Aufmerksamkeit hinlenkt, ist ihm der „Erste und Letzte“. Gott Vater, als Weltschöpfer gedacht, tritt ihm, nachdem er sich der Welt einverleibt, als Person ganz zurück; dem Dichter war bekanntlich Gott das belebende Princip der Natur, die Weltseele (vgl. die Bemerkungen unten zu Nr. 254 f.); der Begriff eines persönlichen, der Welt gesondert gegenüberstehenden Gottes widerstrebte ihm. Der Sohn ist als historisches Bild, wie er gelebt, gelehrt und gelitten, Gegenstand seiner Verehrung

und Bewunderung. Aber das Höchste bleibt ihm, der heilige Geist, den Goethe wohl als das ewige Fortwirken der Gottheit in der geistigen Welt auffaßte.

---

215. Agape.

1819 oder Anfangs 1820.

Am 24. December 1819 schrieb Goethe an Reinhard: „Ist Ihnen ein Buch vorgekommen: Agape (oder der Weltbund der Christen) von Professor Kästner in Jena? Wo nicht, so lassen Sie sich's empfohlen sein. Gesetzt auch, man gäbe dem Verfasser nur für die Zeit Recht, die man zum Lesen braucht, so gewinnt man doch Ansichten von seinem Standpunkt aus, an die Niemand gedacht hat. Die ganze Frage geht darauf hinaus: Hat sich das Christenthum blos durch sittliche Wirkung auf die Menge und durch die Menge, zufällig wogend, hervorgethan und zur Einheit gestaltet; oder ist es von einer Einheit, von einem entschiedenen Bunde vorsätzlich, künstlich ausgegangen? Er behauptet Letzteres, und wenn er es nicht streng beweist, so gibt er uns doch Verdacht genug, es möge so sein. Wie wunderlich ist die Aehnlichkeit mit unserer neuen allgemeinen Verschwörung, wo noch immer nicht für Jedermann entschieden ist, ob sie von der Peripherie zu einem Mittelpunkt, oder vom Mittelpunkt zur Peripherie strebe! Vielleicht irrt man nicht, wenn man Beides zugibt und ein pulsirendes Wechselverhältniß zwischen Disposition und Determination annimmt."

Kästner's Ansicht war, das Liebesmahl („Agape") sei der Kern- und Anfangspunkt jenes Weltbundes der Christen

gewesen. Einzelnes in seiner Schrift bekämpfte unter andern der Philologe Eichstädt mit Erfolg. Der Dichter gibt nun in den vorliegenden Strophen den Empfindungen Ausdruck, welche die Lectüre von Kästner's Buch bei einem gläubigen Christen erregen muß; es ist für einen solchen ein schwer verdaulicher Bissen; und wenn auch die Philologen dem Verfasser manchen Irrthum nachweisen, so löscht das die böse Wirkung der Schrift nicht aus, da sie den Leser um seinen arglos vertrauenden Glauben betrügt und „dem Verdachte Raum gibt, es möge wohl so sein".

216. Nativität.

1818.

Es muß dahin gestellt bleiben, ob diese am 11. April 1818 gedichteten Verse etwa für das Album eines in's Ausland Reisenden bestimmt waren. Der Deutsche, sagt das Gedicht, findet schon an seiner Muttersprache einen hinreichenden Stoff zum Studiren; es ist aber nichts dagegen zu sagen, daß er sich auch draußen in fremden Sprachen umthue; er wird dann sicher seinen Gesichtskreis erweitern; möge er nur nicht zugleich viel Verkehrtes aufnehmen!

217. Das Parterre spricht.

1814.

Das Parterre repräsentirt in diesem am 1. December 1814 entstandenen Gedichtchen etwa jenen Theil des Theaterpublikums, von welchem der Director im Vorspiel zum Faust sagt:

Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener übersatt vom Tische u. s. w.

Es ist ihm gar nicht recht, daß es sich bequemen soll, Schauspielerinnen zu begrüßen, die ernste und würdige Rollen ernst und würdig darstellen. Es hat keinen Gefallen an den tragischen und hochpathetischen „Redumschweifen“, und besorgt gar am Ende etwas loben zu müssen, was es nicht begreift. Aber die losen, faßlichen Geberden liederlicher Süßen haben für das Parterre einen großen Reiz; es will lieber sich verführen als ennuyiren lassen.

---

218. Auf den Kauf.

1814.

Das vorliegende Gedicht, am 21. November 1814 entstanden, ist gegen die jüngere Generation von Dichtern gerichtet, die es nicht, wie der unsrige, sich sauer werden ließen, um einen tüchtigen Gehalt und eine streng angemessene Form für ihre poetischen Schöpfungen zu gewinnen („Wo ist einer, der sich quälet Mit der Last, die wir getragen?“), sondern ihr reiches Talent in rasch hingeworfenen gesetzlosen Productionen vergeudeten. Goethe klagte über sie schon in einem Briefe an Zelter vom 30. October 1808: „Es bringt mich ein halb Dutzend jüngerer poetischer Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oelenschläger, Arnim, Brentano u. A. arbeiten und treiben's immer fort; aber Alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will *begreifen, daß* die höchste und einzige Operation der Natur

und Kunst die Gestaltung, und in der Gestalt die Specification sei (vgl. Str. 1, V. 3), damit ein Jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, ein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcans ein wundersamer Schlangenbube entsprang ... Uebrigens gibt es noch immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publikum es Jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will."

Insbesondere gilt aber wohl unser Gedicht dem Erstgenannten, Zach. Werner („Weihe der Kraft, Söhne des Thals, Das Kreuz an der Ostsee u. s. w."), von dem Zelter am 2. Juli 1806 berichtet hatte, daß er ein neues Genre aufgebracht, welches in Ermangelung würdiger dramatischer Productionen das Theater mit Bibeln und Gesangbüchern füllen werde („Pfaffenhelden singen sie"). Goethe vergleicht nun diese Poeten mit schlichten Schustern, die ihr Handwerk nicht lernen wollen, und ihre Machwerke mit unnützem, für den Markt gearbeitetem Fußzeug, auf dem man bald barfuß laufen werde. Es fehlt ihnen nicht ganz an Zeug und Stoff („Oberleder bringen sie"), obwohl doch an solchem Zeug, das ein solides Fundament für das Ganze abgeben könnte („Aber keine Sohlen"). Das Schlimmste aber ist, daß sie sich nicht um eine feste, gesetzmäßige Form bemühen:

Doch wer keinen Leisten kennt,
Wird ein Pfuscher bleiben.

---

219. In's Einzelne.

Erschienen 1821.

Gleichfalls (wie 218) gegen das Treiben der jüngern Dichter-Generation gerichtet. Unser Dichter hat es lange schweigend angesehen, obwohl es ihn verdroß, daß die jüngern Kunstgenossen nur den Anforderungen des Tages zu entsprechen suchten und sich mit ephemerem Beifall der Menge begnügten (Str. 1). Sie fragen nicht darnach, ob der Zeitgeschmack gesund oder krank sei; wenn er ihnen nur zu persönlichen Erfolgen dient, so lassen sie ihn für berechtigt gelten (Str. 2). Anfangs schien es, als verfolgten sie ein gemeinsames Ziel, als bildeten sie eine Dichterschule; jetzt geht jeder seinen eigenen Weg und versucht sein Glück auf eigene Hand. (Str. 3).

---

220. In's Weite.

Erschienen 1827.

Die Zusammenreihung dieser Verse mit den beiden vorhergehenden Nummern deutet darauf hin, daß sie nicht, wie man angenommen, „der sorglos und unbesonnen in den Tag lebenden Jugend" überhaupt, sondern speciell, wie die vorhergehenden Stücke, dem jüngern Dichtergeschlechte gelten. Die neuern Poeten produciren wohlgemuth darauf los, aber Alles geht, wie es in dem Briefe an Zelter vom 30. October 1808 (s. oben die Bemerk. zu 218) heißt, in's Form- und Charakterlose, in's Vage und Weite. Sie wissen nichts von Schwierigkeiten in der Kunst, von Klippen, vor denen sich der Künstler zu hüten hat, und gehen daher in all ihrer Heiterkeit dem sichern Schiffbruch entgegen.

---

221. Kronos als Kunstrichter.

Erschienen 1820.

Ein humoristischer Ausdruck von Goethe's großer Verehrung für Shakespeare. — Kronos (Saturnus), der Zeitgott, verschlang seine eigenen Kinder; die Zeit zerstört sogar das Größte, was sie entstehen ließ, und löscht sein Andenken aus; so sinken auch die vorzüglichsten Dichter in Vergessenheit. Shakespeare war eine Zeit lang in Gefahr, dies Loos zu theilen; aber Kronos besann sich und sprach, wie der Cyklope Polyphem in Beziehung auf Odysseus: Den hebt mir auf; ihn werd' ich zuletzt verspeisen.

---

222. Grundbedingung.

Erschienen 1820.

Um über Natur und Kunst gut sprechen zu können, muß man eine reiche und lebendige Anschauung von beiden haben. So erklärte sich auch Schiller in einem Briefe an Körner die Vorzüge der Poetik von Aristoteles daraus, „daß dieser aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung heraussprach und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor Augen hatte". Daher heißt es hier: Was will die Rede taugen ohne Gegenwart? Der Dichter fügt noch hinzu „und Gunst" und meint damit wohl den für Auffassung und Darstellung günstigen Moment, wie es auch in einem seiner Sprüche heißt:

Die Lust zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Und wie über Natur und Kunst, kann auch über Liebe

nur der warm und wahr reden, der sie innerlich erfahren hat, weßhalb die auf einer Fiction beruhenden Liebeslieder in der Regel so kalt lassen.

---

223. Jahr aus Jahr ein.

Erschienen 1827.

Unser Dichter liebte es, den Cyklus der Jahrszeiten in seine Poesien zu verweben („Vier Jahrszeiten" I, Nr. 349 ff. „Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten" unter Nr. 277 ff. u. a.). Hier läßt er, wie in der Regel, das Liebesglück sich erst im Wonnemonat entwickeln, worauf sich dann nicht weiter um den Zeitwechsel kümmert. Umgekehrt heißt es in einem der Sprüche:

Januar, Februar, März,
Du bist mein liebes Herz;
Mai, Juni, Juli, August,
Mir ist nichts mehr bewußt.

---

224. Nett und niedlich.

Erschienen 1827.

Die Netten und Niedlichen, die allzu zierlichen und manierlichen Schönen waren nicht ganz des Dichters Geschmack. Die beiden Strophen sind als zwei etwas getrennten Epochen angehörig aufzufassen, wie sie denn auch in der metrischen Form von einander abweichen. In der ersten Strophe beobachtet der Dichter erst das zierliche Wesen des vorübergehenden Mädchens und wünscht, daß sie ihm angehören

möge; in der zweiten, in ruhigen Trochäen durchgeführten Strophe ist sie bereits sein, aber der Dichter noch nicht ganz befriedigt, weil sie mit gar zu spitzen Lippen küßt; denn er liebte es ja, Wein und Kuß

Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern fest sich anzusaugen
An geliebte Lippen.

---

225. Für Sie.

Erschienen 1827.

Der Dichter lehnt hier die Frage der Neugierigen ab, die zu wissen wünschten, welche der vielen schönen Gestalten in seinen Dichtungen das Abbild seiner eigentlichen Geliebten sei. Jede, erwiedert er, wird die Züge, die ich von ihr entlehnt, erkennen; und so wird auch Sie wissen, was ihr ursprünglich angehört.

---

226. Stets derselbe.

Erschienen 1821.

Der Dichter spricht in der ersten Strophe von einer Schönen, die er auf dem Markt im Volksgedränge bemerkt, und mit der er in einem stillen Liebesverhältniß steht. Darüber wird er denn in Str. 2 zur Rede gestellt, daß er im Greisenalter noch immer von Mädchen spricht, und aufgefordert die jetzige Geliebte klar zu bezeichnen. Er nennt „die Wahrheit“. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dabei an die Stelle im Buch der Weisheit 6, 13 ff.

gedacht: „Die Weisheit ist schön und unvergänglich, und läßt sich gern sehen von denen, die sie lieb haben, und läßt sich finden von denen, die sie suchen. Ja sie begegnet und gibt sich selbst zu erkennen denen, die sie gern haben u. s. w."

---

227. Den Absolutisten.

Erschienen 1827.

Der Dichter hat nichts dagegen, daß die Philosophen jetzt nach dem „Absoluten" als dem höchsten Guten streben, bemerkt jedoch, daß nach seinen Herzenserfahrungen das Absoluteste, die absolute, unbedingte Liebe, uns am meisten zu bedingen und beschränken vermöge.

---

228. Räthsel. 229. Desgleichen.

Wahrscheinlich 1802.

Beide Räthsel, wenn gleich erst 1827 gedruckt, wurden vermuthlich (wie oben Nr. 198) schon 1802 für Schiller's Turandot gedichtet. Man hat das erste als den Spiegel, das zweite als die Thränen gedeutet, beide meines Erachtens gleich unglücklich. So viel ist sicher, daß, wenn diese die intentionirten Lösungen waren, die Ausführung beider Räthsel als ganz verfehlt zu betrachten ist. An dem ersten haben sich auf meinen Wunsch geübte Räthsellöserinnen versucht, ohne eine mich ganz befriedigende Deutung herauszubringen. Ich will eine der aufgefundenen nicht vorenthalten, obwohl auch sie mir nicht völlig zusagt: Das täglich *angewandte*, zum treusten Dienst gelind erbötige Organ ist

die Zunge, die von einem Theile der Männer, der an Aktentische und mühsame Handleistungen gebannt ist, weniger, von den Frauen aber durchschnittlich viel im geselligen Verkehr, wie in ihrem Schalten unter Kindern und Gesinde gebraucht wird. Die Zunge ist ein einfaches Organ, aber vielfachen Gebrauchs, mitunter „spitz und scharf". Wenn im muntern Zungenspiel manche Wiederholungen vorkommen, so lassen wir uns das gefallen; es fließt manchmal recht glatt von der Zunge, wenn wir gleich im Innern Herbes leiden. Den größten und stets neuen Reiz hat aber ein schönes Zungenspiel, wenn das Herz, die Liebe ihm Weihe und Würze gibt. — Das zweite Räthsel schloß sich wahrscheinlich dem Sinne nach an das erste an. Ich deute es als die Zähne, die mit Schmerzen ankommen und uns wieder Schmerzen bringen, wenn sie Abschied nehmen, in der Zwischenzeit uns zwar gute Gaben bereiten, aber auch oft großes Weh, welches letztere Goethe selbst manchmal an sich erfahren. Wie er die Zähne hier etwas hyperbolisch „die besten Freunde, die wir haben" nennt, so spricht sich der große Werth, den er auf sie legt, auch in den zahmen Xenien (Abth. IV) aus:

> Ich neide nichts, ich laß' es gehn,
> Und kann mich immer Manchem gleich erhalten;
> Zahnreihen aber, junge, neidlos anzusehn,
> Das ist die größte Prüfung mein, des Alten.

Wie dürftig und nüchtern Goethe's Räthsel sind, tritt erst bei Vergleichung mit den für denselben Zweck gedichteten Schiller'schen recht klar hervor. Die letztern sind voll poetischen Schwungs, werden dadurch aber freilich auch der eigentlichen Natur des Räthsels etwas untreu; Goethe deutet dieses an, indem er „den schönen Fehler" an

ihnen rügt, „daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes seien, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könne.“

---

230. Feindseliger Blick.

Erschienen 1827.

Goethe hatte eine große Antipathie gegen Brillen. Er bediente sich zwar mitunter einer Lorgnette, aber nur im Theater in seiner etwas weit abliegenden Loge, in Bildergalerien und in seinem Zimmer, um einen entferntern Gegenstand auf der Straße zu erkennen. Seinen Wilhelm Meister läßt er sogar die Ansicht aussprechen, daß überhaupt die Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, sittlich nachtheilig wirken. „Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist; denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit der innern Urtheilskraft außer Gleichgewicht gesetzt.“ Ottilie in den Wahlverwandtschaften schreibt in ihr Tagebuch: „Es käme Niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht ihn anzusehn und uns mit ihm zu unterhalten.“ Goethe hielt schon Lavater's genaues Betrachten der Physiognomie mit unbewaffnetem Auge für eine Art „Tücke“; um so mehr mußte ihm ein durch Augengläser geschärftes Beobachten zuwider sein. Noch im spätesten Alter äußerte er darüber gegen Eckermann: „So wie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. — Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so, als wolle ein Fremder mir bei der ersten

Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. — Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen; denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Aeußerungen nicht in's Auge sehen kann, und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist?"

---

231. Vielrath.

Erschienen 1827.

Um den Rath eines Mannes gebührend abzuschätzen, muß man den Mann selbst durchschauen. Fragst Du nun eine ganze Reihe um Rath, wozu soll das fruchten? Jeder wird Dir nach seiner individuellen Anschauung rathen, und wie ist es möglich, Mann für Mann zu kennen? In der vierten Abtheilung der zahmen Xenien, wo sich der Spruch wiederfindet, laut die letzte Hälfte:

Was *) wäre Rath sodann,
Sie zu verstehen?

---

*) Statt „Was" sollte man „Wo" erwarten.

Kennst Du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehen.

---

232. Sprache.

Spätestens 1773.

Diese Verse erschienen 1773, H. D. unterzeichnet, im Göttinger Musen-Almanach für das folgende Jahr. Der Dichter tritt dem Gerede über Reichthum und Armuth, Stärke und Schwäche einer Sprache entgegen. Die Sprache ist eine goldgefüllte Urne, ein starkes Schwert; aber ungebraucht ist sie eine vergrabene Urne, ein im Arsenal ruhendes Schwert. Weißt Du in die Urne geschickt zu greifen, so kannst Du die Schätze der Sprache spenden; weißt Du das Schwert recht zu führen, so kannst Du Triumphe über die Nachbarn mit der Sprache erringen.

---

233. Kein Vergleich.

Erschienen 1827.

Die Verse sind wahrscheinlich frühern Ursprungs. Jean Paul hatte sich schon in seiner Vorschule der Aesthetik (1804, zweite Aufl. 1812) gegen das Binde 's in zusammengesetzten Wörtern, wie gegen die Endungen ung, keit u. a. ausgesprochen und demgemäß auch Ordenstern, Ableitsylbe, Darstellmittel u. s. w. geschrieben. Im J. 1818 führte er seine Ansichten im Morgenblatt in Briefform weiter aus. Goethe bekennt, daß er auch jene Wortanhängsel gern los wäre, zeigt aber, wie man durch eine

rücksichtslose Ausmusterung derselben in Verlegenheit gerathe. Schreibe einer statt Vergleichung: Vergleich von Deutschen und Franzosen, so werde jeder Patriot sogleich zornig werden und von einer gütlichen Abfindung mit den Feinden nichts wissen wollen — und dies möchte auf 1813 oder 1814 als Entstehungszeit der Verse hindeuten, — während er sich eine Vergleichung mit ihnen, eine Nebeneinanderstellung der beiderseitigen Eigenschaften, wobei wir Deutschen nur gewinnen können, ganz wohl gefallen lassen werde.

---

234. Etymologie.

(Spricht Mephistopheles).

Erschienen 1837.

Die ersten 14 Verse, ein Spott auf die Etymologen, die aus den Lauten der Wörter die Urbedeutung derselben herausfühlen wollen und daher zufällig ähnlichlautende Wörter des verschiedensten Sinnes gewaltsam zusammenzubringen suchen, sind wahrscheinlich als Nebenschößling zur classischen Walpurgisnacht im zweiten Theil des Faust entstanden. Der Greif, den Mephistopheles dort als den klugen Greis begrüßt, verbittet sich diese Benennung:

„Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt.
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns."

Die sechs angehängten Verse sollten unter einer eigenen Ueberschrift (etwa: Metrische Rigoristen) abgesondert sein.

Goethe spricht hier seinen Aerger über die strengen Metriker aus, welche, statt die im heroischen und elegischen Versmaß geschriebenen deutschen Dichtungen unbefangen zu genießen, fortwährend die Sylben messen und abwägen und namentlich die Trochäen als Stellvertreter der Spondeen nicht dulden wollten. Vielleicht rief die Verse A. W. Schlegel's hochmüthige Aeußerung in seiner Indischen Bibliothek (Bd. I „Vom deutschen Hexameter") hervor: „Es versteht sich von selbst, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können." Goethe hatte ganz Recht zu sagen, das heiße nichts Anderes, als den Hexameter aus der deutschen Poesie verbannen. Denn wie soll sich der deutsche Dichter in einem Metrum bewegen, das Tausende von dichterischen Ausdrücken, z. B. alle Amphimacer und Doppeltrochäen („Uebermuth, Erdensöhne") ausschließt? In den zahmen Xenien (Abtheil. V.) erklärt er:

Allerlieblichste Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben,
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Rede lieblich fließen,
Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich versteht!

---

235. Kunst und Alterthum.

Erschienen 1823.

Das Gedichtchen führt den Titel der Zeitschrift, worin es zuerst erschien (IV, 2), und bezieht sich eben auf diesen

Titel. Man mochte den Zusatz „und Alterthum“ durch den Inhalt der Zeitschrift wenig gerechtfertigt gefunden haben. Der Dichter antwortet scherzend, wenn die Kunst (d. h. die der Kunst gewidmeten Aufsätze) der Zeitschrift Gunst erworben, so habe das Alterthum durch seinen Ruhm dem Titel ein Relief gegeben.

---

236. Museen.

April 1816.

Ausdruck des Verdrusses über den Mangel an Vorsicht und Sorgfalt beim Zurückholen der von den Franzosen fortgeschleppten Kunstschätze und beim Herüberschaffen neu angekaufter.

---

237. Panacee.

Erschienen 1823.

Der Dichter empfiehlt als Panacee (Universalarznei) gegen Geistesverkümmerung und Herzensfrost, als ein unfehlbares Vergnügungs-, Belebungs- und Erwärmungsmittel die fortwährende Freude am Großen.

---

238. Homer wieder Homer.

1821.

Im J. 1796 hatte Goethe im Gedicht „Hermann und Dorothea“ den Philologen F. A. Wolf hoch leben lassen (s. I, Nr. 210),

Der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch rief in die vollere Bahn.

Im Jahr 1820 nahm er Wolf's Prolegomena abermals vor und fand, daß beim Studium derselben stets eine Systole und Diastole in ihm vorging. „Ich war gewohnt", sagt er, „die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl Alles auf einen Punkt zusammen." In solcher Stimmung war ihm nun das Bekanntwerden mit Schubarth sehr willkommen. „Karl Ernst Schubarth", schrieb er den 19. October 1821 an Zelter, „ist gegenwärtig in Berlin; meldet er sich, so sei ihm freundlich. Es kommt ein Büchlein von ihm heraus: Ideen über Homer und sein Zeitalter; begegnet es Dir, so greife darnach. Es ist vermittelnd, einend, versöhnend, und heilt die Wunden, die uns von dem Raubgethier (Wolf und Anhängern) geschlagen worden." Ungefähr gleichzeitig ward ihm ein englischer Aufsatz über Homer bekannt, worin ebenfalls die Einheit und Untheilbarkeit der Homerischen Gedichte vertheidigt wurde; und so befestigte sich in Goethe die Ansicht, „daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit solchen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber getrachtet habe, ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern." Die Reaction gegen die Wolf'sche Ansicht, den Rückgang vom Unglauben zum Glauben, vom Sondern zum Vereinen, von der Kritik zum Genuß leitete er, wie hier im Gedicht („Denn Jugend weiß uns zu entzünden"), so auch in den Annalen (unter

1821) von der veränderten Sinnesweise der jüngern Generation ab: „Eine frische Jugend war herangewachsen, unterrichtet wie lebenslustig; sie unternahm mit Muth und Freiheit, den Vortheil zu gewinnen, dessen wir in unserer Jugend auch genossen hatten, ohne die schärfste Untersuchung selbst den Schein eines wirksamen Ganzen als ein Ganzes gelten zu lassen. Die Jugend liebt das Zerstückelte überhaupt nicht; die Zeit hatte sich in manchem Sinne kräftig hergestellt, und so fühlte man schon den frühern Geist der Versöhnung wiederum walten." (Vgl. den Aufsatz „Homer noch einmal" aus dem J. 1827).

---

239. Zum Divan.

Vermuthlich um 1815.

Das Gedicht dürfte, obwohl erst 1833 veröffentlicht, etwa dem J. 1815 angehören, worin ein großer Theil des westöstlichen Divans entstand. Nachdem durch die damaligen Leistungen der Orientalisten die Geisteswelt des Morgenlandes tiefer aufgeschlossen worden war, mußte Jeder, der durch Studium seiner selbst und Anderer das Gemeinsame der Menschennatur kennen gelernt, zur Einsicht gelangen, daß Orient und Occident viel mehr Verwandtschafts- und Verknüpfungspunkte haben, als man bisher geahnt. So gefiel sich denn unser Dichter eine Reihe von Jahren (1814 bis 1819 und später) darin „sich zwischen Osten und Westen sinnig zu wiegen"; sinnig deutet auf die in den Gedichten des Divans vorwaltende Reflexion; „es ist eine Dichtart", schrieb er im März 1816 an Zelter, „die meinem Alter, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht zusagt." Der

am Schluß ausgesprochene Wunsch, daß dieses Schaukeln zwischen den beiden Welten zum Besten gedeihen möge, deutet an, daß er bei der Abfassung des Gedichtes noch in der Production für den Divan begriffen war.

---

240. Angedenken.

1828.

Die Verse erschienen 1829 im Chaos (vgl. die Bemerkungen zu Nr. 151), waren aber schon im vorhergehenden Jahre gedichtet worden. In die Interpretation derselben: „sie feiern die Geliebte als Inbegriff des Guten, Schönen und Lieben, deren Angedenken für den Dichter das höchste Glück ist“ kann ich nicht einstimmen. Unser Gedicht sagt: Angedenken an das Gute, das man im Leben kennen gelernt, oder auch an eigenes löbliches Wirken, erfrischt uns fortwährend zu weiterm löblichen Streben; Andenken an das Schöne, das uns erfreut hat, erquickt und erwärmt das Herz; Andenken an die Liebe, die man erfahren, wäre ein herrlicher Segen, wenn die Erinnerung stets lebendig bliebe; das Beste aber bleibt das Festhalten des erkannten Wahren, des Gesetzlichen und Göttlichen, des „Einen“, das sich durch die wechselnden Erscheinungen hindurchzieht und ihnen zu Grunde liegt. Vgl. oben (Nr. 226), „Stets derselbe“, wo er die Wahrheit als die Geliebte seines Greisenalters bezeichnet.

---

241. Weltliteratur.

Erschienen 1827.

Schon seit dem Bekanntwerden mit Herder in Straßburg stand in Goethe die Ueberzeugung fest, daß die Anlage zur Poesie „von Pol zu Pol“ ausgesät und nicht einem einzelnen Volke, noch viel weniger einzelnen Individuen ausschließlich zugetheilt sei. Er fand aber auch bei genauerer Vergleichung der Lieder der verschiedenen Völker, daß sie alle in ihrem innersten Charakter einander verwandt sind. „Es gibt nur Eine Poesie“, schrieb er 1825, „die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein.“ Er sah es den Deutschen, wie keiner andern Nation gelingen, die Dichtungen der verschiedensten Völker in trefflichen Uebertragungen und Nachbildungen sich anzueignen; und so entwickelte sich in ihm die Idee und Forderung einer Weltliteratur, die ein geistiges Band für die Nationen werden sollte. „Nationalliteratur“, äußerte er 1827 in den Gesprächen mit Eckermann, „will jetzt nichts sagen; die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“ Goethe greift in unserm Gedicht aus dem vielstimmigen Völkerchor nur die althebräische Poesie (David's Psalmen und das hohe Lied), die persischen Liebeslieder (worin Bülbül, die Nachtigall, sehnsüchtig die Rose besingt) und die Gesänge amerikanischer Wilden heraus.

242. Gleichgewinn.

Erschienen 1821.

Es mochte unserm Dichter in seinem hohen Alter oft der Gedanke kommen, wie mancher der Mitstrebenden schon vor ihm dahingegangen sei; hier und da war einer schon in den ersten Schlachten gefallen, Andere, wie Schiller, im schönsten Siegeslauf, während er selbst noch bis in's späte Greisenalter „im Bivouac übernachten mußte". Er fühlte sich dann wohl versucht, wieder Schiller's und Winckelmann's Loos, wie er es bei ihrem Tode gethan, zu preisen, daß sie, jugendkräftig geschieden, nun auch jugendlich im Andenken der Welt fortlebten. Aber dann ward er sich auch bewußt, daß er selbst noch im höchsten Alter nach Kräften fortstrebe und „seinen und seines Herrn Ruhm zu mehren" trachte, und durfte sich so mit der Hoffnung trösten, auch auf dem Bett der Ehren dahinzuscheiden.

---

243. Lebensgenuß.

Erschienen 1821.

Goethe äußerte selbst einmal in den Gesprächen mit Eckermann, sein Leben sei von Jugend auf bis in's hohe Alter nur Mühe und Arbeit und nie auf behaglichen Genuß gerichtet gewesen. Hier läßt er einen Andern darüber seine Verwunderung und Mißbilligung aussprechen; man müsse, meint dieser, sich doch auch mitunter einen guten Tag machen. Der Dichter antwortet zunächst ungefähr mit den Worten im Schatzgräber (I, Nr. 133):

Tages Arbeit! Abends Gäste!

Uebrigens habe er dann nicht einen guten Tag, wenn man ihn in Zerstreuungen hineinzerre, die ihm alle Sammlung und den Gebrauch seiner Kräfte verwehren (Str. 2). Erst da habe er da einen guten Tag, wo er wirksam und förderlich zur Erzielung des Rechten, Guten, Schönen und Wahren eingreifen könne (Str. 3). Die Schlußstrophe hat man als gegen diejenigen gerichtet angesehen, welche meinten, er habe in den Zeiten der Erhebung des Vaterlandes sich nicht so zurückhaltend beweisen, sondern kräftig auf den Tag wirken sollen. Der Dichter sagt aber im Allgemeinen: Mein Sinnen und Trachten ist nicht auf den Tag und die Stunde gerichtet. Diese Sinnesweise nahm bei ihm mit den Jahren zu. „Ich gestehe", schrieb er am 1. December 1831 an Wilh. von Humboldt, „daß in meinen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nahräumlich, ist ganz Eins; ja, ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich."

---

244. Heut und ewig.

Vermuthlich 1784 oder 1785.

Die Strophe erschien erst 1820 in Kunst und Alterthum. Wenn sie, wie nicht unwahrscheinlich, für die Geheimnisse (s. oben Nr. 84) ursprünglich gedichtet wurde, so geht daraus hervor, wie frühe sich schon in Goethe die beim vorhergehenden Gedicht angedeutete Sinnesweise entwickelt hatte. Es ist ein vergebliches Trachten, heißt es hier, auf den Tag wirken, die Gegenwart über sich selbst aufklären zu wollen. Aufgeregt, wie er ist, spiegelt der

Strom des Tages nur verzerrte Bilder von Allem zurück; die Gegenwart ist in Selbstsucht, Dünkel und Widerspruchsgeist befangen. Da ist es für den, der das Gute, Wahre und Bleibende erstrebt, rathsamer, schweigend sich zurückzuziehn und im Stillen für eine bessere, wenn auch weit entfernte Zukunft rastlos zu wirken. Man darf nicht glauben, daß das Tüchtige schon über Nacht zur Anerkennung reife; erst in Aeonen wird es, nach vielleicht langer Verkennung, zu siegreicher Wirksamkeit gelangen.

---

245. Schlußpoetik.

Erschienen 1827.

Ich möchte glauben, daß besonders die Angriffe, die seine Romane, auch noch die Wanderjahre erfuhren, die vorliegenden Verse hervorgerufen. Er hatte dem letztgenannten Werke ein Gedicht beigegeben (s. oben Nr. 77), worin es von dem Helden heißt:

> Zwar pflegt er nicht zu singen und zu beten;
> Doch wendet er, sobald der Pfad bedenklich,
> Den ernsten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
> In's eigne Herz und in das Herz der Lieben;

und von dem Geiste, der im Ganzen herrscht, es sei ein Sinn, an dem der Leser hier und da vielleicht Anstoß nehme, der jedoch im Ganzen nicht unerfreulich und unheilsam wirke. Aber diese poetische Vorrede schützte ihn nicht vor böser Nachrede. So klagt er denn der Muse sein Leid und bittet sie um Verhaltungsregeln. Sie ermahnt ihn, nach wie vor zu Hauptgegenständen seiner Dichtung Charaktere von edlem Streben zu wählen, die wohl zu Zeiten

im Leichtsinn sich vergessen, aber nie ganz verlieren können; für einen solchen Inhalt seiner Poesie würde ihm die stillere, bessere Welt stets dankbar sein. Um einen andern Anspruch auf Ruhm solle er sich nicht bemühen; seinen reinen Absichten werde doch auf die Dauer die gebührende Anerkennung werden; die Darstellung schurkischer und verrückter Charaktere möge er denen überlassen, die daran Freude haben.

---

246. Der Narr epilogirt.

1804.

Wie das vorhergehende Gedicht sich als eine Schlußpoetik darstellt, so dieses als ein abschließendes Compendium von Lebens- und Klugheitslehren, freilich nicht wie jenes in ernstem Tone, sondern in humoristischer Laune eines Shakespeare'schen Narren gehalten, aber darum im Ganzen nicht minder ernst gemeint. Es wurde erst 1827 gedruckt, aber schon 1804 als Epilog zum zweiten Akt der Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen gedichtet, wo der erste Vers, auf den glücklich ausgeführten Plan Liebetraut's anspielend, so lautete:

Das schönste Werk hab' ich verricht.

Den gescheidten Narren ficht es nicht an, wenn man ihm das gebührende Los dafür vorenthält und Andern zuwendet; er wird dagegen auch wohl einmal gelobt, wenn er etwas Dummes gemacht; und so setzt sich Eins gegen das Andere in's Gleichgewicht. Kein Wunder, daß er, dies erkennend, verdientes Lob mit Gleichmuth annimmt. Wenn ihn ein Mächtiger kränkt, so befolgt er die bereits oben in Nr. 187 gegebene Lebensregel:

Ueber Wetter- und Herrenlaunen
Runzle niemals die Augenbraunen;

aber gegen seines Gleichen setzt er sich wacker zur Wehr. Im Glück freut er sich der schönen Gegenwart, und vergällt sich nicht ihren Genuß durch Angst vor zukünftigem Unglück; im Mißgeschick labt er sich an froher Hoffnung und läßt auch das etwaige Gute, das seine Lebenslage bietet, nicht ungenossen. Er weiß, daß die Fügungen des Geschicks sich nicht ändern lassen, und daß, wie hoch oder niedrig auch die Menschen gestellt sind, ihr Glück hauptsächlich auf Befriedigung derselben einfachen Bedürfnisse beruht; wie es auch im zehnten Epigramme aus Venedig heißt:

Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren so gut es vermag.
Merke Dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen;
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich wie er auch will.

Politica.

Goethe war kein Freund von politischer Poesie („Politisch Lied ein garstig Lied"), und so fehlte auch bei seinen Lebzeiten die vorliegende Rubrik in seinen Werken. Nichtsdestoweniger sprach er für sich im Stillen seinen Verdruß über das politische Gebahren des Tages, um sich davon zu befreien, bald parabolisch, bald epigrammatisch in kleinen Gedichten und Sprüchen aus, die nach seinem Tode theilweise hier, und zum größern Theile in den zahmen Xenien am Schlusse der sechsten Abtheilung eingereiht worden sind.

247. Bei einer großen Wassersnoth.

Vermuthlich gegen Ende 1813.

Bei der stürmischen Begeisterung, die 1813 in Deutschland erwachte, war es unserm Dichter unbehaglich zu Muthe; es schien ihm, als ob man gegen Wassersnoth das eben so gefährliche Feuer zu Hülfe rufe. Im November dieses Jahres äußerte er sich in einer Unterredung mit dem Historiker Luden, der von Erhebung des deutschen Volkes, vom Festhalten der errungenen Freiheit gesprochen, in folgender Art: „Ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit! Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür sehe ich aber Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch weithin nach Morgen aus."

---

248. Und als die Fische gesotten waren.

Vermuthlich 1815.

Die vorliegenden Verse, wenn gleich an dem Schlußvers des vorhergehenden Gedichtes anknüpfend, sind doch

wahrscheinlich etwas spätern Ursprungs, wie sie auch durch die Reimlosigkeit der Zeilen ungerader Zahl abweichen. Goethe spottet hier über die Hast, womit sich die Sieger in den Raub zu theilen eilten, und die Unverschämtheit der Starken, die sich den Löwenantheil zulegten.

---

249. Die Engel stritten für uns Gerechte.

2. März 1815.

Seltsamer Weise erschien unserm Dichter das Verhalten der Deutschen in den Befreiungskriegen in viel ungünstigerm Lichte, als in den frühern Kämpfen gegen Frankreich. Vorher, heißt es hier, stritten die Engel für unsere gerechte Sache; dennoch erlagen wir überall, und dem bösen Feinde ward der Sieg und Siegesgewinn. Da gab Logos (das Wort, Gott Sohn) den Besiegten auf ihr Beten und Flehen ein, sich auch einmal „als Teufel zu geriren", und siehe, da errangen sie den Sieg. Den heldenmüthigen, wenn gleich erbitterten Kampf gegen die Unterdrücker als ein teuflisches Gebahren aufgefaßt zu finden, bleibt doch bei aller Abneigung Goethe's gegen Krieg und Kriegslärm auffallend. Speciell das Schalten der sieggekrönten Deutschen im eroberten Frankreich kann nicht wohl gemeint sein, da ihr Sieg ja erst als Folge des teuflischen Treibens dargestellt ist.

---

250. Am jüngsten Tag vor Gottes Thron.

Vielleicht 1821.

Das Gedicht ist vielleicht erst durch Napoleon's Tod (5. Mai 1821) hervorgerufen worden, kann aber auch schon früher, etwa 1815 auf Veranlassung der erbitterungsvollen Urtheile, die allseitig in Deutschland über den Bezwungenen gefällt wurden, entstanden sein. Bekanntlich bewunderte Goethe Napoleon's Größe und schätzte besonders an ihm das Verdienst, die Hyder der Revolution gebändigt zu haben. Er verehrte und liebte dessen Bruder Ludwig, und haßte auch überhaupt die Franzosen nicht, obwohl er sich über die Befreiung von ihrer Herrschaft aufrichtig mitfreute. „Wie hätte ich", sagte er einmal zu Eckermann, „ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört, und der ich einen großen Theil meiner Bildung verdanke?" Napoleon selbst schien ihm so unüberwindlich, daß er der Erhebung Deutschlands gegen ihn Anfangs mit hoffnungslosem Unmuth zusah. Als ihm auf seiner Durchreise nach Böhmen im April 1813 Körner, der Vater des Dichters, die Hoffnung auf schönere Zeiten äußerte, rief er heftig auffahrend: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen." Jetzt, wo er gebändigt darniederlag, waren ihm die Fußtritte ein Gräuel, die man dem todwunden Löwen von allen Seiten versetzte. Ein Ausfluß dieser Stimmung ist das vorliegende Gedicht, so wie auch der Spruch unter den zahmen Xenien (Abtheil. VI, gegen Ende):

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein!

Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!

---

251. Wolltet ihr in Leipzigs Gauen.

Vermuthlich 1815.

Nach glücklich durchgefochtenem Kampfe wurde mehrseits der Vorschlag gemacht, auf dem Leipziger Schlachtfelde ein großartiges Siegesdenkmal zu errichten. Der Dichter räth allen deutschen Männern und Frauen, insbesondere auch den vornehmen Herren und Damen, in frommer Procession dorthin zu wallfahrten und sämmtlich ihre Thorheiten zu einem runden Haufen zusammenzuwerfen; das werde eine ungeheure Riesensäule geben.

---

252. Die Deutschen sind recht gute Leut'.

Vermuthlich 1815.

Goethe erkennt es hier an, daß dem deutschen Volke im Ganzen einmal, und zwar zum ersten Mal, eine große That gelungen, und wünscht, daß es nicht das letzte Mal sein möge. Das Gedichtchen liegt ganz in dem Gedankenkreise von Goethe's Gespräch mit Luden im November 1813, dessen wir oben bei Nr. 247 gedachten, und möchte daher dieser Zeit zuzuschreiben sein. „Ich habe oft", sagte er zu Luden, „einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist (vgl. V. 1 und 2). Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern

erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." — Auch die Hoffnung, die in unserm Schlußverse „Daß es nicht möge das letzte Mal sein!" anklingt, drückt sich in dem Gespräch viel bestimmter aus. „Ich halte", sagte er zu Luden, „den Glauben an Deutschlands Zukunft so fest, als Sie. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, die um so viel größer sein wird denn jene gewaltige Aufgabe, als ihre Bildung jetzt höher steht."

---

253. Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinigen.

Spätestens 1816.

Die Mecklenburgischen Stände hatten 1814 beschlossen, dem Fürsten Blücher in seiner Geburtsstadt Rostock ein Denkmal zu errichten. Goethe wurde von dem ständischen

Ausschuß ersucht, die Ausführung des Plans durch seinen Rath zu unterstützen. Der Erzguß der neun Fuß hohen Statue wurde im Sommer 1818 vollendet, und im nächsten Jahre das Denkmal aufgestellt. Goethe hatte dazu zwei Votivtafeln entworfen; die eine stellt den Helden dar, wie er, vom Genius des Vaterlandes mit der Aegide gedeckt, sich vom Sturz mit dem Pferde aufrafft; die andere zeigt ihn zu Rosse, wie er dämonische Gestalten in den Abgrund treibt. Die zugehörigen Inschriften hatte er bereits Anfangs Juni 1816 eingesandt. In der ersten, die jetzt die Ueberschrift der Verse bildet, stand ursprünglich „Seinen", welches mit Goethe's Zustimmung in „Seinigen" verändert wurde. Der letzte der Verse lautet: „Von Feinden los", nicht, wie es erst seit 1837 heißt, „Vom Feinde los".

Gott und Welt.

Der dritte Band von Goethe's Werken (Ausgabe in 40 B.) eröffnet sich mit einer Sammlung von Reimsprüchen „Gott, Gemüth und Welt" überschrieben, die verwandten Inhaltes mit der vorliegenden Rubrik sind und sich auf Gott und sein Verhältniß zur Welt und zum Menschen, auf des Dichters kosmogonische Ansichten, das Gesetz der Polarität und seine Theorie des Lichts beziehen. Diese Sammlung muß spätestens 1814 entstanden oder abgeschlossen worden sein, da sie sich bereits in der 1815 *erschienenen* Ausgabe von Goethe's Werken befindet. Daß

er sie nicht unter die vorliegende erst 1827 eingeführte Rubrik geordnet hat, erklärt sich daraus, daß jene erste Sammlung aus kurzen Sprüchen besteht, während „Gott und Welt“ vorherrschend aus größern Gedichten zusammengesetzt ist. Nur die beiden längsten jener Sprüche: „Was wär' ein Gott u. s. w.“ und „Im Innern ist ein Universum auch“ hat er in die Sammlung von 1827 herübergenommen und dem Prooemion angehängt. Das vorgesetzte Motto „Weite Welt und breites Leben u. s. w.“ erschien zuerst 1817 vor dem ersten Heft zur Naturwissenschaft.

---

254. Prooemion.

1816.

Dieses im März 1816 entstandene Gedicht wurde zuerst 1817 in dem ersten Heft Zur Naturwissenschaft veröffentlicht. Daß die beiden angehängten Strophen frühern Ursprungs sind, ist bereits erwähnt.

Unser Gedicht trägt ein Gepräge, als sei es schon ursprünglich zur Einleitung und Bevorwortung einer auf „Gott und Welt“ bezüglichen Sammlung bestimmt gewesen. Die sechs ersten Verse erinnern an die Art, wie die Orientalen ihre Briefe, Bekanntmachungen u. dgl. anheben. Es spricht sich hier dieselbe Ansicht von Gott und seinem Verhältniß zur Welt aus, die uns auch in dem nächstfolgenden viel früher entstandenen Gedichte „Weltseele“ begegnet. Die Weltschöpfung dachte Goethe sich nicht als einen einmaligen Akt, sondern als einen noch immer fortwährenden Prozeß: Gott ist „von Ewigkeit in schaffendem Beruf“; und nicht bloß in der Körperwelt ist die ganze Entwickelung der

Dinge eine continuirliche Offenbarung Gottes, sondern auch in der Geisteswelt ist, wie Schelling es ausdrückt, „alles wahre Sein göttlich." Gott schafft „Glauben, Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft". Dieser Ansicht ist es nun ganz entsprechend, wenn für Goethe die Naturwissenschaft nichts Anderes ist, als die Erforschung der göttlichen Gesetze, der Gedanken Gottes:

> So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
> Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht.

An ein vollständiges Erfassen dieser Gedanken ist freilich nicht zu denken:

> Und Deines Geistes höchster Feuerflug
> Hat schon am Gleichniß, hat am Bild genug;

aber auch schon die bloße Ahnung jener Gesetze, das entfernte Erkennen derselben in Bild und Gleichniß gewährt unnennbare Freude, indem es einen Blick in den innern Zusammenhang der Dinge und in eine unendliche Stufenfolge derselben erschließt.

Was den Inhalt der ersten angehängten Strophe betrifft, so widerstrebte unserm Dichter nichts mehr, als die Vorstellung eines von der Welt gesonderten und ihr gegenüber stehenden Gottes. Falk charakterisirt seine Weltansicht als eine solche, „welche die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinanderstellt, sondern in seliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Wesen denkt." Die zweite angehängte Strophe entspricht dann weiter der Schelling'schen Lehre, „daß im Menschen die Gottheit in ihrer herrlichsten Offenbarung hervortrete, daß in ihm (dem Ideal-Menschen) der Kern und die höchste Blüthe der Natur, daß er ein Abbild des Universums, ein Mikrokosmus sei",

woraus sich denn auch erklärt, warum die Völker das Höchste und Schönste, was sie im Menschen fanden, zum Bilde einer Gottheit vereinigten.

---

255. Weltseele.

Spätestens 1803.

Dieses Gedicht erschien 1803 unter der Ueberschrift „Weltschöpfung" im Taschenbuch auf das Jahr 1804, herausgegeben von Wieland und Goethe, und zwar unter die „der Geselligkeit gewidmeten Lieder" gereiht. Vielleicht war es auch zunächst für jenen gesellschaftlichen Kreis bestimmt, für den mehrere der „geselligen Lieder" des ersten Bandes (s. die Vorbemerkungen dazu Bd. I, S. 130 f.) gedichtet wurden. Sollte es wirklich ursprünglich ein Gesellschaftslied sein, so trat hier Goethe ausnahmsweise einmal als Nebenbuhler Schiller's in dieser Gattung auf. In der Regel wählte er sich für das gesellige Lied leichtere Sujets, anmuthige und gefällige Stoffe, deren Behandlung ihm meisterhaft gelang; wogegen Schiller durch den Ernst seiner Gesinnung und den hohen Schwung seiner Gefühle zu den erhabensten und großartigsten Gegenständen hingezogen ward, und z. B. dem Gesellschaftskreise umfassende weltgeschichtliche Gemälde aufrollte, wie in den „vier Weltaltern", oder in das volle Aehrenfeld der Ilias hineinfiel und daraus heimtrug was er konnte, wie im „Siegesfest", oder das ganze Universum in den Kreis der Freude und Sympathie hereinrief, wie im Hymnus „an die Freude". In ähnlicher Weise greift hier Goethe einmal nach einem

der erhabensten Liederstoffe und stimmt in begeisterten Tönen den Hymnus der Kosmogonie an.*)

Möglich wäre es aber auch, daß unser Gedicht schon ein paar Jahre früher entstanden ist. Es liegt der Gedanke nahe, daß der Verkehr mit Schelling dem Dichter den Anstoß zu dieser Production gegeben; und zwar möchte, nach einer Stelle in Goethe's Annalen zu urtheilen, die Entstehung derselben mit einiger Wahrscheinlichkeit in das J. 1798 zu setzen sein. Unter diesem Jahr berichtet Goethe nämlich: „In der Naturwissenschaft fand ich Manches zu denken, zu beschauen und zu thun. Schelling's Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert.“ Es läßt sich freilich nachweisen, daß die Weltanschauung, der unser Gedicht entfloß, sich aus weit frühern Jahren her datirt, als wo er mit Schelling bekannt wurde. Er neigte, sogar ehe er Spinoza kennen lernte, zu einer gewissen pantheistischen Ansicht der Welt hin, und mit Recht bemerkt Eckermann, daß er nur darum diesen Denker so liebgewann, weil derselbe den Bedürfnissen seines Innern so gemäß war. „Er fand in ihm“, sagt Eckermann, „sich selbst wieder, und so konnte er sich auch an ihm auf's schönste befestigen; und da solche Ansichten nicht subjectiver Art waren, sondern in den Werken und Aeußerungen Gottes durch die Welt ein Fundament hatten,

*) Das Gedicht als „einen gesellschaftlichen Scherz“ aufzufassen, wie dies neuerdings geschehen, und darin eine humoristische Verwendung der Monadenlehre zu einem Spaß zu sehen, ist unstatthaft. Der Ton des Gedichtes, Goethe's eigene Erklärungen über dasselbe, der Platz, den er ihm angewiesen, und der Ernst, womit er sich wiederholt über jene Lehre geäußert, sprechen entschieden *gegen eine solche* Auffassung.

so waren es nicht Schalen, die er bei seiner eigenen spätern tiefen Welt- und Naturforschung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, sondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gesunder Richtung fortwuchs und sich zuletzt zu der Blüthe einer reichen Erkenntniß entfaltete." Wahrscheinlich war es aber die Freude, in Schelling's damaligem philosophischen System sein eigenste Ueberzeugung noch bestimmter und belebender, als in Spinoza, ausgesprochen zu finden, was ihm den vorliegenden Hymnus eingab. Wie sehr in der That Schelling's Naturphilosophie mit dem Inhalte desselben übereinstimmt, läßt sich recht augenfällig machen, wenn man einige Hauptsätze Schelling's zusammenstellt: „Alles wahre Sein ist lebendig und göttlich, die ganze Entwickelung der Dinge und ihr Dasein ist nichts als die Offenbarung des lebendigen Gottes. Gott ist das beseelende Prinzip der Dinge, die Weltseele. In der Natur lebt der Geist noch unbewußt, traumartig, gleichsam erstarrt und versteinert; die Gesetze der Natur sind Gottes Gedanken. Schon deutlicher, obschon ihnen selbst nicht bewußt, erscheint der lebendige Geist in den Thieren und leuchtet bei ihnen schon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß. Im Menschen tritt er in seiner wahren und herrlichsten Offenbarung hervor u. s. w."

Ehe man sich an einer nähern Interpretation des Gedichtes versucht, scheint es rathsam, darüber den Dichter selbst zu hören, der im Briefwechsel mit Zelter sich über den Sinn des Ganzen geäußert hat. Am 4. Mai 1826 schrieb ihm Zelter: „Hab' ich Dir wohl jemals die beigehende Composition gesandt? Sie ist schon vor zwanzig Jahren am Tage nach meiner Hochzeit unter dem Namen

Weltschöpfung gemacht. Nun kommt mir das Stück zufällig wieder unter die Hände, und indem ich über Dich und mich erstaune, wünschte ich wohl zu wissen, unter welchen Umständen das Gedicht gemacht ist." Goethe antwortete: „Schönsten Dank für die Partitur des wahrhaft enthusiastischen Liedes. Es ist seine guten dreißig Jahre alt (wieder eine Hinweisung auf eine frühere Ursprungszeit als 1803) und schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identificirte, es auszufüllen, ja in seinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte." Mit dieser Erklärung könnte es vielleicht einigen Lesern ergehen, wie dem wackern Zelter, der offen gestand, daß er damit nichts anzufangen wisse. Naiv genug fügte er das Bekenntniß hinzu, er habe „das enthusiastische Lied", ohne es im Mindesten zu verstehen, nur nach einzelnen dunkeln Anregungen componirt. „Nur gewisse Tonlängen", schrieb er, „Regionen, Planeten u. dgl. erzeugten mir feste Klänge, denen ich alles Uebrige anthun sollte."

Halten wir uns nun an das Gedicht selbst, so dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß es das Universalleben der Natur darstellen soll, wie es aus dem gemeinsamen Urquell der Gottheit nach allen Richtungen sich ergießt; und so möchte wohl die ältere Ueberschrift Weltschöpfung als die bezeichnendere anzusehen sein. Wir dürfen dabei aber nicht an eine erste, oder eine einmalige Weltschöpfung denken, sondern dieser Proceß der Weltbeseelung muß als ein continuirlicher gedacht werden. Aus dem Centralquell, dem Herzen des Weltalls, empfangen alle Lebensströme, die das Universum durchpulsen, ihre *belebende Kraft.* Der Dichter nun, der, wie Schiller sagt,

der Dinge geheimste Saat belauscht, der mit den Göttern zu Rath sitzt, ist im Weltmittelpunkt, an dem Born, woraus alles Leben quillt, an der Tafel, wo die Lebenskräfte ihren „heiligen Schmaus" halten, auch zugegen, und führt als Herold das Wort für die Gottheit, indem er jenen befiehlt, sich nun nach allen Regionen durch das Weltall zu vertheilen. Dieses Sichversetzen in das Weltcentrum und diese Theilnahme an dem Schöpfungsact ist es wohl, was Goethe eben als ein Identificiren mit dem Universum und ein theilweises Hervorbringen desselben bezeichnete.

Zuerst werden nun (Str. 2) gewaltige Lebenskräfte in's All entsandt, welche neue Sterne gestalten sollen. Sie vollziehen ihren Auftrag sogleich, und schon sieht der Dichter sie als neue Sterne gesellig unter ältern im lichtbesäten Raume glänzen. Andere Kräfte werden zur Bildung neuer Kometen in die Welt entlassen (Str. 3); wieder andere sind bestimmt, sich auf rohe, noch ungeformte Planeten zu werfen („greifet rasch nach ungeformten Erden") um dort stufenweise, in abgemessenen Perioden (man denke an die von der Geologie nachgewiesene stufenförmige Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt auf unserm Planeten) ein immer reicheres Leben zu entfalten (Str. 4). Der Dichter verweilt dann in den übrigen Strophen bei dieser allmähligen Entwickelung des Lebens auf einem Planeten. Jene vom Weltcentrum ausströmenden Lebenskräfte sind es, die dem Stein in seinen Grüften die feste krystallinische Form vorschreiben und den „wandelbaren Flor", die Pflanzenwelt, im Luftreiche durch einen bestimmten Kreislauf von Keimen, Wachsen, Blühen, Fruchtbringen und Verwelken hindurchführen (Str. 5). Hat aber einmal das vegetabilische Leben auf einem Planeten begonnen, so sucht es sich selbst bis

in die ihm ungünstigsten Stellen auszubreiten (Str. 6). „Und so verdrängt" in Str. 7 ist noch immer Anrede des Dichters an die entsandten Lebenskräfte, die dadurch, daß sie den Planeten mit einer reichen Vegetation überkleiden, seine düstere, feuchtqualmende Oberfläche in ein weites, von bunter Farbenpracht glühendes Paradies verwandeln sollen. Nun aber (Str. 8) stellt sich auch die Thierwelt ein, die „gestaltenreiche Schaar", die ein Auge mitbringt, das „holde Licht zu schauen"; und nicht lange währt's, so haben die Lebenskräfte sich sogar zum ersten Menschenpaar verkörpert. Wenn aber zwei Menschen einander in's liebende Auge schauen, so fühlen sich beide innerlich befriedigt und beseligt, indem sie sich als verwandten, ja identischen Wesens, als Ausfluß desselben Urquells alles Lebens empfinden. So erkläre ich mir die etwas mystisch gehaltenen Schlußverse: Jeder Mensch ist ein Mikrokosmos, in dem sich das Allleben im Kleinen darstellt, und so wird ein liebend Paar „im sel'gen Wechselblick" mit Dank des schönsten Lebens inne, das „vom All in's All", aus einem Mikrokosmus in den andern hinüber und zurückströmt.

Goethe hat seine Ansichten über die Beseelung des Weltalls weiter ausgeführt in einem durch Wieland's Tod veranlaßten Gespräche mit Falk,*) woraus wir Einiges herausheben. Hiernach hegte Goethe die Ueberzeugung, daß von einem Untergange so hoher Seelenkräfte, wie sich in Wieland gezeigt, niemals die Rede sein könne. Er unterschied aber verschiedene Classen und Rangordnungen der

---

*) Falk: Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt; 2. Aufl. S. 50 ff.

letzten Urbestandtheile aller Wesen, die er Seelen oder noch lieber Monaden nannte; es gebe „Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen“, die, obwohl in ihrer Kraft und Wirksamkeit außerordentlich verschieden, doch im Urwesen einander verwandt seien. Die niedere Monade werde aber von einer höhern in ihren Kreis gerissen und müsse ihr, wenn auch widerwillig, gehorchen. Wenn nun irgend eine regierende Hauptmonas die ihr untergebenen Monaden ihres Dienstes entlasse, so sei dies der Tod, den Goethe demnach als einen selbständigen Act der Hauptmonas betrachtete. Alle Monaden aber seien von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit selbst im Moment der Auflösung nicht einstellen; jede derselben gehe, wohin sie gehöre, in's Wasser, in die Luft, in die Erde, in's Feuer, in die Sterne. Was das Schicksal des Hauptmonas anlange, so komme Alles darauf an, wie mächtig die in ihr enthaltene „Intention“ sei. Er müsse es seinen Ansichten völlig gemäß finden, wenn er Wielanden einst als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was ihm nahe käme, erquickte und erheiterte. — Auf die Frage, ob die Uebergänge in andere Zustände für die Monaden mit Bewußtsein verbunden seien, lautete die Antwort: „Die Intention einer Weltmonas kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtniß ist.“

Wir lassen dahin gestellt, ob nicht Einiges in der Relation dieses Gespräches als Falk's Zuthat anzusehen

sei; so viel ist aber gewiß, daß der wesentliche Inhalt desselben mit Goethe's anderweitigen Aeußerungen über den Gegenstand*) im Einklang steht. So schrieb er z. B. an Zelter beim Tode seines Sohnes, wo er wahrlich nicht in der Stimmung war, mit seinem System zu scherzen: „Wirken wir fort, bis wir vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen."

---

256. Eins und Alles.

Erschienen 1823.

Der Anfang unsers Gedichtes und die beiden Schlußverse können leicht zu der Ansicht verleiten, daß Goethe hier von seinem Glauben an die Fortdauer des Menschen jenseits des Todes, der aus seinen zum vorigen Gedicht erwähnten Aeußerungen hervorblickt, abtrünnig geworden sei. Es ist hier von einem Verschwinden des Einzelnen, von einem willigen Sichaufgeben, ja sogar von einem

*) Brief an Zelter, Nr. 530; Gespräche mit Eckermann I, 120–122, 154. II, 56, 68, 148 f., 282 ff., 289, 295 ff., 303, 347 f.; Morphologie Bnd. I, *Heft 4, 314.*

Zerfallen in Nichts, dem Alles unterworfen sei, die Rede. Achten wir aber auf seine ungefähr gleichzeitigen Gespräche mit Eckermann über diesen Gegenstand, so sehen wir, daß seine alte Ueberzeugung von der Unzerstörbarkeit des Menschengeistes noch immer fest stand. Freilich war er von jeher einem Brüten über das jenseitige Leben abhold; und vielleicht eben der Unmuth darüber, daß so Manche, statt das diesseitige Leben mit frischer und schöner Thätigkeit auszufüllen, sich einem fruchtlosen Speculiren über das zukünftige hingeben, ließ ihn Einiges hier schroffer aussprechen, als ihm nachher selbst lieb war. „Ich möchte keineswegs", sagte er damals zu Eckermann, „das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen. Allein solche unbegreifliche Dinge liegen uns zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein." Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, meinte er, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun hätten. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu ringen habe, lasse die künftige Welt auf sich beruhen und sei thätig und nützlich in dieser. Indeß gestand er bald nachher, daß ihn in seinem hohen Alter mitunter der Gedanke an den Tod beschäftigte. „Mich läßt dieser Gedanke", fuhr er fort, „in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit." Mit zunehmendem Alter stellte sich ohne Zweifel jener Gedanke immer häufiger bei

ihm ein; aber er suchte fortwährend eben so wenig in spitzfindigem metaphysischem Grübeln, als in den Verheißungen einer positiven Religion Stützen für seine Hoffnung. „Die Ueberzeugung von unserer Fortdauer", sagte er damals zu Eckermann, „entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Und ein ander Mal äußerte er sich so, „Die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ich zweifle nicht an der Fortdauer; denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind auch nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." Nehmen wir hierzu, daß er nach seiner eigenen Erklärung unter Entelechie dasselbe verstand, was Leibnitz Monade nannte, so finden wir, wie durchaus unverändert sich seine Ansichten von dem künftigen Leben seit jenem Gespräche mit Falk bei Wieland's Tode (s. die Bemerk. zum vorhergehenden Gedichte) erhalten haben.

Wenn also unser Gedicht schließt:

> Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
> Wenn es im Sein beharren will,

so kann nicht eine Vernichtung der Wesen gemeint sein, sondern, speciell auf den Tod des Menschen bezogen, würde man die Verse so interpretiren können: durch den Tod löst sich die Verbindung der Hauptmonas mit ihren untergeordneten auf; jene entläßt diese aus ihrem Dienste; die

letztern zerstreuen sich, aber jede, so wie auch die Hauptmonas, begibt sich in eine neue ihr angemessene Sphäre, um dort auf's Neue zu wirken und dadurch „im Sein zu beharren.“ Und ähnlich ist in Str. 1 das Sichaufgeben und das Verschwinden des Einzelnen, der sich im Gränzenlosen wieder findet, zu deuten. Die weiter folgenden Strophen schildern dann den hohen Beruf des Menschen, nach dem Vorbilde des Weltgeistes, und unter der Leitung hoher Meister, durch stetes Umschaffen des Geschaffenen dieses einer immer höhern Vollkommenheit entgegenzuführen.

---

257. Vermächtniß.

1829.

Wie Goethe's Thätigkeit um das J. 1829 überhaupt (nach seiner eigenen Bezeichnung) testamentlicher Natur war, so auch das vorliegende Gedicht. „Ich habe es“, sagte er am 12. Februar 1829 zu Eckermann, „als Widerspruch der Verse: Denn Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will (die Schlußverse des vorhergehenden Gedichtes) geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung, zu meinem Aerger, in goldenen Buchstaben ausgestellt haben.“ Er bereute es offenbar, in dem vorhergehenden Gedichte die Vergänglichkeit und stete Umwandlung des Einzelnen gegenüber der Fortdauer des in den Einzelbildungen wirkenden Ewigen und Gesetzlichen so stark betont zu haben; darum heißt es hier: Eben weil das Ewige nicht vergehen kann, wird auch keine jener entelechischen Monaden, die ein Ausfluß des Ewigen sind, in Nichts zerfallen (Str. 1). An

dieser längst gefundenen Wahrheit räth uns der Dichter festzuhalten; sie sei vom Allweisen, der unserer Erde und den verschwisterten Planeten die Bahn um die Sonne gewiesen, in unser Inneres gepflanzt (Str. 2). Dann verweist er uns an das Gewissen unserer Brust, als an ein fortdauerndes Orakel, eine leuchtende Sonne für unser sittliches Leben (Str. 3). Aber nicht bloß den Ansprüchen des Gewissens, auch den Sinnen können wir vertrauen, wenn der Verstand uns wach erhält, und wir dürfen in diesem Vertrauen durch die reich geschmückte Welt wandeln (Str. 4). Des in ihr uns beschiedenen Glückes sollen wir uns mäßig und vernünftig freuen, nicht thierisch blind in den Augenblick aufgehend, sondern im gegenwärtigen Momente Vergangenheit und Zukunft durch Erinnerung und Hoffnung mitgenießend. Dann folgen in den beiden Schlußstrophen noch ein paar Hauptsätze aus Goethe's esoterischer Lebensweisheit: Was sich Dir im Leben als fruchtbar und fördernd erwiesen hat, sei Dir das Wahre, wenn es auch Andern anders erscheint. Beobachte das Treiben und Meinen der großen Welt, aber laß sie nach ihrer Weise schalten und sei zufrieden, wenn sich Dir und Deinen Ueberzeugungen auch nur eine kleine Zahl von Auserlesenen anschließt. Von jeher war es das Loos tiefer Denker und großer Künstler, daß sie, von der Menge verkannt, nur wenigen edlen Geistern und Seelen vordachten und vorempfanden. — Das sind die inhaltsschweren Worte, die uns der Dichter als die reifsten Früchte seines Nachdenkens und seiner Lebenserfahrungen, als sein Vermächtniß, hinterlassen wollte.

Eines dieser Worte fordert uns zu einer mehr verweilenden Betrachtung auf. Ueber den Sinn des Verses:

Was fruchtbar ist, allein ist wahr,

gibt uns eine Stelle, die Goethe's Correspondenz mit Zelter vom J. 1829 schließt, eine authentische Erklärung. „Ich habe bemerkt", schreibt er, „daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt, und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinn des Andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere; und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controvertiren. Eine Stelle in des Aristoteles Poetik (in dem Aufsatz „Nachlese zu Aristoteles Poetik" aus dem J. 1826) legte ich aus als Bezug auf den Poeten und die Composition. Herr von Raumer beharrt bei dem einmal angenommenen Sinne, indem er diese Worte als von der Wirkung auf's Publikum zu verstehen deutet, und daraus auch ganz gute und annehmbare Folgen entwickelt. Ich aber muß bei meiner Ueberzeugung bleiben, weil ich die Folgen, die mir daraus geworden, nicht entbehren kann. Für mich erklärt sich sehr Vieles aus dieser Art, die Sache anzusehen; ein Jeder, der bei seiner Meinung verharrt, versichert uns nur, daß er sie nicht entbehren könne. Aller dialektische Selbstbetrug wird uns dadurch deutlich. Möge Dir diese Betrachtung nicht allzu abstrus vorkommen!" — Uns erscheint sie nicht abstrus, aber jedenfalls bedenklich. Wie soll die objective Wahrheit jemals gewonnen werden, wenn Jeder das Recht ansprechen darf, sich bei seiner subjectiven Meinung zu beruhigen? Consequent blieb sich Goethe freilich auch mit dieser Lehre. Sie war fast eine nothwendige Folge jenes andern Satzes von ihm, daß „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe." Zwischen der

Denkweise der großen Menge und dem Denken einzelner ausgesuchten, hochbegünstigten Geister sah er eine unausfüllbare Kluft, und selbst die letztern erschienen ihm großentheils durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen, durch abweichenden Bildungsgang und dadurch bedingte Lebensanschauung so weit von einander geschieden, daß jeder Verständigungs- und Vereinigungsversuch ihm verlorene Mühe dünkte. Wir können eine solche Denkweise höchstens nur als Ausnahme bei einzelnen hervorragenden Geistern gelten lassen, deren Beruf es ist, durch Widerspruch und Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen. Im Allgemeinen aber halten wir es mit Lessing, mit seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen und zu messen, und mit seinem freudigen Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewußt. „Seine Sache war das Unterscheiden", sagte er zu Eckermann, „und dabei kam ihm sein großer Verstand auf's trefflichste zu Statten. Mich selbst dagegen werden Sie ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen; die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen." — Wer mit Goethe's Bildungsgange vertraut ist, weiß, was alles dazu beigetragen hat, diese Richtung in ihm zu begründen und zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, die ererbte Apprehension und Reizbarkeit für Widerspruch und Tadel, die sich in dem vom Schicksal, wie von der nähern Umgebung gleich zart und schonend Behandelten mit den Jahren verstärkte, das Gefühl, daß er ein zu *großes* Pfund zu verwalten, eine zu reiche Geistesfülle der

Welt zu überliefern hatte, um sich lange in den labyrinthischen Krümmen des Zweifels und der Polemik zu verweilen — dies alles wirkte nach Einem Ziele zusammen. Besonders aber. waren es die Erfahrungen, die er als Naturforscher gemacht hatte, was ihn auf seiner einsamen Bahn festhielt. Die ganze Zunft der Fachgelehrten mit sehr wenigen Ausnahmen versagte fortwährend seinen Leistungen in der Chromatik die Anerkennung, auf die er gerechten Anspruch zu haben glaubte; er selbst war nicht im Stande, seinen Irrthum zu erkennen; — was blieb ihm übrig, als sich mit dem Gedanken zu trösten, daß das Vernünftige stets lange in der Minorität bleibe, und im Vertrauen auf eine gerechtere Zukunft stille seinen Weg fortzuwandeln?

---

258. Parabase.

Erschienen 1820.

Goethe hatte im J. 1796 Vorträge über die drei ersten Capitel des „Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" ausgearbeitet, die er 1820 im dritten Hefte des ersten Bandes zur Morphologie mittheilte; und denen er das vorliegende Gedicht ohne Ueberschrift vorsetzte. Ursprünglich hatte dieses also eine speciellere Beziehung, indem es auf die anatomisch-osteologischen Forschungen der neunziger Jahre zurückwies. Da aber Goethe's Streben bei diesen Forschungen, einen allgemeinen Typus aufzustellen und die gesetzliche Metamorphose der Gestalten nachzuweisen, auf jedem Gebiet der Naturwissenschaft, wo er sich beschäftigte, dasselbe blieb, so ließ sich das Gedicht füglich an dieser

Stelle als eine Charakteristik seiner gesammten naturwissenschaftlichen Thätigkeit einreihen. Parabase bezeichnet in der alten attischen Komödie eine Ansprache des Chorführers an die Zuschauer im Namen des Dichters.

---

259. Die Metamorphose der Pflanzen.

Beendigt 1798.

Wenn gleich dieses Gedicht erst am 17. Juni 1798 abgeschlossen wurde, so gehört es doch seiner Conception und dem größern Theile seiner Ausführung nach ohne Zweifel einer frühern Zeit an. In den Annalen sagt Goethe unter dem J. 1797: „Ich schrieb den neuen Pausias und die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form.“ Aber auf eine noch frühere erste Abfassung des Gedichtes (gegen Anfang der neunziger Jahre) deutet er selbst in seinen Mittheilungen über die Schicksale der Abhandlung Metamorphose der Pflanzen hin. Er schrieb diese Abhandlung, nachdem er in Italien am letzten Ziel seiner Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile klar erkannt hatte, bald nach der Rückkehr in die Heimath nieder und veröffentlichte sie im J. 1790. Die Aufnahme, die sie bei dem Publicum fand, war für den Verfasser wenig ermuthigend. Die Männer der Wissenschaft konnten sich in die neuen Ideen nicht finden; allgemein aber war nicht zufrieden, daß der Dichter, der seine Kunst bisher mit so schönem Erfolge geübt hatte, sich auf ein ganz heterogenes Gebiet warf. „Nirgends“, erzählt er, „wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar

seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwunge von Zeiten beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle gar wohl begegnen könnten. Freundinnen, welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich durch Gestalt, Farbe und Geruch auszeichnen; nun verschwanden sie aber zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ich diese wohlwollenden Gemüther zur Theilnahme durch eine Elegie zu locken ... Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichsten Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden; sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen."

Wer die „eigentlich Geliebte" gewesen, an die das Gedicht zunächst sich richtet (V. 1), erräth sich leicht, wenn man an die Zeit denkt, wovon hier die Rede ist. Auch bestätigt es Riemer's Zeugniß, daß es Christiane Vulpius, seine nachherige Gattin, war. Ehe sie in Goethe's Haus zog, leistete sie ihm, wie Riemer berichtet, „bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Das Gedicht Metamorphose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß Beider zueinander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören." — Man ist nicht berechtigt, diese bestimmten Eröffnungen als unglaubhaft und aus der

Luft gegriffen zu bezeichnen. Die Sache verhält sich wohl so, daß unser Gedicht um das J. 1790 in seiner ersten Fassung als ein Seitenschößling der Römischen Elegien entstand, im J. 1797 nochmals überarbeitet, und am 17. Juni 1798 die letzte Hand daran für Schiller's Musenalmanach auf das J. 1799 gelegt wurde.

Den vollständigsten Commentar zu unserer Elegie würde nun freilich jene gleichnamige Abhandlung aus dem J. 1790 bilden. Für die Leser, welche das Volumen derselben abschreckt, versuchen wir hier einen kürzern zu geben, wobei wir jedoch so viel als möglich Goethe's eigene Worte gebrauchen.

Die Natur bringt das Pflanzengebilde durch Umwandlung hervor, indem sie einen Theil durch den andern entstehen läßt und die verschiedensten Gestalten durch Modification eines einzigen Organs darstellt. Diese Umwandlung nennt man Metamorphose der Pflanze; sie ist das „geheime Gesetz“ (V. 6), das allen Pflanzenbildungen zu Grunde liegt. Goethe unterscheidet nun eine regelmäßige, eine unregelmäßige und eine zufällige Metamorphose, verfolgt aber in unserm Gedichte nur die erste, die er auch die fortschreitende nennt. Zuerst lenkt er (V. 11—22) die Aufmerksamkeit auf den Kern, den Samen der Pflanze, und die ersten Organe ihres obern Wachsthums, die Cotyletonen (Samenblätter, Samenklappen, Samenlappen, Kernstücke). Aus dem Samenkorn, worin die „Kraft noch einfach schlief“ (V. 15) streben die Cotyledonen unter dem Einfluß der Feuchtigkeit an das Licht hervor. Sie sind oft unförmlich und eben so sehr in die Dicke als in die Breite ausgedehnt, nähern sich aber bei vielen Pflanzen der *Blattgestalt,* und erscheinen bei andern als wirkliche Blätter,

so daß sie sich deutlich als die ersten Blätter des Stengels zu erkennen geben. Aber auch selbst die blattähnlichsten Cotyledonen sind, gegen die folgenden Blätter des Stengels gehalten, immer unausgebildeter:

Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung,
Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.

Sodann verfolgt der Dichter (V. 23—32) die Ausbildung der eigentlichen Stengelblätter von Knoten zu Knoten. Das Blatt, das im „untern Organ" (V. 28), den Cotyledonen, noch verwachsen ruhte, wird nun mannigfaltiger, indem sich die mittlere Rippe desselben verlängert, und die von ihr entspringenden Nebenrippen sich mehr oder weniger seitwärts ausstrecken. In diesen verschiedenen Verhältnissen der Rippen zueinander liegt die Hauptursache der Verschiedenheit der Blattformen. Die Blätter erscheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeschnitten, aus mehrern Blättchen zusammengesetzt, in welchem letzten Falle sie uns vollkommen kleine Zweige vorbilden (V. 27). Von einer solchen successiven höchsten Vermannigfaltigung der einfachsten Blattgestalt gibt uns die Dattelpalme ein auffallendes Beispiel. In einer Folge von mehrern Blättern schiebt sich die Mittelrippe vor; das fächerartige Blatt wird zerrissen, abgetheilt, und ein höchst zusammengesetztes, mit einem Zweige wetteiferndes Blatt wird entwickelt (V. 30). Wir sehen endlich die Blätter in ihrer größten Ausbreitung und Ausbildung, und werden bald darauf eine neue Erscheinung gewahr, die auf eine zweite Epoche, auf die Epoche der Blüthe hindeutet. Der Uebergang zum Blüthenstande kann schneller oder langsamer geschehen. Im letzten Falle bemerken wir, daß die Stengelblätter von ihrer Peripherie herein sich wieder anfangen zusammenzuziehen (V. 37),

dagegen an ihren untern Theilen, wo sie mit dem Stengel zusammenhängen, mehr oder weniger sich ausdehnen. Zugleich sehen wir, wo nicht die Räume des Stengels von Knoten zu Knoten merklich verlängert, doch wenigstens denselben gegen seinen vorigen Zustand viel feiner und schmächtiger gebildet. Oft geht aber jener Uebergang zum Blüthenstande schnell vor sich; und in diesem Falle rückt der Stengel, von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängert und verfeinert in die Höhe (V. 39) und versammelt an seinem Ende mehrere Blätter um eine Axe. Diese Blätter, die Blätter des Kelchs, sind eben dieselbigen Organe, welche sich bisher uns als Stengelblätter darstellten, nur daß sie nunmehr oft in sehr veränderter Gestalt um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt versammelt stehen (V. 41 bis 43). Die Natur bildet also den Kelch auf die Weise, daß sie mehrere Blätter und folglich mehrere Knoten, welche sie sonst nacheinander und in einiger Entfernung voneinander hervorgebracht hätte, zusammen um eine Axe verbindet, meistens in einer bestimmten Zahl, zuweilen aber auch in nicht beständiger Menge („gezählet und ohne Zahl“ V. 41 f.). Sie bildet folglich im Kelch kein neues Organ, sondern sie gesellt und modificirt nur die uns schon bekannt gewordenen Organe und bereitet sich dadurch eine Stufe näher zu ihrem Ziele. Fanden wir, daß von den Samenblättern herauf eine große Ausdehnung und Ausbildung der Blätter, besonders ihrer Peripherie, und von da zum Kelch eine Zusammenziehung des Umkreises vor sich gehe: so bemerken wir, daß das nächstfolgende Organ, die Krone (V. 44) abermals durch eine Ausdehnung hervorgebracht werde. Die feinere Organisation der Kronenblätter, ihre Farbe, ihr Geruch könnten sie als ganz neue Organe

erscheinen lassen; aber in manchen Fällen können wir den Uebergang des Kelchs zur Krone, und in andern Fällen sogar den Uebergang der Stengelblätter zu Kronenblättern, mit Ueberspringung des Kelchs, so deutlich wahrnehmen, daß die Entstehung der Krone aus den frühern Organen durch bloße Metamorphose ganz unzweifelhaft wird. Aus den Kronenblättern gehen, gleichfalls durch fortgesetzte Metamorphose, die Staubwerkzeuge hervor. Es entsteht nämlich ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir als Kronenblätter sich ausbreiten gesehen, in höchst zusammengezogenem und zugleich höchst verfeintem Zustande erscheinen (V. 49 ff.). Diesen Uebergang zeigt die Natur in einigen Fällen regelmäßig, z. B. bei der Canna und mehrere Pflanzen dieser Familie. Ein wahres, wenig verändertes Kronenblatt zieht sich zusammen, und es zeigt sich ein Staubbeutel, bei welchem das übrige Blatt die Stelle des Staubfadens vertritt. Auf gleiche Weise gehen die weiblichen Theile, die mit den Staubgefäßen auf gleicher Stufe des Pflanzenwachsthums stehen, aus den frühern Organen durch Metamorphose hervor (V. 51 ff.). Nachdem sodann die Vereinigung beider Geschlechter erfolgt ist („Hymen schwebet herbei u. s. w.“), zeigt sich schließlich noch die größte Ausdehnung in der Frucht, und die größte Concentration in dem Samen, dem Ausgangspunkt einer neuen Pflanze. Und so vollendet die Natur, immer nach gleichem Gesetz verfahrend, durch abwechselndes Ausdehnen und Zusammenziehen in sechs Schritten das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilen durch zwei Geschlechter.

Dieses Gesetz der Metamorphose (fährt nun der Dichter in V. 67 ff. fort) ist überall in der Natur zu verfolgen, namentlich auch im Thierreiche (V. 69), mögen die Gestalten,

die sich hier auseinander entwickeln (wie der Schmetterling aus der Raupe), beim ersten Anblick noch so verschieden erscheinen, ja selbst in der körperlichen und geistigen Entwickelung des Menschen. Das Letzterwähnte führt sodann den Dichter auf seine Neigung zu der Geliebten, die sich, der wachsenden Pflanze gleich, aus dem Keim der ersten Bekanntschaft zu holder Gewohnheit, dann weiter zur Freundschaft hinauf und endlich zur Liebe gesteigert. Die höchste Frucht der Liebe ist aber Gleichheit der Gesinnungen, Harmonie der Weltanschauung der beiden Liebenden. Mit diesem Gedanken erhebt sich das Gedicht zuletzt aus der didaktischen Sphäre in eine höhere poetische und rundet sich vortrefflich ab.

Schiller's Musenalmanach von 1799 zeigt folgende Varianten:

V. 10. Stufenweise geführt, bilde zu Blüthen und Frucht.
V. 12. Stille befeuchtender Schooß u. s. w.
V. 43. Um die Axe bildet sich so der bergende Kelch aus.
V. 47. Immer erstaunst Du auf's Neue u. s. w.
V. 52. Wickeln sich zwiefach hervor, sich zu vereinen bestimmt.
V. 54. Zahlreich reihen sie sich um den geweihten Altar.
V. 63. Nun, Geliebte, wende den Blick zum bunten Gewimmel,
V. 65. Jede Pflanze winket Dir nun die ew'gen Gesetze,
V. 73. Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
V. 75. Denke, wie mannigfach bald diese, bald jene Gestalten,

---

260. Epirrhema.

Erschienen 1820.

Unter dieser Ueberschrift finden wir zwei Sprüche zusammengestellt, die wie oben „Parabase“ (Nr. 258) und

unten „Antiepirrhema“ (Nr. 262) Goethe's Art der Naturbetrachtung charakterisiren. Der Dichter erscheint in diesen zwischengereihten Sprüchen als Chorführer und Verkünder einer eigenthümlichen Weise der Naturforschung, worin er sich mit den Zunftgelehrten in Widerspruch weiß. Dieses Verhältniß sollen die gewählten Ueberschriften andeuten; denn wie Parabase in der alten attischen Komödie die im Namen des Dichters an die Zuschauer gerichtete Anrede des Chorführers bezeichnet, so heißen Epirrhema und Antiepirrhema die beiden Recitative desselben nach der Parabase. Die beiden hier vorliegenden Sprüche erschienen zuerst 1820 in den Heften zur Morphologie (I, 2) ohne Ueberschrift, gleich nach den orphischen Urworten (Nr. 263). Der erste empfiehlt „Eins wie Alles zu achten“; denn auch in dem Einzelnen spricht sich das allgemeine Gesetz aus; eben so ist nichts deßhalb, weil es als etwas Aeußeres erscheint, unbeachtet zu lassen; nichts ist lediglich drinnen, und nichts lediglich draußen; denn kein Aeußeres gibt es, worin sich nicht ein inneres Gesetz ausprägt, und kein Inneres gibt es, das sich nicht draußen zu manifestiren strebt (vgl. unten „Allerdings“ Nr. 274 und „Ultimatum“ Nr. 275). Der zweite Spruch läßt sich durch Hindeutung auf schöne Kunstgebilde erläutern. Man kann das Schöne der Kunst als eine in die Erscheinung getretene Idee und somit als den „wahren Schein“, auch mit Schiller als ein „ernstes Spiel“ bezeichnen; eben so will Goethe die Naturgebilde angesehen wissen; der äußern Erscheinung liegt stets eine innere Regel, dem scheinbaren Formenspiel ein ernstes Gesetz zu Grunde, und selbst in dem scheinbar einfachsten lebendigen Wesen wirkt Vieles, wie im Kunstgebilde, harmonisch zusammen.

---

261. Metamorphose der Thiere.

Erschienen 1820.

Unser Gedicht erschien zuerst 1820 in den Heften zur Morphologie unter der Ueberschrift 'Ἀθροισμός (Sammlung, hier eine Zusammenstellung der auf die Metamorphose der Thierwelt bezüglichen Lehrsätze bezeichnend), dürfte jedoch in seinem ersten Entwurf wenigstens viel frühern Ursprungs sein, da in Goethe's Tagebuch unter dem 10. November 1806 „Hexameter zur Morphologie" angemerkt sind.

Wir wissen aus Früherm, wie Goethe sich die Pflanzenwelt in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit als durch rastlose Metamorphosen der Elementarglieder entstehend dachte. Als dieser geniale Gedanke in ihm zu völliger Klarheit gediehen war, bemühte er sich, auch für die Thierwelt einen Urtypus zu finden, auf den sich die Mannigfaltigkeit der Formen und Bildungen nach allgemeinen Gesetzen zurückführen ließe. Seine Ideen hierüber wurden im J. 1795 auf Zureden der beiden Humboldte zu Papier gebracht und finden sich in seinen sämmtlichen Werken unter dem Titel „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie". Im folgenden Jahre schrieb er unter dem Titel „Vorträge" noch eine weitere Ausführung über die drei ersten Capitel jenes Entwurfs. Goethe versucht hier wirklich einen allgemeinen Typus für die Thierwelt aufzustellen, und wendet sodann denselben auf Besonderes an; und in diesem Abschnitt findet sich eine ganze Reihe von Gedanken, die er viele Jahre nachher in unserm Gedicht poetisch ausgesprochen hat, so daß sich diese Production zu dem obengenannten Entwurf gerade so wie das Gedicht

„die Metamorphose der Pflanzen" zur gleichnamigen Abhandlung verhält und gleichsam die poetische Blumenkrone des prosaischen Aufsatzes bildet. Wir sind demnach hier wieder in dem angenehmen Falle, den Dichter größtentheils auf eine möglichst authentische Art, mit seinen eigenen Worten erläutern zu können.

Das Gedicht knüpft an die frühern naturwissenschaftlichen Forschungen des Dichters an. Es unterstellt, daß man seine Betrachtungen über die Metamorphose der Pflanzen, der Insecten u. s. w. mit durchgemacht habe, und verheißt nun in den drei einleitenden Versen, dem also vorbereiteten Hörer durch den Mund der Muse große, umfassende Gesetze auszusprechen, ihm einen freien Blick über das weite Feld der Natur zu eröffnen. Der erste Abschnitt spricht alsdann noch in den weitern acht Versen das „zwiefach bestimmende" höchste Gesetz aus: Für jedes lebendige Geschöpf grenzte die Natur den Kreis seiner Bedürfnisse genau ab, sorgte aber nicht, wie eine der „sterblichen Frauen" im Einzelnen für die Nahrung jedes einzelnen Kindes, sondern als gemeinsame, allernährende Mutter streute sie die Lebensgaben in reicher Fülle*) umher und gab jedem Geschöpfe die Mittel und Organe, die ihm angemessenen Gaben zu finden und sich anzueignen.

Die vier ersten Verse des zweiten Abschnittes („Zweck sein selbst u. s. w.") erklärt der Dichter in dem „Entwurf" mit den Worten: „Wir denken uns das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf

---

*) V. 8 hieß ursprünglich (richtiger): Gab ihm gemeßnes Bedürfniß und angemessene Gaben.

Zweck seiner selbst, und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegeneinander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Theil desselben ist, von innen betrachtet, unnütz, oder, wie man sich manchmal vorstellt, durch den Bildungstrieb gleichsam willkürlich hervorgebracht; obgleich Theile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der thierischen Natur sich so gestaltete, ohne sich um die äußern Verhältnisse zu bekümmern ... Jenen allgemeinen Typus („das Urbild“ V. 4 des Abschn. 2), den wir nun freilich erst construiren und in seinen Theilen erst erforschen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden.“ In den neun folgenden Versen des zweiten Abschnitts erläutert sodann der Dichter die Behauptung, daß jedes Thier vollkommen aus dem Schooße der Natur hervorgegangen. Mag irgend ein Theil, ein Glied, ein Organ des thierischen Körpers beschaffen sein, wie es will, immer paßt es zum Ganzen. Mag der Kiefer schwächlich und zahnlos, oder mit mächtigen Zähnen besetzt sein, immer ist er ein schickliches Organ, um den übrigen Gliedern die Nahrung zu fördern. Ebenso verhält es sich mit den mannigfach geformten und abgestuften Bewegungswerkzeugen. Und so ist die Behauptung gerechtfertigt, daß die Mutter Natur allen Kindern die volle Gesundheit bestimmt hat, indem die Gesundheit des thierischen Körpers auf dem harmonischen Zusammenwirken aller Theile zur Erhaltung des Lebens beruht. — Aus dem Bisherigen ergab sich, daß Gestalt und Organisation des Thiers seine Lebensweise bestimmt; allein umgekehrt haben auch Lebensweise und überhaupt „äußerlich wirkende Wesen“

Einfluß auf die Gestalt. Goethe spricht hierüber in dem Entwurf an folgender Stelle: „Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen bis auf einen gewissen Grad sich fügen muß. Das Wasser schwellt die Körper, die es umgibt, berührt, in die es mehr oder weniger eindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben aufgeschwellt nach den Gesetzen des Elements. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Anschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hülfsorgane folgen, ohne was noch weiter für Bestimmungen der übrigen Organe daraus entstehen, die sich später zeigen werden." In ähnlicher Weise entwickelt Goethe in dem Entwurf den Einfluß anderer „äußerlich wirkenden Wesen" auf die Gestalt, wie der Luft, des Klimas, der Berghöhe, der Wärme und Kälte u. s. w. Aber nur „bis auf einen gewissen Grad" fügt sich der Typus („die geordnete Bildung") jenen Einwirkungen; über diese Grenze hinaus „zeigt er sich fest"; und je edler die Geschöpfe, je höher und feiner sie organisirt sind, desto strenger ist ihre Gestalt in einem „heiligen Kreise beschlossen." Die Natur ehrt diese Grenze, und nur dadurch ward ihr das Vollkommene möglich, indem sie nur so Willkür und Formlosigkeit abzuwehren vermag.

Bis hierhin (bis zum dritten Abschnitt des Gedichtes) war nur vom Verhältniß des innern Typus zu den von außen einwirkenden elementaren Naturkräften die Rede. Allein auch im Innern zeigt sich neben dem festen Gesetz ein Streben, den Kreis zu durchbrechen, „Willkür zu schaffen den Formen, wie dem Wollen". Doch auch dieses Streben

bewegt sich in festen Schranken. Der Entwurf erläutert diesen Gedanken so: „Betrachten wir nach jenem erst im Allgemeinsten aufgestellten Typus die verschiedenen Theile der vollkommensten Thiere, die wir Säugethiere nennen, so finden wir, daß der Bildungstrieb der Natur zwar eingeschränkt ist, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität, die Veränderungen der Gestalt in's Unendliche möglich werden. Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, so werden wir finden, daß die Mannigfaltigkeit daher entspringt, daß diesem oder jenem Theil ein Uebergewicht über den andern zugestanden ist. So sind z. B. Hals und Extremitäten auf Kosten des Körpers bei der Giraffe begünstigt, dahingegen beim Maulwurf das Umgekehrte stattfindet. Bei dieser Betrachtung tritt uns nun gleich das Gesetz entgegen, daß keinem Theil etwas zugelegt werden kann, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt. Hier sind die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im Mindesten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem zwar beschränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben; was er auf jede wenden will, steht ihm bis auf einen gewissen Grad frei. Will er der einen mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert; allein er ist genöthigt, an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen, und so kann die Natur sich niemals verschulden oder gar bankerutt werden."

Im Schlußabschnitt nimmt unser Gedicht, wie in etwas verschiedener Art das Parallelgedicht „die Metamorphose der Pflanzen“, einen höhern Aufschwung. Der Dichter erinnert daran, daß überall, selbst in den höchsten Gebieten menschlichen Wirkens, der schöne Begriff „von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung“ das höchste Ideal sei, welches der Mensch anstreben könne. Der Denker, der thätige Mann, der Dichter, der Künstler, der Herrscher, für sie alle gibt es nichts Höheres, als freie Bewegung innerhalb bestimmter Schranken, schöne Mannigfaltigkeit mit Einheit verbunden. Schließlich preist der Dichter den Menschen, die Krone der Schöpfung, glücklich, daß er der Natur diesen höchsten Gedanken nachzudenken vermag, und fordert ihn auf, sich durch prüfende und vergleichende Anwendung des Begriffs auf die mannigfachsten Gebiete von seiner Allgütigkeit zu überzeugen, und, wenn er noch irgendwie zweifle, aus dem Munde des Dichters die Betheuerung entgegenzunehmen, daß er nicht schwärme, sondern schaue.

---

262. Antiepirrhema.

Erschienen 1820.

Des Mephistopheles Wort:

> Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
> Wie mit einem Webermeisterstück,
> Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
> Die Schifflein herüber hinüber schießen,
> Die Fäden ungesehen fließen,
> Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt,

wird hier auf das tausendfältige Wirken der Natur angewandt, dem ein von Ewigkeit her durch den göttlichen

„Meistermann" angelegter einheitlicher Plan zu Grunde liegt. — In Betreff der Ueberschrift vgl. oben „Epirrhema" (Nr. 260), mit welchem der vorliegende Spruch gleichzeitig erschien.

---

263. Urworte. Orphisch.*)

1817.

Am 9. October 1817 schrieb Goethe an Knebel: „Durch Hermann, Kreuzer, Zoega und Welcker bin ich in die griechische Mythologie, ja bis in die Orphischen Finsternisse gerathen." In den Annalen gedenkt er unserer Dich-

---

*) Ueber der Revision der Correcturbogen kommt mir ein sehr beachtenswerther Aufsatz von Ad. Stahr „Minna Herblieb" (in Westermann's Monatsheften, Märzheft 1870) zu Gesicht, aus dem ich das unser Gedicht Betreffende nachtrage. Die Beziehungen, heißt es dort, die seit Minna Herzlieb's Rückkehr in das Frommann'sche Haus (vergl. die Bemerkungen zu den Sonetten im Anfange dieses Bandes S. 12) zwischen ihr und Goethe stattfinden, sind bis jetzt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nur eine Spur glaube ich außer den beiden erwähnten (den Wahlverwandtschaften und einem Gedenkblatt „Zum Geburtstag mit meinen kleinen Gedichten, den 22. Mai 1817") in einem Gedicht aufgefunden zu haben, welches Goethe seinem vertrauten Sulpiz Boisserée ein Jahr nach dem eben angeführten Gedicht zu Minna's Geburtstage mittheilte. Es sind dies die unter der Ueberschrift „Urworte. Orphisch" später der Sammlung seiner Gedichte einverleibten fünf Strophen. Veranlaßt wurden sie durch seine Beschäftigung mit den Arbeiten Hermann's, Welcker's u. A. über die griechische Mythologie und die sogenannten Orphischen Gedichte. Er versuchte es, die in dem letztern behandelten Begriffe der Mächte, welche das Leben des Menschen bedingen und gestalten, wie er selbst an Boisserée schreibt, „aus eigener Erfahrung = Lebendigkeit wieder aufzufrischen." So wurde auch dies Gedicht, wie fast alle ähnlichen, ein Gelegenheitsgedicht und zugleich eine Confession, in welcher sich sein eigenes Schicksal wiederspiegelte. Das Gedicht ist unterzeichnet: Jena, d. 21. Mai 1818, also am Vorabende von Minna Herzlieb's Geburtstage, und war höchst wahrscheinlich zunächst ihr selbst bestimmt, wie es denn auch mit der Anspielung auf den Geburtstag derselben beginnt und im Verlauf gleichsam eine Geschichte ihres und seines Schicksals gibt. Die Zeilen der vierten Strophe, in welcher nach der Liebe und ihrem Glück das Walten herber Nothwendigkeit geschildert wird, lauten:

tung unter dem J. 1817 mit den Worten: „Von Poetischem wüßte ich nichts vorzuzeigen, als die Orphischen Worte in fünf Stanzen und einen Irischen Todtengesang, aus Glenarvon übersetzt." Die griechischen Ueberschriften der vier ersten Stanzen hatte Knebel bereits als Titel eines 1789 an Frau von Schardt gerichteten Geburtstagsgedichtes angewandt, das 1815 in seiner Sammlung kleiner Gedichte mit dem Zusatz zur Ueberschrift „Nach dem Griechischen" erschien. Goethe's Gedicht wurde zuerst 1820 in den Heften zur Morphologie veröffentlicht. Durch Freunde, die eine nähere Aufhellung desselben wünschen, ließ er sich noch in demselben Jahre bestimmen, einen Commentar darüber zu schreiben und ließ diesen mit dem Gedicht in Kunst und Alterthum abdrucken (1820, II, 3). Er findet sich jetzt in der vierzigbändigen Ausgabe von Goethe's Werken in Bd. 3, S. 341 ff.

Nach Goethe's eigener Angabe hat er im vorliegenden Gedichte, was von ältern und neuern Orphischen Lehren überliefert worden, „poetisch, compendiös, lakonisch vorzutragen gesucht." Auf diese Weise ist eine bedeutende und tiefsinnige Production entstanden, welche in großer Kürze

---

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten . . .
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten u. s. w.

Und damit kein Zweifel übrig bliebe, wie sehr der Dichter, der es bekanntlich liebte, das Individuelle in ein Allgemeines zu verwandeln und in dasselbe sein Besonderstes „hineinzugeheimnissen", hier mit seinem eigenen Schicksal betheiligt war, hat er diese Betheiligung selbst in dem Commentar ausgesprochen, mit welchem er später diese Stanze zu begleiten für nöthig hielt. In demselben heißt es von dieser Strophe, sie bedürfe wohl keiner Anmerkungen weiter; „Niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu solchem Texte darreicht, Niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er sich nur erinnerungsweise solche Zustände hervorruft, gar Mancher, der verzweifeln möchte wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält.

fünf Hauptfactoren, die im Lebensschicksale eines jeden Menschen wirksam sind, personificirt uns vorführt.

Der Dämon in Str. 1 bedeutet, wie Goethe selbst erklärt, „die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begränzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem Andern bei noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu." Str. 1 betont nun die Unveränderlichkeit des Individuums.

Aber das feste, zähe Einzelwesen kommt in mancherlei Beziehungen, wodurch sein ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird. Diese Beziehungen faßt die Orphische Philosophie (Str. 2) unter der Personification Tyche (das Zufällige) zusammen. Als Wirkungen der Tyche hebt Goethe in seiner Erläuterung die Einflüsse hervor, welche bei Völkern die Kreuzung der Raçen, und bei der Erziehung des Einzelnen Säugamme, Wärterin, Vater, Lehrer, Aufseher, Gespielen, ländliche oder städtische Localität haben, zwischen denen allen jedoch die eigentliche Natur, „der alte Adam" sich hindurch behauptet.

Str. 3 stellt dann den Einfluß der Liebe auf das Leben des Individuums dar. Eros, der, nachdem er als sondernde, vereinigende und gestaltende Gottheit das alte Chaos („die alte Oede") in eine geordnete Welt, in den Kosmos verwandelt, sich zum Himmel emporgeschwungen, kommt, von Frühlingsglanz umgeben, zur Erde herab und schafft hier den Einzelnen Glück und Wehe. Gar manches Herz verliert sich in ein Labyrinth wechselnder Neigung; das edlere concentrirt seine Liebe auf eines.

Mit einem solchen Bündniß zweier Seelen gibt der Mensch, wie Goethe selbst interpretirt, „durch freien Ent-

schluß die Freiheit auf." Das Familienleben bringt große Freuden, aber noch größere Sorgen und Pflichten, und beschränkt den Einzelnen in seinen individuellen Wünschen und Neigungen so sehr, daß er sich nun noch gebundener als jemals fühlt (Str. 4). Diese bedingende und beschränkende Macht bezeichnete die alte Philosophie als Anagke (Nöthigung).

Doch innerhalb dieser Schranken ist dem Menschen als ein holder Genius die Elpis (Hoffnung) zugesellt, die seinen Geist mit einem Flügelschlage emporhebt, befreit und ermuthigt (Str. 5).

Ursprünglich fehlten in den Ueberschriften der fünf Strophen die deutschen Namen, und es lauteten:

Str. 1, V. 6 f. Das ändern nicht Sibyllen, nicht Propheten,
Und keine Zeit und keine Kraft zerstückelt
Str. 5, V. 7. Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen;

264—270. Atmosphäre. Howard's Ehrengedächtniß. Stratus. Cumulus. Cirrus. Nimbus. Wohl zu merken!

1817—1821.

Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt „die Verse zu Howard's Ehrengedächtniß" in das J. 1817, wo unser Dichter auch einen Aufsatz über Wolkenbildung schrieb. Er selbst erwähnt ihrer in den Annalen erst unter dem J. 1821 in folgender Stelle: „Schon seit einigen Jahren hatte mich die Wolkenbildung nach Howard beschäftigt und große Vortheile bei Naturerscheinungen gewährt. Ich schrieb ein Ehrengedächtniß in vier Strophen,

welche die Hauptworte seiner Terminologie enthielten (Stratus, Cumulus u. s. w.), auf Ansuchen seiner Freunde jedoch noch einen Eingang von drei Strophen (das zweite der oben benannten Gedichte) zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes." Die Sache verhält sich wohl so, daß er die vier Strophen Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus schon im J. 1817 gedichtet, aber erst 1821 die Einleitung, und den Schluß Wohl zu merken! hinzugefügt hat. Die vier Strophen Stratus u. s. w. erschienen bereits 1820 im dritten Heft zur Naturwissenschaft, dann nochmals 1822 mit Einleitung und Schluß zusammen im vierten Hefte zur Naturwissenschaft.

Wie sich Goethe's Interesse an meteorologischen Erscheinungen allmälig entwickelte, hat er uns selbst im Vorwort seiner Aufsätze zur Meteorologie mitgetheilt. „Mit kindlichem, jugendlich frischem Sinne", sagt er, „bei einer städtisch-häuslichen Erziehung, blieb dem sehnsuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht, als gegen die Atmosphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarhäuser beschränkt, desto freier die Abendseite. Das Abglimmen des Lichts bei heitern Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach versinkenden Helle, das Andringen der Nacht beschäftigte gar oft den einsamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelstürme, die auch meist von der Westseite heranziehen, erregten entschiedene Aufmerksamkeit, und es sind noch frühere Zeichnungen übrig von seltsamen Wolkengebilden verschiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmosphärische Erscheinungen jemals fremd werden, und auf Reisen und Wanderungen sind sie eine bedeutende Beschäftigung, weil von *trockenem und* klarem Wetter auf dem Lande, sowie zur

See von einem günstigen Winde, das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhängt. In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmosphärischen Erscheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrene jedoch zusammenzustellen, fehlten mir Umsicht und wissenschaftliche Verknüpfungswege. Erst als Se. K. H. der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten Höchstdieselben mich aufmerksam auf die von Howard (Luke H., geb. zu London 1772) bezeichneten und in gewisse Rubriken gebrachten Wolkengestalten. Ich verfehlte nicht, aus der Erinnerung, was mir früher bekannt geworden, zurückzurufen, und erneuerte meine Aufmerksamkeit auf Alles, was in der Atmosphäre den Augen bemerkbar sein konnte. Ich ergriff die Howard'sche Terminologie mit Freuden, weil sie mir einen Faden darreichte, den ich bisher vermißt hatte."

Die einleitenden Verse:

Atmosphäre

lassen zuerst durch einen Dritten das Bedenken aussprechen, ob es möglich sei, sich in den unendlich mannigfachen und zahlreichen meteorologischen Phänomenen begrifflich zurecht zu finden (V. 1—4). Darauf erwiedert der Dichter, der rechte Weg, sich in den unendlichen Naturerscheinungen zu orientiren, sei der, daß man erst sorgfältig unterscheide und sodann folgerecht verknüpfe (V. 5 f.), weßhalb er dem Manne sich zu Dank verpflichtet fühlt, der ihm den Faden zur Unterscheidung und Classificirung der Wolkengestalten gereicht.

Howard's Ehrengedächtniß

führt im ersten Abschnitt die Wolkengöttin Kamarupa aus dem Gedichte Megha-Duta (Wolkenbote) von Kalidas (dem Verfasser der Sakontala) als Personification der wechselnden gestaltenreichen Wolkenbildung ein. Er lernte diese Dichtung 1817 aus einer englischen Uebersetzung kennen und wurde lebhaft davon eingenommen, wenn gleich der Uebersetzer nicht besonders treu, sondern „paraphrastisch und suppletorisch“ verfahren und sich Transpositionen der Motive erlaubt hatte. „Man hatte sich mit Wolken und Wolkengestalten“, sagt er in den Annalen, „so lange herumgetragen, und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sicherer Anschauung im Geiste folgen.“ Im J. 1821 übersetzte ihm Kosegarten den Anfang der Dichtung unmittelbar aus der Ursprache, wodurch er einen viel genauern Aufschluß gewann und von erhöhter Begeisterung für das Werk ergriffen wurde. Den Inhalt gibt er in dem Aufsatz „Indische Dichtung“ so an: „Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling gibt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag, seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde befindlich, zu beachten und zu segnen, wodurch man denn einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt, und zugleich ein Bild, wie reichlich diese Landschaft im Einzelnen *ausgestattet* sein müsse.“ — Der zweite Abschnitt („Nun

regt sich kühn") schildert den Gestaltwechsel der Wolken; der dritte („Er aber, Howard") preist die neue Lehre und ihren Begründer und deutet durch den vorletzten Vers („Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt") auf den Inhalt der vier folgenden Strophen Stratus, Cumulus, Cirrus und Nimbus voraus, worin die vier Hauptformen der Wolkengebilde geschildert werden, die sich dem Dichter zugleich zum sinnvollen Bilde des Lebens und des zum Ewigen emporstrebenden Geistes gestalten. Wir nehmen zu näherer Verdeutlichung derselben Einiges aus Goethe's Meteorologie (nach Howard) abkürzend auf.

Stratus.

Hierunter werden diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen= oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif, der sich vom Sumpf oder von feuchten Wiesen erhebt und darüber eine Zeit schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken, kann Alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Da, wie gesagt, die horizontal gelagerten Wolken eine nächste Beziehung auf die Erde haben, so läßt sich bemerken, daß sie diese Form nur bis zu einer gewissen Höhe der Atmosphäre („Mittelhöhe" V. 9), etwa 1200 Toisen, behalten. Daher müssen sie auch, sobald das Barometer steigt, eine Veränderung der Form erfahren. Wir sehen dann oft unterwärts die Wolke noch streifen= oder schichtweise horizontal schweben, während aufwärts gedrängte, geballte Massen vertical nach der Höhe hin sich entwickeln.

Cumulus

werden nun solche aufgethürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie für sich, nicht mit dem Stratus zusammenhangend,

am Horizont heraufziehen und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dies sind die herrlichen Erscheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie sind es, welche in Indien mit unendlicher Gestaltenveränderung von Süden nach Norden ziehen, und über die ganze Halbinsel streifend, Schritt vor Schritt bis zu den Gebirgen hinan, die ungeheuern periodischen Regen ausschütten. Erreicht aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre, oder erhöht sich der Barometerstand, so zeigt sich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höhern Luftregionen zugeführt wird. Wenn diese leichten Wölkchen, von jenen starren Wolken abgesondert, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, so heißen sie:

Cirrus.

Dieser aber erscheint in vielerlei Gestalten, welche der Beobachter wohl kennen muß, um nicht irre zu werden. Bekannt sind sie einem Jeden, wenn sie wie eine Heerde hintereinander dahinziehender S c h ä f c h e n, oder gelockerter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen sich zeigen. Manchmal aber scheint der Himmel wie mit Besemen gekehrt, und die luftigen Wolkenstreifen haben keine bestimmte Richtung gegeneinander, sondern streichen wie zufällig durch die höhere Atmosphäre. Ferner ist es ein seltener, aber schöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erscheint. Alle diese Fälle lassen sich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, sowie auch jene leicht hinschwebenden Wolken, die so oft am Monde vorüberziehn.

Nimbus.

Mit diesem Worte wird der Fall bezeichnet, wenn sich *im Sommer* gewitterhaft über große Landesbreiten eine

düstere Wolke heranwälzt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird.

Wohl zu merken!

In diesen drei abschließenden Strophen warnt der Dichter vor einem starren Haften an den Einzelergebnissen der neuen Theorie. Haben wir mit Howard die Wolkengebilde sorgfältig unterschieden, so müssen wir auch nicht versäumen, die Uebergänge vor- und rückwärts zu betrachten, um so eine lebendige Uebersicht über die Entwickelungsfolge der Phänomene zu gewinnen (Str. 1). Insbesondere haben der Maler und der Dichter zwar sich genau mit Howard's Lehre bekannt zu machen und auch in ihren Naturgemälden das Charakteristische jeder Art von Wolkenbildung hervorblicken zu lassen; aber wenn sie ächten Künstlersinn haben, werden sie auch „das Uebergängliche, das Wilde“ zu fühlen, zu erfassen und nachzubilden wissen (Str. 2 und 3).

---

271. Was es gilt.

Dem Chromatiker.

1817.

Die beiden unter der obigen Ueberschrift zusammengestellten Gedichte erschienen zuerst in dem 1817 redigirten ersten Hefte zur Naturwissenschaft vor der Abtheilung „Zur Farbenlehre (Chromatik)“. Die ersten vier Verse entstanden zu Pfingsten 1817. Goethe that sich etwas darauf zu Gute, daß seine Theorie von den Farben praktisch verwerthbar, insbesondere dem Maler förderlich sei, und glaubte darin eine Bürgschaft für ihre Wahrheit erblicken zu dürfen.

Dieses deutet der erste Spruch an. In den zehn folgenden Versen polemisirt er gegen Newton's Lehre von der Entstehung der Farben aus der Brechung des Lichts und gegen die Lehre von der Polarisation des Lichts, die besonders Biot in dem Capitel über die entoptischen Farben erörtert hatte. Goethe erzählt in den Annalen unter dem J. 1817, wie er dem Vortrage eines akademischen Lehrers, der die Polarisationslehre durch einen Apparat zu demonstriren unternahm, gleich bei den ersten Anstalten entronnen sei.

272. Herkömmlich.

Erschienen 1822.

Unser Gedicht wurde zuerst im vierten Heft „Zur Naturwissenschaft" als Motto vor der Abtheilung „Chromatik" gedruckt. — Katholische wie protestantische Priester werden nach wie vor in herkömmlicher Weise ihre Lehren verkünden und sich der um sie versammelten Gemeinde freuen, die, mag Altes oder Neues gelehrt werden, die Worte obenhin nachzustammeln pflegt. Das Privilegium jener Lehrer nimmt der Dichter für die Verkündigung seiner Farbentheorie in Anspruch; es werde bei dieser Verkündigung weder Wunden noch Narben absetzen, und wenn er damit eine Sünde begehe, so sei es gewiß eine der läßlichsten.

273. Gesetz der Trübe.

1827.

Vorliegendes Gedicht, am 1. Februar 1827 entstanden, erschien in „Kunst und Alterthum" (Bd. 6, Heft 1) mit *der Ueberschrift* „Warnung, eigentlich und symbolisch

zu nehmen", und ward auch in die siebente Abtheilung der „zahmen Xenien" zwischen andere auf die Chromatik bezügliche Sprüche eingereiht, wo sich auffallender Weise auch der Druckfehler in V. 4 („Bilden" statt: Bildern) wiederfindet. In Betreff der jetzigen Ueberschrift bemerken wir, daß Goethe sich die Farbenerscheinungen durch seine Theorie der „trüben Mittel" zu erklären sucht. Das hellste Licht, lehrt er, durch ein sehr wenig dichtes Medium gesehen, erscheint gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu oder wird seine Tiefe vermehrt, so nimmt das Licht allmälig eine gelbrothe Farbe an, die sich endlich zum Rubinrothen steigert. Wird dagegen die tiefste Dunkelheit durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Medium gesehen, so erscheint Blau, welches immer heller und blasser wird, je mehr die Trübe des Mittels wächst, und um so dunkler und satter, je durchsichtiger das trübe Medium wird, und zuletzt beim geringsten Grade der Trübe als schönstes Violett erscheint. Von der Wahrheit dieser Theorie, verlangt er (Str. 2), soll man sich in Gottes freier Natur überzeugen, nicht aber sich mit den Anhängern Newtons in die dunkle Kammer (Str. 1) einsperren, um dort, wie es in den zahmen Xenien heißt, den weißen Sonnenstrahl, als ob's ein Stricklein wär', in Farbenfäden aufzudröseln.

---

274. Allerdings.

Dem Physiker.

Erschienen 1820.

Diese Verse wurden zuerst dem Schluß des dritten Heftes „zur Morphologie" als „heiteres Reimstück" ohne

Ueberschrift beigegeben. Sie schließen sich an ein Paar Verse des Gedichtes „Die menschlichen Tugenden“ von Haller:

> In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.
> Zu glücklich, wenn sie noch die äußere Schale weist!

Wie abhold Goethe diesem Ausspruch sein mußte, ergibt sich schon aus dem „Epirrhema“ (Nr. 260):

> Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
> Denn was innen, das ist außen.

In ähnlichem Sinne sagt er im Vorwort zur Farbenlehre, wer die Wirkungen eines Dinges vollständig darlege, lege zugleich das Wesen des Dinges dar; wer die Handlungen, die Thaten eines Menschen nach allen Seiten schildere, gebe damit ein Bild seines Charakters; wer die Thaten des Lichts, die Farben, getreu und umfassend vorführe, gebe damit Aufschluß über das Licht; die Natur spreche mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen, dem Aufmerksamen sei sie nirgends todt und stumm; aber auch freilich nur zu dem rede sie, der ihr Empfänglichkeit entgegenbringe, dessen Brust nicht eine kernlose Schale sei.

---

275. Ultimatum.

Erschienen 1827.

Das Ultimatum betheuert Zweiflern gegenüber noch einmal den vollen Ernst seiner Behauptung, daß man an der Natur kein Inneres und Aeußeres, nicht Kern und Schale unterscheiden dürfe, und daß bei der Naturforschung der Erfolg vor Allem von der Empfänglichkeit des Betrachtenden abhange; der für die Sprache der Natur empfäng-

liche Mensch trage ihren Kern in seinem Herzen, im Mikrokosmus spiegle sich der Makrokosmus ab.

---

276. Die Weisen und die Leute.

1814.

„Die Weisen und die Leute" oder das „Gastmahl der Weisen", wie das Gedicht im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel heißt, wird unter der letztern Bezeichnung in den Annalen unter dem J. 1814 als ein „dramatisch lyrischer Scherz" charakterisirt, „worin die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen." Goethe bemerkt dabei, es sei wohl nicht für's Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt gewesen, habe aber wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena gelegt werden müssen.

Am 31. October 1814 fragte er brieflich bei Zelter an, ob er eine Abschrift des Gedichtes besitze, und fügte hinzu: „Ich zweifle daran; Riemer wollte noch die passenden Personagen darüber setzen." Zelter bat nun wiederholt um das Gedicht; allein gegen Ende Mai 1815 schrieb ihm Goethe: „Das Gastmahl der Weisen habe ich secretirt. Wenn es bekannt würde, so müßte es gewisse Individuen sehr tief verletzen, und die Welt ist denn doch nicht werth, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe."

Riemer bemerkt hierzu: „Es ist zu bedauern, daß Goethe's oft zu ängstliche Discretion, die ihm doch nichts geholfen, uns die nähere Kenntniß dessen vorenthält, was

er doch mitzutheilen Lust hat. Die albernen Philister-fragen, die hier von den Leuten gethan und von den Weisen persiflirt werden, mögen freilich gewissen Individuen vorzugsweise angehören, wie denn jede Narrheit ihren besondern Liebhaber hat; aber dieser bekennt sich meistens nicht dazu, und wenn er nur nicht namentlich aufgerufen wird, so glaubt er nicht, daß es ihn angehe. Allein man hat doch diese und ähnliche Fragen schon längst in ältern und neuern, zumal moralischen und popularphilosophischen Schriften gelesen, so daß sie gar nicht mehr als individuelle, sondern als allgemeine, auf einer gewissen Culturstufe vorkommende Aporeme zu betrachten sind. Da es nun nur allgemeine Fehler und Unarten des Geschlechts sind, welche auf seine Art, d. h. mit gutem Humor zu rügen der Dichter Fug und Recht hat, so gut wie der Prediger auf die seinige: so hätte das Gedicht für Einzelne nicht verletzender gewirkt, als jedes andere von ähnlichem Inhalt und gleicher Tendenz, wäre es auch früher bekannt geworden. Es muß also Goethe noch andere und besondere Gründe gehabt haben, damit so zurückhaltend zu sein; sie sind mir aber nicht zur Kenntniß gekommen. — Wenn aber die Fragenden sich anonym im großen Haufen verlieren mögen, so mußten doch die Bescheidgebenden durch Persönlichkeit und Namen sich auszeichnen; und da diese nicht aus der Gegenwart genommen werden durften, um nicht irgendwen zu compromittiren, so war kein anderer Ausweg, als in's Alterthum zu gehen und Stellvertreter aus den wissenschaftlichen Gebieten, in welche die Fragen zu gehören schienen, auszuwählen. Goethe übertrug mir dieses Geschäft, und ich habe gesucht mich so gut aus der *Sache* zu ziehen, als mir möglich war."

Riemer hat den Auftrag mit Glück ausgeführt. Die sehr unnöthige Discretion aber, die Goethe bei dieser Gelegenheit zeigte, läßt erkennen, wie gänzlich ihm jetzt die frische, muthige Streitlust wieder abhanden gekommen war, in welche ihn Schiller in die Xenien-Periode hineingerissen hatte.

277—290. Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.

1827.

Mit zunehmenden Jahren entwickelte sich in Goethe ein immer umfassenderes Interesse für die poetischen Literaturen fremder Völker, so daß allmälig sich in seinem Geiste die Idee einer poetischen Weltliteratur ausbildete, die ihm wie eine entzückende Sphärenharmonie erschien:

> Wie David königlich zur Harfe sang,
> Der Winzerin Lied am Thore lieblich klang,
> Des Persers Bülbül Rosenbusch umbangt,
> Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
> Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
> Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —
> Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
> Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Selbst die Poesie des entlegensten Ostens, die chinesische erregte seine lebhafte Theilnahme. Schon 1813, als der Kriegssturm eben in Deutschland am stärksten tobte, hatte er sich in das Studium des chinesischen Reichs geflüchtet.

Ende Januars 1826 fand ihn Eckermann über der Lectüre eines chinesischen Romans, dem er reichliches Lob spendete, und worin er, insofern darin Alles verständig, sittlich und bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung zuging, eine gewisse Aehnlichkeit mit seiner epischen Dichtung Hermann und Dorothea und mit Richardson's Romanen fand. Aus einem chrestomatisch-biographischen Werke „Gedichte hundert schöner Frauen" theilte er in Kunst und Alterthum Notizen und Gedichtchen mit, um die Ueberzeugung zu geben, daß sich, trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Dieses Interesse an der chinesischen Literatur gab ihm denn auch die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten ein, die uns stellenweise noch an die süßesten Töne seiner Jugendlyrik gemahnen. Wie er früher im westöstlichen Divan ein Band zwischen Orient und Occident gewebt hatte, so fühlte er jetzt im höchsten Greisenalter noch den Muth, ein Band zwischen der Heimath und jenem fernen Reich der Mitte, und damit zugleich einige neue Maschen zu dem Völker und Zeiten umspannenden Netze der Weltliteratur zu knüpfen. Freilich war jetzt seine Productionskraft nicht mehr jugendlich frisch und reich, und es lasteten auf ihm noch zu viele eines Abschlusses harrende sonstige Arbeiten, daher es uns nicht wundern darf, wenn die vorliegende Production etwas Lückenhaftes an sich trägt. Es ist weder der Cyklus der Jahres-, noch der der Tageszeiten vollständig durchgeführt, und das Ganze klingt epigrammatisch abrupt aus. Wenn Zelter nach dem ersten Erscheinen der Dichtung (im Berliner Musen-Almanach auf das J. 1830) die Wirkung derselben auf die Berliner als

gewaltig und gleich der eines neu heraufziehenden Kometen schildert, so ist nicht zu übersehen, daß er Andern seine eigene übermäßige Begeisterung für die neuesten Productionen seines Freundes unterzuschieben liebte.

In der ersten größern Hälfte (I bis IX), den Jahrszeiten-Cyklus vom Beginn des Lenzes bis zum Herbst umfassend, herrscht eine genügende Continuität. I stellt den Dichter als Mandarinen dar, der, des Herrschens satt und des Dienens müde, nur noch Vergnügen daran findet, im Grünen am Wasser gelagert, nach der Weise der Chinesen Trinken und Dichten zu vereinen. — In II erscheinen ihm die am Spalier gereihten lilienweißen Narzissen mit den rothen Mittelkronen wie sehnsüchtige harrende Liebende. — III faßt die von den Schafen verlassene rein grüne Wiese, die sich bald mit bunten Blumen schmücken soll, sowie den noch von leichtem Gewölk verschleierten Himmel, den die steigende Sonne bald aufhellen und verklären wird, als Sinnbilder in Erfüllung gehender Hoffnung auf. — In IV nimmt der Dichter den in der chinesischen Poesie so vielfach figurirenden Pfau seines herrlichen Gefieders wegen, worüber er die Häßlichkeit seines Schreiens vergißt, den von den Dichtern ihrer Heimath oft genannten indischen Gänsen gegenüber in Schutz, an denen ihm Gestalt und Geschrei gleich unerträglich sind. Die Schönheit des Pfaus deutet zugleich leise auf eine bald erscheinende Schönheit höherer Art voraus, wie die beiden vorhergehenden Nummern auf ein nahendes Liebesglück. — Bestimmter weist dararauf Nr. V hin. Der Dichter fordert den Pfau auf, sein farbenprangendes Schweifrad den goldenen Strahlen der Abendsonne entgegen zu entfalten, die in dem blühenden Garten nach einem Liebespaar späht und das Herrlichste

zu schauen glaubt, wenn sie es erblickt. Daß der Dichter und seine Geliebte gemeint sind, sehen wir aus der zweitfolgenden Nummer. — In VI ist der Sommer bereits im Anzuge, und mit dem Lenz geht auch des Dichters Liebesglück zur Neige. Das dichtere Laub der Bäume verdeckt ihm die Aussicht nach der Wohnung der Geliebten. — VII ist der Erinnerung an das Zusammentreffen mit den Unvergeßlichen im Garten gewidmet. — VIII schildert in zwei Strophen, die sich fast mit den schönsten Liedern seiner Jugendzeit messen können, eine mondhelle Spätsommernacht am See, deren Kühle sein sehnsüchtig erregtes Herz beschwichtigt. — In IX ist der Herbst genaht und die Rosenzeit vorüber. Eine Rosenknospe, die noch als Spätling am Stocke glänzt und jetzt die ganze Blumenwelt vertritt, lehrt erst den vollen Werth einer Rose erkennen.

Mit dem Eintritt der trübern Jahrszeit in X beginnt sich die Reflexion vorzudrängen. Der Dichter bewundert die Königin der Blumenwelt, die allgemein als solche anerkannt wird, ihrer vollendeten Schönheit wegen, und sieht in ihr das sonst nur geahnte Gesetz in reinster Verkörperung vor Augen, fühlt sich aber noch fortwährend gedrungen, über dieses Gesetz, und warum und wie es hier so vollkommen in die Erscheinung getreten sei, zu brüten. — In XI sollten die Anführungszeichen die sechs ersten Verse einschließen; denn in diesen wirft dem Dichter ein Freund vor, daß er sich wieder in seine Speculationen über die Metamorphose der Pflanzen (vgl. die Bemerk. zu Nr. 259) vertiefe, wobei Alles zuletzt zu „gespensterhaften Schemen“ verschwinde. Der Dichter antwortet, er suche eben das nicht Verschwindende, das Unvergängliche, das ewige Gesetz, wornach die Rose und die Lilie blüht. — Auch XII ist

mit Anführungszeichen zu versehen; denn dort wollen des Dichters Freunde durch ihre Gesellschaft ihn seinem einsamen Speculiren entziehen und sprechen die Hoffnung aus, er werde Pinsel und Farbe, die sie neben dem Wein im Grünen finden, zur Anfertigung eines neuen Kunstwerks nutzen. — Der Dichter lehnt in XIII ihre Gesellschaft ab, da die Weihe der Begeisterung über den Künstler nur in der Einsamkeit komme. — Weil die scheidenden Freunde noch etwas „Kluges“ mit auf den Weg wünschen, so gibt ihnen der Dichter schließlich in XIV die Lehre mit, daß die Sehnsucht in's Ferne und Zukünftige durch Nichts so erfolgreich beschwichtigt werde, als durch Ausfüllung des Tages und der Stunde mit förderlicher Thätigkeit; ähnlich, wie Schiller sich für die Flucht der Ideale damit zu trösten wußte, daß ihm als treue Lebensgefährtin bleibe:

> Beschäftigung, die nie ermattet,
> Die langsam schafft, doch nie zerstört,
> Die zu dem Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht.

Erstes Register

(nach der herkömmlichen Reihenfolge der Gedichte und dem Gange des Commentars geordnet.)

Erster Band des Commentars.

Zweiter Band des Commentars.

Zweites Register*)

(alphabetisch nach den Anfangsworten der einzelnen Gedichte geordnet).

*) Die Zahlen am Anfang der Zeilen weisen auf die Nummer jedes Gedichts im ersten Register mit beigefügter Ueberschrift, die Zahlen am Schluß der Zeilen auf Band und Seite hin, wo die Erörterung des betreffenden Gedichts im Commentar beginnt.

E.

J.

T.

U.

V.


Stanford University Libraries
3 6105 013 413 914

